Ein Diplomat.

Roman

von

Ottilie.

Leipzig
Verlag von Otto Wigand.
1853.

Das Wiedersehen.

Florentine von Berghe an den Legations-secretair Emil Solern.

„Verschiedene Verhältnisse machen mir's wünschenswerth, meine Zurückgezogenheit einigermaßen aufzugeben; aber ich möchte nicht, daß meine Rückkehr in die Gesellschaft Sie in derselben irgend wie störe oder von einer Bedeutung scheine, die sie nicht hat, darum ist zuvor von meiner Seite noch eine Erklärung nöthig: wir haben uns in letzter Zeit geflohen, weil wir uns in früherer geliebt und uns dann fremd geworden; — ich glaube aber, so fremd, daß es nur noch Namen sind, die wir fliehen, und Namen können nur schrecken, wenn sich Vorwürfe an sie knüpfen; aber — wir sind beide glücklich, beide Andere, als wir damals geliebt: ein Bild der Phantasie war es, dem ich Ihre Gestalt geliehen; doch die Erscheinung dieser

Gestalt kann nun mein Herz nicht berühren, da jenes Bild nicht ihr eigen war. Auch bin ich verlobt und zwar aus tiefer ganzer Seele. — Die Erinnerung kann auch Ihnen in meiner Nähe nichts anhaben, denn mein Inneres und Aeußeres ist unerkennbar verändert. So ist es eine Thorheit, wenn wir uns fliehen, wenigstens wenn wir, um uns auszuweichen, aus unsern Wegen weichen: wir sind uns ungefährlicher, als Fremde, die ihr Wesen nicht an einander geprüft.

Florentine v. Berghe."

Am Morgen sandte Florentine den Brief an Solern und gegen Abend begab sie sich zu ihrer Tante, der Gräfin Liska, der Schwester des ....schen Gesandten. Die Gräfin trat ihrer Nichte mit ironischem Lächeln entgegen. — „Was haben Sie mit mir vor?" fragte Florentine. — „Ich hätte Lust, Deinen Gleichmuth auf die Prob zu stellen," antwortete jene. „Deine jetzige Ruhe und Deine frühere Sentimentalität kann ich noch nicht recht zusammenreimen; indessen will ich nicht, daß Du Dich compromittirst: wir sehen heute Abend Gesellschaft bei uns und Solern ist mit eingeladen."

„Es ist gleich," sagte Florentine, „ihn habe ich schon seit meiner Rückkehr nicht mehr gefürchtet, seine Mißdeutung nur, wenn ich vor ihm erschiene; ich habe aber heute Morgen an ihn geschrieben und alles Unklare zwischen uns beseitigt."

„Es scheint in der That, Du bist gescheidt geworden."

— „Natürlich erschwert es mir sehr den Verkehr mit Ihnen," fuhr Florentine fort, „ihm stets auszuweichen, da er um der amtlichen Verhältnisse willen, in denen er zum Oncle steht, so häufig in Ihrem Hause anzutreffen ist; übrigens ist er auch in allen Cirkeln hier heimisch, denen ich mich nun zum Winter nicht mehr so ganz entziehen kann, theils aus Freundschaftsrücksichten, theils um meiner selbst willen: man wird einseitig durch die Absonderung. Die einzige Frage ist nur," fügte sie leicht hinzu, „ob meine Toilette für Ihre Soirée nicht zu einfach ist?"

Sie trug ein langes hohes, weißes Kleid, und kein buntes Band, keine goldne Nadel schmückte es.

„Ah — so weiß bist Du am schönsten, so einfach am glänzendsten!" spöttelte die Gräfin. Indessen flog ihr Blick triumphirend über die schöne Nichte, die ihrem Salon ein neuer Reiz zu werden versprach.

Florentine lächelte. „Sie schmeicheln mir fast, indem Sie meinen, mein Gleichmuth könne über Nacht wieder verschwinden, wenn er nicht heute, wo er einmal vorhanden, die Probe bestehe. Nun wohl, ich bleibe!" entschied sie und half die Zimmer zum Empfange der Gäste ordnen.

Nicht so ruhig wie Florentine den Brief geschrieben, empfing ihn Emil Solern. Er erkannte auf der Adresse ihre Handschrift und unwillig, aber rasch, als wolle er so bald wie möglich eine unwillkommene Störung entfernen, riß er ihn auf und las. Die Zornader schwoll auf seiner Stirn, eine dunkle Röthe übergoß sein ganzes Gesicht und den Brief knitterte er so klein zusammen, als wolle er ihn zerdrücken; aber bald legte sich wieder über seine Züge die eiskalte Ruhe, die sie charakterisirte, nur aus seinen kleinen schwarzen Augen schossen noch Blitze, wie aus einem unterirdischen Feuer. Er faltete langsam das Blatt wieder auseinander und überlas es noch einmal.

„Was soll das?!" fragte er. Er glaubte an alle Möglichkeiten, nur an seine einfache Wahrheit glaubte er nicht; gegen sie stritt zu gewaltig seine Eitelkeit und zugleich sein eigener Trieb zur Lüge. Einen einzigen Moment nur hatte er es für möglich gehalten, daß solche

Gleichgültigkeit für ihn in Florentinen Raum gefunden. „Wenn sie verlobt wäre," combinirte er, „was sollte sie in die Gesellschaft zurückführen, da der Verlobte, wie ein Gerücht besagt, nicht hier existirt; wäre diese Verlobung nicht vielmehr ein Grund, sie von der Gesellschaft zurückzuhalten? Oder erwacht, nahe der Hochzeit, die alte Liebe in ihr und sie will noch einmal versuchen, mich zu verzaubern, ehe sie sich verloren giebt?" Ein kaltes Lächeln flog über seine schmalen Lippen. „Oder will sie mich nur kirren durch die Nachricht ihrer Verlobung und sie ist nicht verlobt, aber verblüht, und weil weit und breit auf ihren Reisen sich kein Bräutigam gefunden, meint sie mich mit dem Nimbus von Erinnerungen an alte Tage noch wieder fesseln zu können? Ja! gerade weil sie die Macht dieser Erinnerungen zu verleugnen sich bemüht, ist es am wahrscheinlichsten, daß sie sie benutzen will. Oder ihr Herz war wirklich treu und sie will sich mir in den Weg drängen, da sie gehört, daß ich im Begriff sei, mich zu verloben, noch einen verzweifelten Versuch wagen, mich zurückzugewinnen? O wie sie lästig sind, diese Frauen mit ihrer unaustilgbaren Liebestreue! Aber sie ist klug geworden, dieser Brief ist dennoch ein feines Gewebe von List. Doch solche kluge Frauen sind nicht

so empfindsam: will sie sich rächen, sucht sie Isabelle, indem sie die Gesellschaft wieder aufsucht, und will mich mit diesem Briefe nur achtlos gegen ihre Machinationen machen? Von solcher Berechnung, solcher Bosheit war aber früher kein Zug in ihrem Charakter," warf er sich ein; „doch Unglück und Reisen machen die Weiber intrigant," entschied er, ohne daran zu denken, daß er das Unglück ihres Lebens war, daß sein Verrath sie hinausgetrieben in's ferne Land. „Nun ich fürchte ihre Rache nicht, auf sie selbst falle sie zurück! Lächerlich wird sie sich machen, mir aber nicht schaden; unsere Gesellschaft ist Gott sei Dank nicht so abgeschmackt, um einem jungen Manne kleine Aventüren zum Vorwurf zu machen, und unsere jungen Mädchen sind raffinirt genug, um die Eroberung eines jungen Mannes nur interessanter zu finden, wenn er schon Herzen gebrochen.... Es ist gut!" fuhr er fort, „sie erscheine neben Isabellen, — o so hinreißend, so verführerisch wie Isabelle war sie nicht in ihrer glänzendsten Zeit!" Und er ließ jeden Gedanken an Florentine und ihren Brief fallen, glühte auf für die jugendlich schöne Isabelle und wiegte sich in süßen Zukunftsträumen; aber Liebe und Ehrgeiz schwellten zugleich seine Brust.

Am Abend als er in Frau von Liska's Salon trat,

suchte sein Auge nur Isabelle, fiel aber zuerst auf Florentine: sie saß neben ihrer Tante auf einer dunkelblauen Causeuse. Ah — sie hatte noch wie damals die Gewohnheit, sich weiß zu kleiden, sie trug noch wie damals ihr reiches schwarzes Haar in Locken. Wie oft hatte er diese Locken geküßt, wie oft, wenn ihr Anblick ihn berauscht, sein glühendes Gesicht in diese Locken gedrückt. Aber er verwarf die Erinnerung und überlegte nur kalt, wie sie ihr Spiel wohl beginne, indem sie in der wohlbekannten Tracht wieder vor ihm erscheine. „Aber es ist umsonst!“ erklärte er sich selbst, „denn sie hat Recht, eine Fremde ist sie mir: ihre Formen, ihre Farben, ihr Ausdruck, ihr Wesen, Alles ist verändert.“ Aber verblüht, wie er sie erwartet und gewünscht — fand er sie nicht. Jede Spur von Roth war zwar von ihren Wangen gewichen; aber ein so klares Weiß über das Gesicht gegossen, daß es ihr einen wahrhaft blendenden Schimmer gab, ihrer ganzen Erscheinung ein wundervolles Gepräge von Reinheit. Ihr Auge war nicht matt, nicht müde, erzählte nichts von Thränen; wohl war es ruhiger als sonst, das heißt ohne leidenschaftliche Bewegung; damals hatte es die widerstreitendsten Gefühle gespiegelt, die in ihr herrschten, eine beängstende Unklarheit. Jetzt war der Schleier gerissen,

der noch ihren tiefen Blick verhüllt hatte. Auf der Stirn ruhten ernstere, reifere Gedanken; aber die Jahre, die über sie hingezogen, hatten keine Spur zurückgelassen. Die Züge waren ausgeprägter, aber nicht scharf, sie trugen keine Ahnung jener Bitterkeit, die so oft eine verlorene Jugend, ein verlassenes Herz erzeugt, sie hatten Charakter gewonnen, aber nicht ihre kindliche Bildung verloren; den Mund umgrenzte zuweilen eine schärfere Linie, die schmerzliche Erfahrungen verrieth; aber im nächsten Moment schon glättete ein Zug unsäglicher Milde und Freundlichkeit sie aus, als ob ihr aus Schmerzen nur das Verständniß derselben, nur für alle eine Theilnahme geblieben wäre. Auch ihre Gestalt war eine andere: sie war schlanker geworden und erschien darum höher, und ihre Bewegungen waren leichter, obgleich sie ruhiger geworden. Ihr ganzes Wesen trug den Ausdruck, als hätte sie nichts verloren, aber sich selber gewonnen.

Ihr Anblick verwirrte Solern einen Augenblick; er suchte sich vergebens sie zu erklären. Unterdessen hatte er auch Isabelle gefunden und sich ihr genähert, und indem seine Gedanken sich bemühten, durch Florentinens unveränderliche Blässe in die Tiefe ihrer Seele zu dringen, flüsterte er Isabellen so süße Worte zu, daß das

schöne Roth ihrer Wangen immer höher erglühte. So erglühend an jedem seiner Worte, seiner Blicke hatte er einst auch Florentine gekannt; so scheu und schüchtern wie Isabelle sich in der Gesellschaft bewegte, war auch sie einst in ihr erschienen, und wie er jetzt liebend immer zu Isabellens Seite blieb, war er einst ihr zur Seite gewesen; — aber als sie plötzlich ganz allein in der Welt dagestanden, — hatte er sie verlassen! Daran dachte er einen Moment — und sah zugleich, wie ihr Auge so ruhig, so achtlos über ihn hinging, und er dachte von Neuem, sie sei gekommen, sich zu rächen, und wollte ihn für's Erste durch Gleichgültigkeit geißeln.

Aber ihre Ruhe schien so natürlich, in diesem Wesen lag keine Berechnung. War ihr Herz verblutet an den Schmerzen, denen er sie preisgegeben, konnte es nicht mehr klopfen? Und er dachte, wie jene Katastrophe auch über sein inneres Wesen entschieden hatte, welchen Kampf, welchen Schmerz ihm damals der Entschluß gekostet, sie aufzuopfern. Seitdem hatte es in seiner Brust solche Kämpfe nicht mehr gegeben, seitdem war es ihm zur zweiten Natur geworden, das Gefühl dem äußern Vortheil unterzuordnen; er hatte aber diesen Vortheil „Vernunft" genannt und sich groß gedünkt

unter ihrer Herrschaft. Als er aber Florentine in ihrer reinen Schönheit wiedersah, erschrak er einen Augenblick über diese seine Größe, erschrak aber zugleich, daß solche Empfindung noch Raum in ihm fand. Er sprach lebhafter zu Isabellen, er sprang von einem Gegenstand zum andern über, um den Eindruck los zu werden, den Florentine ihm gemacht, er fühlte sich unbehaglich; aber dennoch ließ sein Auge nicht von ihr, er mußte sie immer wieder beobachten. Frau von Liska hatte sie verlassen, und Florentine saß still allein da, den Kopf in die Hand gestützt, die weiß war, wie ihr Gesicht und ihr Kleid. Die Gesellschaft war ihr meist fremd, ebenso ihr Wesen; sie hatte zu lange mit der Natur gelebt und Wahrheiten nachgestrebt, als daß sie gleich wieder in ihr unwahres Treiben sich hätte finden sollen; ihr schönes Auge wanderte umher und suchte den eigentlichen Menschen aus seinen Zügen, was er war, und was er geworden in den Erfahrungen des Lebens. Man vergaß, daß sie schwieg, wenn man ihr sprechendes Auge sah.

„Vielleicht ist sie Malerin geworden?“ spottete aber innerlich Solern. „Sie scheint Physiognomien zu studiren, und zu diesem Zwecke ist sie vielleicht in die Gesell-

schaft zurückgekehrt." Er athmete auf, daß er sie wieder verhöhnte: so war er vertrauter mit sich selbst.

Unwillkürlich mischte sich endlich Florentine in die Unterhaltung ihrer nächsten Umgebung; aber sie hatte keinen Begriff, wie man ernst über Dinge verhandeln könne, ohne es ernst mit ihnen zu meinen, sie kannte das Wort nicht als Luxus, — ernst oder scherzend, es trug sie selbst, darum hatte es ewig Leben und Charakter. Man ist an alle Erscheinungen in der Gesellschaft gewöhnt, aber auf ein natürliches Wesen versteht man sich nicht, nur hinter der Wahrheit sucht man Erklärungen: darum vielleicht sammelten sich immer mehr die Anwesenden um Florentine. Die Unterhaltung wurde lebhafter und gewann Gehalt und Gestalt. Sie citirte keine Gelehrsamkeit; aber ihre entwickelten Begriffe und durchgebildeten Anschauungen bewiesen ein Leben voll Nachdenken und Streben.

„Ah — sie ist eine Gelehrte geworden!" spottete wieder heimlich Solern — „und freilich darf sie, um als solche sich zu produciren, sich nicht einsperren. Was doch aus unglücklichen Frauen nicht alles werden kann! Dieser Genre darf nicht ausgehen, welche Weisheit ginge

sonst der Welt verloren, ex officio müßte man für seine Erhaltung sorgen."

Florentine meinte er im Herzen zu verspotten, aber sein eigenes Herz war's, das er verhöhnte, das sich der Theilnahme nicht erwehren konnte für die verlassene Geliebte, die so gleichgültig ihn wiedersah. Er fühlte sich in einer seltsamen Aufregung, er sprach so leidenschaftlich zu Isabellen, wie noch nie zuvor, achtete aber nicht auf ihre Antworten. Plötzlich bedrückte es ihn, nur den schmachtenden Liebhaber zu spielen, während seine Umgebungen Sympathie für alle Interessen des Lebens entwickelten. Er mischte sich in die Unterhaltung, die in seiner Nähe gepflogen wurde, wie im Eifer des Gespräches richtete er das Wort auch an Florentine. Als ob die Idee, die er verfolgte, ihn über alle Persönlichkeiten erhöbe, sollte es ihr scheinen; aber ein unwiderstehliches Verlangen, einen Augenblick ihre Ruhe erschüttert zu sehen, trieb ihn, sich ihr zu nähern. Er hatte die Sprache ganz in seiner Gewalt, mit der ihm eigenen Gewandtheit entwickelte er seine Meinungen und vertheidigte sie von einem so hohen Standpunkte aus, als hätte er für die ganze Bedeutung des Lebens nur den höchsten Gesichtspunkt. Er war

innerlich so erregt, daß alle seine Worte wie das Feuer der Empfindung durchglühte.

Aber Florentine kannte schon diese Sprache: sie wußte, daß er alle Erkenntniß nur als Draperie benutzte, sich selbst hervorzuheben, daß sie ihm niemals Zweck, nur Mittel war, daß er nur den Blick hatte für die Wahrheit, aber kein Sehnen, sie zu erfüllen, nur die Bemerkung der Größe, nimmermehr die Kraft und den Willen, sich selbst zu ihr emporzuheben.

Sie antwortete ruhig, ihre Blässe wich nicht einen Moment; indem seine Stimme an ihr Ohr schlug, zog zwar an ihrem Auge die Vergangenheit vorüber, aber sie war versöhnt mit dieser Vergangenheit, — war sie doch die Bildungsschule, in der sie ihre Zukunft gewonnen, — und ihr Herz zitterte nicht, sie wurde nur theilnahmloser für die Unterhaltung: sei es weil ihr Gefühl sich sträubte, mit ihm zu unterhandeln, oder weil ihre Gedanken weiter geschweift.

„Ihr Herz ist alabastern wie ihr Gesicht!“ schmähte in seinem Herzen Solern und ärgerte sich, daß er sich ihr genähert. Er vertiefte sich mit einem Einzelnen aus diesem Kreise besonders in das Gespräch, und wie im Eifer der Unterhaltung entfernte er sich immer mehr und

mehr aus Florentinens Nähe. Ruhelos aber trieb er sich den ganzen Abend in der Gesellschaft umher und vermochte es nicht, zu Isabellen zurückzukehren, obwohl er sah, daß ihr Auge ihn suchte. So lange er Florentinen unglücklich glaubte, hatte er keine Empfindung für die Vergangenheit; nun er sie zufrieden sah, eilten unwiderstehlich seine Gedanken zu ihr zurück, jede glückliche Stunde kehrte ihm wieder, seine Stimmung wurde so weich, wie er sie nicht mehr kannte, er hätte weinen können. Hatte er auch damals mit Florentinen ein berechnetes Spiel getrieben, hatte er sie doch geliebt und sich immer mehr selbst gefangen in den Netzen, die er ihr ausgeworfen, und alle Worte, die seine List erdacht, hatten ihm Wahrheit gedünkt, indem er sie ausgesprochen: so lag dennoch über jener Zeit wie der Zauber der Unschuld. Hatte er doch auch noch keinen Verrath begangen, als er Florentine sein nannte.

Solern drang in ein entferntes einsames Zimmer und warf sich auf's Sopha. Jene letzte Stunde, wo er bei ihr gewesen, um nicht wieder zu ihr zurückzukehren, trat lebhaft vor sein Auge, und er sah sie erst blühend vor sich stehen und sah, wie sie erbleichte — immer mehr und mehr, als sie begriff, daß er sie verlassen wollte.

Ja, so bleich war sie noch heute — und ihr Herz war erstarrt an der Leiche seiner Liebe. „Sie hat mich sehr geliebt!“ sagte er langsam und schlug sich mit der Hand vor die Stirn; es war ihm, als erfahre er es jetzt erst, als könne so ihn Niemand wieder lieben. Dann raffte er sich auf und kehrte in die Gesellschaft zurück und ihr Treiben war ihm widrig; aber doch fand er sich nun gerade wieder in ihr zurecht, gleichsam beruhigt durch das Resultat seiner Betrachtungen, daß Florentinens unerschütterliche Blässe die Folge ihrer Schmerzen sei um ihn. Aber unwillkürlich suchte sein Blick sie immer wieder.

Durch Florentinens Seele schnitt ein Wehegefühl um den Menschen mit dem offenen Sinn, der dem Blinden gleich nur lebte. Doch von ihm eilten mit doppeltem Entzücken ihre Gedanken zu dem Geliebten, der ihr erfüllte, was jener versprochen.

„Ich wünsche Dir Glück zu Deinem Debüt,“ begrüßte Frau von Liska Florentinen, als die Gäste sich mehr und mehr verloren. „Das hätte ich nicht geglaubt, als wir uns in Zürich trennten, daß Dein Aufenthalt in den Bergen Dir von solchem Nutzen sein könnte, und

verzeih', auch nie während der Reise geahnt, daß Du noch so vernünftig Dich formiren könntest."

„Sprechen Sie nicht zu frühe mein Urtheil," wandte Florentine ein; „ich fürchte, Sie könnten in den Fall kommen, zu widerrufen."

„Sie denkt nicht, daß schon der erste Schritt abwärts von ihrem Bräutigam geschehen ist, indem sie in die Gesellschaft eingetreten, aus welcher sowohl seine Geburt, als auch die Tendenz seiner Bestrebungen ihn ausschließt," murmelte Frau von Liska ihrer Nichte nach, die sich entfernte. „O die Eitelkeit wird auch an ihr ihre Macht nicht verleugnen, lassen wir sie nur in den ganzen Zauber ihrer gesellschaftlichen Talente sich vertiefen.

Solern hatte schon früher die Gesellschaft verlassen; er brachte die Nacht sehr unruhig zu. Wachend und träumend stand Florentinens weiße Gestalt vor seinen Augen. Auch Isabelle erschien ihm; aber ihre rosige Erscheinung weckte kein warmes Gefühl in ihm. „Kannst Du nur erröthen, nie erbleichen?" fragte er sie vorwurfsvoll. Als er erwachte, lachte er über den Unsinn seines Traumes; aber es befiel ihn eine Aengstlichkeit, ob sein Wesen vom gestrigen Abend Isabelle nicht be-

fremdet haben könne; er beschloß, es mit ihr bald zu einem Resultate zu bringen. Florentine trat in seiner Seele wieder ganz zurück; nur eines Mißbehagens konnte er sich nicht erwehren, daß er öfter noch mit ihr zusammentreffen werde.

Die Vergangenheit.

Florentine war die Tochter des Ministers der auswärtigen Angelegenheiten von Berghe, unter dessen Leitung und Protection Emil Solern seine diplomatische Carrière begonnen. Talent und Kenntnisse und eine liebenswürdige Gewandtheit hatten ihn zuerst in die Gunst des alten Herrn gesetzt, und bald hatte er verstanden, sich diesem unentbehrlich zu machen, da bei dessen Kränklichkeit Erleichterung der Geschäfte ihm Bedürfniß war. So war Solern schon eingebürgert an der Seite des Vaters, als Florentine von Verwandten, die ihre Kindheit geleitet, zu diesem zurückkehrte; aber in Solern's Pläne war sie schon längst verflochten, und sein Verstand hatte sich so viel mit ihr beschäftigt, daß sein Herz pochte, als sie endlich vor ihm erschien und ihm das Gefühl gab, als flöße sie ihm ein unmittelbares Interesse ein. Neben einem kalten Verstande und

einem kalten Herzen bestand in ihm eine heiße Phantasie: — das war das Geheimniß seines Wesens.

In ländlicher Abgeschiedenheit war Florentine erzogen; frisch und blühend, wie die Natur im Frühlingsschmucke, erschien sie, ahnungslos aller Kämpfe der Welt und der menschlichen Brust. Ihre Verhältnisse waren das Herz eines Kindes so befriedigend gewesen, daß sie in ihrer harmlosen Zufriedenheit nie zu ernsterem Nachdenken gekommen. Die Schwester ihrer frühe verstorbenen Mutter hatte ihr diese in Liebe ersetzt, und in ihrer Familie war sie ohne Unglück unter dem Schutze der Einigkeit und Heiterkeit emporgewachsen. In keiner Gestalt war ihr der menschliche Jammer nahe getreten; es war eine glückliche Gegend, in der sie lebte, und den einzelnen Armen, die ihr begegneten, war's ihr zu süß wohlzuthun, als daß sie dabei an das drückende Gefühl, als Gnade zu empfangen, was Andern Ueberfluß ist, je hätte denken sollen, und sie hielt es so leicht, dieser Noth Einzelner zu steuern, als daß diese Noth von ferne betrachtet sie hätte ergreifen sollen.

Eine Sehnsucht, die sie erfüllte, nannte sie Sehnsucht nach dem fernen Vater und sie freute sich der Zeit, da sie zu ihm zurückkehren würde. So erschien sie nun in

dessen Hause so glücklich, daß Solern fürchtete, es möge doch nicht so leicht sein, wie er von weitem sich vorgestellt, dem jungen Mädchen ein tiefes Gefühl einzuflößen: dieses Herz kannte noch keine Leere! Und doch mußte die Liebe sie ganz erfüllen, sollte er auf ein glückliches Resultat hoffen, — sollte er hoffen, daß sie Muth gewinnen werde, ihrem Vater, dem sie noch mit blinder Ergebenheit gehörte, sich entgegenzustellen: er wußte wohl, daß, wenn der alte Herr auch den fleißigen, umsichtigen Arbeiter gern an seine Person fesselte, er deshalb doch nicht dem bürgerlichen Emporkömmling so leicht das alte adlige Wappen seiner Tochter opfern werde; nur eine unüberwindliche Neigung seines über Alles geliebten Kindes, dachte Solern, solle ihn für seine Wünsche geneigt machen. Aber dem Gefühl, das er ihr einflößen wollte, mußte er zugleich ein heiligendes Moment verleihen, ihrer Pietät als Gegengewicht. Das war sein Plan! Er hatte zu oft und zu glücklich schon mit Schwierigkeiten gekämpft, als daß ihn diese hätten schrecken, nicht vielmehr reizen sollen, und sein ganzes Wesen stand zu sehr unter der Controle seines Verstandes, als daß ein systematisches Bewegen, je nach den Umständen, ihm nicht gleichsam natürlich hätte scheinen sollen.

Zunächst suchte er sich in ein ganz unbefangenes Verhältniß zu Florentinen zu stellen, um sie für's Erste nicht einzuschüchtern und den Vater nicht aufmerksam zu machen: ohne Hehl widmete er ihr seine Aufmerksamkeit, aber wie einen Tribut, den er dem Vater darbringe, und durch die Verehrung, die er für jenen ihr an den Tag legte, knüpfte er die erste nähere Beziehung. So wandte sie sich ganz offen mit ihren arglosen Gedanken und kleinen Wünschen an ihn. Er leitete ihre Lectüre und suchte durch Poesie ihre Seele weich und empfänglich zu stimmen, zugleich benutzte er ihre Unkenntniß aller Etikette zu häufigerem Verkehr, und verließ immer seltner ihren Vater, ohne sie noch aufzusuchen. Jener, zu wenig gewöhnt, die Tochter zu beaufsichtigen, und zu sehr, sie noch als Kind zu betrachten, beachtete lange Solern's Bemühungen um sie nicht, auch war dieser schlau genug, je mehr sie zunahmen, desto weniger sie bemerklich zu machen.

So näherten sie sich immer mehr und mehr. Er war der Erste, der ihr in den neuen Umgebungen entgegengetreten und so ihr gleichsam der Nächste geworden; indem er ihr Alles bot, was sie bedurfte, schloß er sie auch von weiterem, näherem Verkehr ab, da ihr solcher

kein Bedürfniß wurde. Selbst Verwandte, die sie jetzt wiedersah, von denen sie aber die ganze Zeit, die sie auf dem Lande gelebt, getrennt gewesen, blieben ihr innerlich fremd; eingehüllt in ihre natürliche Schüchternheit, stand sie wie abgeschlossen der Außenwelt gegenüber, und nur durch Solern fühlte sie einen Zusammenhang mit derselben. Immer mehr suchte er ihren bildungsfähigen Geist zu wecken, leitete dabei aber ihr Urtheil und ihren ganzen Ideengang, daß mit jedem neuen Interesse, das ihr aufging, er zugleich an Interesse für sie gewann und ihr immer unentbehrlicher wurde. Indessen hatte er noch immer nur beansprucht, Theil an ihr nehmen zu dürfen, aber keine Theilnahme für sich, indem er Alles, was ihn selbst betraf, außer aller Frage ließ. Sein Wesen hatte überhaupt etwas Undurchdringliches, das die jugendliche Phantasie reizt, die hinter dem Geheimniß nur Ueberschwengliches erwartet, und er hatte es darum gehütet, dieses Dunkel, bis es ihr weh that, daß er sie so fremd hielt, und jedes Wort, das er nun über sich fallen ließ, wie ein Beweis von Vertrauen erschien; zugleich ließ er sie ahnen, wie eine schmerzliche Vergangenheit hinter ihm liege und eine schwere Zukunft seiner harre. So hatte er ihre Seele in eine bewegte feierliche Stimmung

gebracht, ernst und bedeutungsvoll Alles aufzufassen, was ihn betraf und in ihm vorging, und war zu dem Punkt gelangt, sie aus dem Taumel der Kindheit zu wecken und sie sich zu eigen zu machen mit ihrem ganzen Wesen.

Er kehrte zurück zu seiner Kindheit und mit der Wahrheit der Thatsachen verlieh er der Lüge, zu der er sie benutzte, das Gepräge der Wahrheit. Sichtlich bewegt war sein Bericht: war's die Erinnerung oder war's die Lüge, mit der er das unschuldige Geschöpf umgarnt, oder geschah es absichtlich, daß er erzitterte? Er war's sich wohl selbst nicht bewußt.

Fein organisirt hatte er als der Sohn des Verwalters auf einem Rittergute durch den Hochmuth der Söhne des adligen Besitzers schon in früher Jugend alle Zurücksetzungen und Ungerechtigkeiten empfunden, zu denen man die Hälfte der Menschen zum Vortheile der andern verdammt hat, und alle Vorurtheile der Standesverschiedenheit kennen gelernt. Betrogen um die Harmlosigkeit des Kindes, war er frühe zum Nachdenken erwacht. Indem er aber die Resultate seiner eigenen Betrachtungen mittheilte und sein Erwachen zum Gefühle des Menschen und seine Berechtigung als solcher,

öffnete er ihr zugleich den Blick in das ganze Bild der bestehenden Welt und zeigte die Niedrigkeit in den Anmaßungen der Einen und die Schmach in der Duldung der Andern. Er erzählte ihr weiter, wie jene Kränkungen schon im Knaben Bitterkeit und eine Verachtung der Welt erzeugt, zugleich auch das glühende Verlangen, sich emporzuarbeiten aus diesem zermalmenden Drucke; er fügte aber hinzu, daß der ganze Jammer der Welt in seine Brust gedrungen und er sich's zum Ziel gesetzt, eine Stellung zu erringen, von welcher aus er für die Menschenrechte wirken könne, und verschwieg, wie vielmehr in jenem Ehrgeize alle Mitempfindung in ihm ausgelöscht und der Egoismus und die Eitelkeit Wurzel geschlagen und fortan gewuchert.

Als zu seiner höhern Ausbildung — berichtete er — es immer an Mitteln gefehlt, und er nur kämpfend mit bitterster Noth und ewigen Hindernissen, bettelnd um den Eintritt in die Hörsäle, seinen Weg habe fortsetzen können, sei er nur immer ernster seinem Ziele gefolgt, indem es ihm in's Gedächtniß gerufen, wie die ärmere Classe ausgesperrt sei von der Ausbildung und den Segnungen des Geistes. Später, als er selbst durch eine kleine Erbschaft und die angenehmere Stellung, die er nach und

nach gewonnen, unmittelbar den Uebermuth der Besitzenden nicht so drückend mehr empfunden, hätte er sich geflissentlich unter das Volk gemischt, um nicht ihrer Schmach zu vergessen; er fügte nicht hinzu, daß das Volk, welchem er sich zugesellt, eine Schauspielertruppe gewesen, mit welcher er als Student unter fremdem Namen eine Zeitlang agirt, um die äußere Unbehülflichkeit des Sohnes aus dem Volke loszuwerden, damit er in die Salons keine Erinnerung daran trage. Während er seiner Eitelkeit gedient, wollte er scheinen, sich zum Kampfe gegen die Gebrechen der Zeit gerüstet zu haben. Er hatte aber richtig gerechnet: Florentinens ganze Seele ging ihm auf, als er solch ein inneres Leben von Bedeutung vor ihr ausgebreitet, das ganze Leben gewann für sie nun höhere Bedeutung, wenn auch die Wirklichkeit nicht ihren frühern, liebgewordenen Bildern glich. Einmal zum Nachdenken und zur Beschauung geweckt, war es nicht schwer, dem Naturkinde die Unwahrheit der Welt begreiflich zu machen und zugleich für die Erhebung derselben sie zu begeistern. Aber die Begeisterung für alles Recht, alles Erhabene wurde identisch mit der Begeisterung für ihn, der sie in ihr angeregt. So wollte er sie haben! Indem er aber die Schlingen immer fester um sie zog, glaubte er sich selbst

immer mehr von ihr gefesselt, und indem er allen seinen Bestrebungen edlere Motive unterlegte, war's ihm, als strömten auch reinere Gefühle durch seine Brust, als würde die Lüge zur Wahrheit. Und indem er das junge Mädchen als den Schutzengel seines bessern Selbst anrief, log er nicht in jenem Augenblick. Er klagte ihr, wie aber die Hoffnungen des Jünglings dem Manne oft wie ein Traum zu entfliehen drohten, wie er sich dem Staatsdienste gewidmet, um am sichersten eine Einwirkung auf den Organismus des Staates zu erreichen. Daß es geschehen, um einen Rang zu gewinnen, der ihm äußeres Ansehen verlieh und ihn gleichstellte mit denen, die schon durch die Geburt einen Platz in der Gesellschaft einnahmen, wußte er selbst kaum in dem Moment, wohl aber, daß er noch fern von dem Punkte, der ihm eine Befriedigung verhieß. Er klagte, wie seine Stellung ihm durchaus noch keinen Einfluß gestatte, er vielmehr nirgends Widerspruch gegen das Bestehende äußern, ja seine Ansichten fest in sich verschließen müsse, um nicht aus seiner Carrière gestoßen zu werden und so sein Ziel zu verlieren; dieses Ziel aber bei näherer Beschauung fern, unendlich fern liege; erst in die höchsten Staatsämter eingetreten, dürfe er hoffen, Gewicht zu gewinnen,

und auch dann sei es noch problematisch, wie viel zu wirken ihm möglich sein würde, ihm, dem Einzelnen, gegenüber dem starken und starren Conservatismus; wenigstens langsam, so langsam würde ihm stets nur gestattet sein vorwärts zu schreiten, daß er oft schon gefürchtet, zu erlahmen, daß er bei dem Mangel an Sinn für eine höhere Auffassung des Lebens überhaupt, den er bei tieferm Eindringen in die Welt gefunden, schon Stunden grenzenloser Entmuthigung gehabt — und nur der Anklang, den er in ihr gefunden, neues Leben, neue Kraft in seine Seele gieße.

So zog er das Netz, in das er sie gelockt, immer fester zusammen, und als er sie endlich an sein Herz nahm und sie beschwor, sein zu werden, schien es ihr, als bedürfe es kaum noch der Worte, um an einander gefesselt zu sein; mit ihrem innern Wesen glaubte sie sich so fest mit ihm verschlungen, daß der äußere Besitz nur eine natürliche Folge sei. Solern zeigte ihr aber, wie das Vorurtheil auch zwischen ihnen eine Kluft gesperrt. Daran hatte sie noch nicht gedacht, und gerade dadurch wurde es ihr am klarsten, wie die Vorurtheile das natürliche Gefühl und das wahre Recht unterdrücken. Sie hoffte aber auf Gerechtigkeit in ihrem Vater; doch dieser wollte die

heiligen Rechte, mit denen Florentine sich an den Geliebten gefesselt glaubte, nicht anerkennen; nur das Recht, über sie verfügen zu können, brachte er in Geltung. Er hatte stolzere Pläne für seine einzige Tochter und er befahl ihr, ungeachtet ihrer Bitten und Thränen, Solern aufzugeben und allen Verkehr mit ihm abzubrechen. Diesem stellte er vor, daß Florentine eigentlich noch ein Kind sei, das sich selbst und ihre Ansprüche gar nicht kenne und deren Zukunft durchaus noch nicht gefesselt werden dürfe. Er bat ihn, sie „vorläufig" nicht zu beunruhigen. Solern wußte aber wohl, daß dieses „vorläufig" heiße, sie aufzugeben, und bemerkte recht gut, daß der alte Herr, während er ihm von nun an Florentine ganz fern zu halten suchte, die Annäherung anderer jungen Leute, die von tadelloserer Herkunft waren, wohl gestattete. Zugleich fürchtete er, daß, so leicht es ihm geworden, dem jungen Mädchen die Richtung zu geben, die sie seinen Wünschen geneigt machte, auch dem alten Diplomaten es gelingen möchte, sie für seine Pläne zu gewinnen, indem er ihr den Sinn für die schmeichelnden Aeußerlichkeiten des Lebens öffne, oder doch wenigstens glaubte er, bei der Hingebung, die in ihrer Seele begründet, einen stummen Gehorsam fürchten zu müssen. Diese

letzte Sorge bestättigte sich auch insoweit, daß sie ihm wirklich auswich.

Die ganze Erbitterung, die er von frühe an eingesogen, erwachte in ihm mit aller Leidenschaft; es war ihm, als wichen alle guten Geister, die mit Florentinens Nähe ihn durchdrungen, wieder von ihm; ein teuflisches Gelüst, sie zur Leidenschaft und zu Verirrungen zu jagen — und dann sie verhöhnend zu verlassen, durchzuckte seine Seele. Er schrieb ihr flammende Briefe; indem aber zugleich die rührende Gestalt ihres unschuldigen Wesens vor seiner Seele auftauchte, gestaltete sich ihm wieder die Lüge zur Wahrheit und ihr Besitz erschien ihm wirklich wie das Asyl vor seinem Dämon. Er schwor, nicht den Moment überleben zu können, da sie von ihm ließe — oder ein kalter, kluger Teufel, könne er nur weiter existiren, verrathen von dem einzigen Geschöpfe, an das er geglaubt, in dem großen Fastnachtsspiel, die Welt genannt, wo unter der Maske eines Rechtes Alles nach dem eignen Vortheil jagt, achtlos der höhern Rechte, die sie mit Füßen treten, — wo Niemand liebt, als Jeder nur sich selbst.

Sie gelobte ihm Treue und meinte bestimmt, durch diese den Vater endlich zu besiegen, nur hintergehen

wollte sie ihn nicht und Solern nicht heimlich sehen. Er glaubte aber nicht an ihre Treue, seinem Einfluß entzogen, und hatte er sich doch so in die Leidenschaft hineinphantasirt, daß ihm in Wahrheit ihr Anblick unentbehrlich erschien.

Er klagte sie an, daß sie sich freiwillig ihres natürlichen Gefühles und natürlichsten Rechtes begebe und dem Vorurtheil unterwerfe, daß sie heiligere Bande anerkenne, als zwischen ihm und ihr, da eine Seele aus der andern ihre Erhebung schöpfe und mit ihrem höhern Sein Eins in dem Andern wurzele. Er beschwor sie, sich nicht selbst über ihre Pflichten zu täuschen, und betheuerte, daß keine Macht der Welt ein Recht habe, sie einander zu entziehen.

Eine namenlose Angst floh durch ihre Seele, ein Zwiespalt kam in ihr Gefühl: so gern glaubte sie an das heilige Recht ihrer Liebe; zugleich war's ihr aber unheimlich, als verschreibe sie sich dem Bösen, indem sie ihm versprach, ihm nicht mehr zu entfliehen. Sie ließ sich finden, wenn er sie suchte, hinter des Vaters und der Verwandten Rücken; aber jene Erhebung fand sie nicht mehr im Zusammensein mit ihm. Wohl drang ihr da Liebe immer tiefer in's Herz, jenes Gefühl, dem man

hauptsächlich diesen Namen verleiht, das unwiderstehlich das ganze Wesen erfaßt, ohne daß es sich selbst begreift; aber dennoch fühlte sie innerlich immer wie einen Kampf gegen diese Leidenschaft, als müsse sie sich den Entschluß abringen, ihn aufzugeben, Herz und Ohr verschließen gegen alle seine schmeichelnden Worte. Aber wenn er ausblieb nur eine Stunde länger, als sie ihn erwartet, und der Gedanke in ihr aufstieg, er sei müde ihres Widerstrebens, brach eine Verzweiflung in ihr aus ohne Grenzen; es war ihr, als könne sie die ganze Welt verläugnen, nur von ihm nicht lassen. Dennoch aber hob dies Gefühl nicht ihren Zwiespalt auf. Er übte einen moralischen Zwang über sie aus: ihr Zittern über das Geheimniß nannte er Schwäche, und jeden Versuch, sich ihm ferne zu halten, bis zu des Vaters Einwilligung, einen Abfall, den er mit seinem Leben bezahlen wolle — und ihre aufgeregte Phantasie zögerte nicht, an seine Drohungen zu glauben, wenn sie auch die unheimliche Angst, die sie momentan von ihm scheuchte, noch vermehrte. Nur über seine Leiche, schwor er ihr oft mit den heiligsten Eiden, solle ein anderer Mann in ihren Besitz gelangen. Und das Geheimniß, ihr Widerstreben und die ewige Unsicherheit steigerte auch so sehr seine

Aufregung, daß alle andern Interessen immer mehr und mehr für ihn zurücktraten und er kaum noch wußte, daß der Ehrgeiz seine Leidenschaft für das junge Mädchen entzündet. Aber ein unerwartetes Ereigniß sollte bald ein grelles Licht in das Verhältniß bringen.

Der Minister erkrankte zum Tode; — Schein und Schimmer traten zurück vor seinem brechenden Auge und der Werth einer liebenden Seele durchdrang sein sterbendes Herz. Sein einziges Kind sollte er aber zurücklassen, ohne es unter dem Schutze der Liebe geborgen zu wissen. Wußte er doch, daß, wenn er geschieden, sie aufhören würde, das Ziel vieler Wünsche zu sein, daß diese Wünsche hauptsächlich seinem Ansehen, seiner Protection gegolten. Er hinterließ ihr nur ein kleines Vermögen und er klagte sich an, den Mann von ihr gedrängt zu haben, den sie so sehr geliebt. Florentine beruhigte ihn, indem sie bekannte, daß ihr Verhältniß nicht abgebrochen sei und daß ihrer Verbindung nichts im Wege stehe, wenn er ihr seine Zustimmung nicht mehr entziehe.

So starb er, Florentine unter dem Schutze der Liebe wähnend. Außerdem baute er auf Solern's Talente, die für die äußere Zukunft seinen Einfluß ersetzen durften.

In ihren Thränen und Schmerzen um den geliebten

Verstorbenen durchdrang das junge Mädchen zugleich das beglückende Gefühl, daß an ihrer Liebe kein Unrecht mehr hafte: alle Angst, alle Qual, die sich zwischen sie und ihn gedrängt, glaubte sie geendet.

Aber schon waren zwei Tage verstrichen, und der Freund war nicht erschienen. Da glaubte sie, er fürchte, an der Leiche des Vaters werde sein Anblick sie schmerzen, weil ihre Verbindung, wie er noch denken mußte, gegen dessen Wünsche gewesen, und Florentine schrieb ihm:

„Mein Vater hat sterbend unsere Liebe gesegnet — o so komm und tröste mich mit dieser Liebe!“

Es verging aber noch ein Tag nach dem andern, der Vater war längst zur Ruhe bestattet, die Verwandten drängten, über ihre Zukunft zu entscheiden, — bis er endlich zu ihr kam.

Sie fragte nicht: „Warum kommst Du so spät?“ sie fragte: „Was hat Dir gefehlt?“ Nur ein Unfall dachte sie, könne ihn von ihr gehalten haben, und die Angst um ihn hatte ihren Schmerz um den Vater betäubt.

„Ich habe gelitten wie Du,“ gab er ihr zur Antwort, und sein Aussehen widersprach nicht seinen Worten.

Sie saßen lange beisammen, ihre Hände hielten

einander umklammert, ihr Haupt ruhte an seiner Brust; aber sie ruhte nicht aus von ihren Schmerzen, ihr Schmerz strömte nicht über in seine Brust: das war nicht das Wiedersehen, das sie sich gedacht, es war etwas Fremdes zwischen ihnen, ihr Zusammensein hatte etwas Peinliches. Florentine richtete sich endlich auf und blickte ihm klagend in's Auge.

„Was ist Dir, Emil?“ fragte sie aus wunder Seele.

Er strich das Haar zurück, das ihm herabgebeugt über die Stirn gefallen; aber ihr dunkler Schatten wich nicht zurück. „Was soll aus uns werden, Florentine?“ fragte er mit erzwungener Nachlässigkeit.

„Du hast nicht meinen Brief empfangen?“ fragte sie aufathmend, indem sie das beklemmende Räthsel seines Wesens nun gelöst glaubte. „Mein Vater hat sterbend in unsere Verbindung gewilligt.“

„Aber Dein Vater hat mir nicht die Möglichkeit, zu heirathen, hinterlassen,“ antwortete er bitter; „ich habe ohne ihn wenig Aussichten und übrigens wenig Vermögen.“

Florentine sah ihn starr an, sie glaubte falsch zu verstehen; diese Sprache konnte ihm nicht gehören, erst nach und nach drang die ganze Bedeutung seiner Worte

in ihre Seele. Sie hielt beide Hände vor das Gesicht, sie hätte laut aufschreien mögen.

„Sprich weiter!“ rief sie aus.

„Das Weiter, — sagte er dumpf — entscheidet die Welt! Die vereinzelte Kraft kann nicht wider die Wogen kämpfen, ohne von ihnen verschlungen zu werden.“

„O Gott, o Gott!“ klagte sie jammervoll. „Ist das das heilige Gefühl, an das keine Macht der Welt sich wagen, die erhebende Liebe, die über alle Hindernisse triumphiren sollte!“ Ihr Blick irrte wild über ihn hin. „Bist Du es,“ rief sie aus, „der mir so oft geschworen, daß er das Leben nicht ohne mich tragen könnte? Emil, Emil, lag nicht die Zeit unserer Vereinigung immer in weiter unbestimmter Ferne, und wären wir nicht dennoch überschwenglich glücklich gewesen, wenn wir uns nur, wie wir es nun dürften, ruhig, ohne Angst, ohne Vorwurf hätten sehen können?“

Solern umarmte sie. Seine Küsse belebten sie wieder.

„Emil, mein Emil!“ rief sie aus, als sei Alles wieder gut.

Er erschrak aber über diese Wendung. „Florentine! sagte er mild, als werde der Ton seinen Worten

den Stachel rauben, „Florentine, Du stehst nun so allein, beraubt Deines Beschützers, nur umgeben von Verwandten, die Dir fremd sind und keinen festen Halt bieten: so erlaubt es Deine Ehre nicht, daß ich Dich öfters besuche; es wäre leichtsinnig, ja ehrlos von mir, wollte ich nur an meine Liebe, nicht zunächst an Deine Ehre denken, — wir haben keine Zukunft als Schild für sie zu erheben, — meine Zukunft ist der Zufall."

Sie faßte mit der Hand nach dem Herzen, ein jäher Schmerz durchzuckte es. „Hat er denn an meine Ehre gedacht, als er sich heimlich zu mir schlich!" sprach sie in dumpfer Verzweiflung. „Weil ich verlassen bin, muß er mich auch verlassen! Er liebt mich nicht! — — Meines Vaters Einfluß hat er nur geliebt! Aus seinem eigenen Bilde hat er die Welt geschildert, „wo Niemand liebt, als Jeder nur sich selbst!" Es war, als erstarre sie an diesem Gedanken, ihr Auge wurde glanzlos und blieb unverwandt auf einen Punkt gerichtet, Wangen und Lippen erbleichten, ihre Gestalt brach zusammen und ihre Arme fielen schwer herab. Lange saß sie regungslos.

Ein schmerzliches Mitleid erfaßte Solern für das unglückliche Mädchen, dem noch vor wenig Tagen all seine

Pulse entgegen geschlagen, jedes bessere Gefühl empörte sich in ihm gegen seinen Verrath; aber zweifelhaft, ob er dessen sich schuldig machen solle, wurde er auch keinen Augenblick. . . . Die Todesnachricht ihres Vaters hatte plötzlich seine Leidenschaft abgekühlt und ihn wieder den Punkt erkennen lassen, von welchem aus er über sich selbst bestimmte.

Er kniete vor ihr nieder, er nannte sie mit tausend süßen Namen; aber er sagte das eine Wort nicht, das ihrem Herzen allein wieder Leben geben konnte.

„Florentine!" bat er, „sei nicht ungerecht. Der harte Schlag, der Dich getroffen, muß uns aufrufen aus der verblendeten Leidenschaft. Aber Du bist heute noch zu reizbar, zu angegriffen von Deinem Verluste, um vernünftig unsere Verhältnisse bedenken zu können — lassen wir das heute!"

— Ein irres Lächeln flog über ihre Züge, sie wehrte ihn mit der Hand zurück. Er stand auf und setzte sich neben sie. So blieben sie eine Zeitlang immer stumm, immer unverändert. Er wünschte sich fort; aber er hatte nicht den Muth, zu gehen; er war entschlossen, ihr Herz zu brechen; aber er fühlte die Schmach, die er auf sich lud, er fand sie plötzlich reizlos, da er sich erbärmlich zeigte.

Endlich erhob er sich. Er machte eine Bewegung nach der Thüre, da erwachte sie. Sie fuhr auf.

„Kommst Du wieder?“ rief sie flehend.

„Ich komme wieder!“ antwortete er feig und ging nach kurzem Abschied. . . .

„Er kommt wieder! An den einen Gedanken klammerte sie ihre ganze Seele. „Er kommt wieder!“ jubelte sie bis zur Berauschung. Der Kälte der vorigen Minute folgte Fiebergluth. So hatte sie ihn noch nie geliebt, wie in diesem Moment, das Geheimniß der Liebe wurde ihr jetzt erst offenbar, mit allen Fasern ihres Lebens fühlte sie sich an ihn gekettet. Wie ein wüster Traum floh die letzte Erinnerung zurück. Und hatte er ihr weh gethan, o es war ihr so süß, ihm zu verzeihen. Jener neckende Dämon, der zuweilen ganz im Widerspruch mit unserm wahren Charakter laut in uns wird, dem zu folgen uns aber nimmer Ernst ist, glaubte sie, habe aus ihm gesprochen, und jenes Wort sei verflogen, wie die Stunde, die es erfüllt. Dasselbe Bewußtsein der Liebe, das ihr aufgegangen, meinte sie, müsse auch ihn durchdringen, an eine einseitige Herrschaft der Liebe konnte sie nicht glauben, — in diesem Augenblicke nicht! Sie barg das glühende Gesicht in ihre Hände und überließ sich ganz

der schäumenden Fluth ihrer Gefühle. Ihr ganzes Sein ging gleichsam in ihm auf, nur in den Wonnen, die durch alle ihre Adern strömten, fühlte sie sich selbst. . . . So empfand sie ganz der Liebe süßen Wahnsinn, gleichsam nur um dann die trostlose Nüchternheit eines liebeleeren Lebens begreifen zu lernen.

Todt und lebendig.

„Er kommt wieder!“ wiederholte sie immer und immer; aber bald nicht mehr mit dem Entzücken der Ueberzeugung, nur um das bange Herz zu trösten. Aber er kam nicht wieder! Er eilte aus einer Gesellschaft in die andere und umflatterte die Damen mit einem Eifer, wie nie zuvor. Wollte er in dieser gedankenlosen Verehrung, die er diesen zollte, in der allgemeinen Meinung den Ernst vernichten, mit dem er einst um Florentine geworben, und jeden Antheil an ihr hinwegleugnen, indem er sich fröhlich zeigte, während die Trauer sie daheim hielt? Oder wollte er sich selbst betäuben vor auftauchenden Vorwürfen? Beides vielleicht! ....

Immer mehr wurde es ihr zur qualvollen Wahrscheinlichkeit, daß sie von ihm verlassen sei. — Gräfin Liska, ihre Tante, war im Begriff, nach Italien abzureisen,

und forderte sie auf, sie zu begleiten. Sie zögerte, noch war es ihr wehe, so fern von ihm zu ziehen, — noch lauschte im Grunde des Herzens Hoffnung. O thörichtes Herz! warum birgst du Hoffnungen auf ein Glück, das doch morsch wäre; warum schrickst du furchtsam zurück vor einem energischen Aufgeben; ruht doch in der Energie selbst schon neues Leben und in allem Zaudern — Schwanken — Warten — weht Grabesluft. . . .

Eines Tages ging Solern an ihr vorüber — und kannte sie nicht mehr, — da willigte sie ein in die Reise.

Sie hoffte nicht draußen zu gesunden, — sie hoffte gar nichts mehr; aber das rasche Vorüberfliegen an allen Gegenständen gab ihr das Gefühl, als entfliehe sie sich selbst. Zu begraben sehnte sie sich in der schönen Natur, die sie durcheilten; aber nirgends zu leben, das Leben war ihr erblaßt, wie ihre Wangen. Oft wünschte sie, der Vater hätte sie sterbend von Emil getrennt, da hätte sie doch des Geliebten Bild rein in ihrem Herzen bewahren können, an dieses sich anklammern: so war sie allein — allein in einem fürchterlichen Labyrinth . . . In der ersten Zeit großer Schmerzen, die ein argloses Herz erfährt, indem es seine liebsten Wünsche zertrümmert und sich aus seiner Bahn gerissen sieht, da glaubt es, es

müsse verbluten, und in diesem Glauben ruht sein Trost. Aber das Herz klopft weiter und das Leben drängt sich heran mit seinen Forderungen; — es gilt, sich wieder anzuknüpfen. Arme Florentine! Verloren waren die Fäden, die ihr inneres Wesen einst mit der Wirklichkeit verbunden; einmal zum Nachdenken geweckt, konnte sie nicht wieder zurückkehren zu der frühern Passivität des Geistes, zur blinden Hingebung an das Bestehende; aber ebenso wenig vermochte sie ihrem Denken einen Halt zu verleihen. Sie war zu jäh aus ihrem Kindheitstaumel aufgeschreckt, ihr Erwachen beruhte auf keiner freien organischen Entwickelung, sie sah nur den Boden, in dem bisher ihr Wesen gewurzelt, unter ihren Füßen aufgerissen und sich losgelassen von dem Arme, der sie über denselben emporgehalten. Sie war zu dem Punkt gerathen, an dem so oft das Weib scheitert, zu jener halben Bildung, die tausend Fragen, tausend Bedürfnisse in ihrer Seele anregt, ohne die Antworten und den rechten Weg zu ihrer Befriedigung finden zu können, sie nur entzweit mit ihren Verhältnissen, mit der ganzen Welt, mit sich selbst und sie oft untauglicher macht zu jeder Wirksamkeit, als das beschränkteste Weib. Ein Urtheil nur hatte sie gewonnen; aber neue Elemente waren ihr nicht auf-

gegangen: so lag sie brütend über dem Räthsel des Daseins, und je verlangender sie nach seiner Lösung rang, desto geheimnißvoller stellte es sich ihr dar. Sie glaubte, sie müsse untergehen in ihrer innern Verwirrung, ja sie hielt es für eine Wohlthat, den Verstand zu verlieren, beneiden konnte sie die Menschen, die in blos materiellen Beschäftigungen und Genüssen sich erfüllt und befriedigt finden. Und wie auf ein verlorenes Paradies blickte sie zurück auf die Zeit ihrer geistigen Passivität.

Ihr Herz war zu bewegt, als daß ihr Geist hätte eine Freiheit gewinnen, und ihr Sinn zu verschlossen, um neue Eindrücke zu empfangen, als daß neue Interessen ihr einen Halt hätten gewähren können. Ihre bittere Erfahrung umschleierte ihr trüb jeden Blick in's Leben. „Wo Niemand liebt, als Jeder nur sich selbst!“ gellte es ihr immer in's Ohr. Weder die Natur noch die Kunst vermochte auf ihrer ganzen Reise sie nur irgend zu fesseln, obgleich sie ihnen verlangend nachstrebte, nachdem jener erste betäubende Schmerz vorüber; aber sie suchte nicht sie in ihnen, sie suchte nur sich selbst. Sie wollte Beruhigung aus dem Gebete schöpfen; aber es konnte wohl ihr Herz dem Unglück ergeben machen, doch half nicht dem nach Selbstbewußtsein ringenden Geiste,

— und sie erschrak über sich selbst, als habe sie Gott verloren.

Es war natürlich, daß sie in diesem Zustande ihrer Tante keine angenehme Reisegefährtin war. Diese hatte gehofft, Florentine solle bald das eine verlorene Bild über neue Bilder in dem bunten Bilderbuche der Reise verschmerzen; sie hatte sie noch für ein Kind gehalten, oder vielmehr, indem sie selbst nur auf der Oberfläche lebte, hatte sie keine Ahnung eines tiefern Gefühles, viel weniger noch von den innern Kämpfen einer sich entpuppenden Natur. Sie schalt auf Florentinens schlechte Erziehung und schalt sie eine Egoistin, die nur auf sich selbst lausche, und eine Schwärmerin. Vielleicht hatte die Tante Recht, — quälte sich Florentine, da sie doch nirgends eine Befriedigung erblickte, vielleicht gab es für sie nur die eine Rettung, sich einzufügen in Anderer Bestimmungen. Sie hatte rastlos über ihre Lebensbestimmung gegrübelt und dabei ihre nächsten Pflichten versäumt, war ihrer Tante eher eine Last, als eine durch Freundlichkeit und Gefälligkeit die Freuden und Mühen der Reise theilende Gefährtin geworden. Sie strebte nun eifrig diesen Pflichten nach und wollte sich in das Wesen der Tante hineinleben; aber in ihr Herz kam keine Ruhe. Sie stellte sich vor,

wie sie früher glücklich gewesen, wenn sie sich Anderer Wünsche und Wesenheit untergeordnet; aber sie konnte einmal nicht umkehren zu ihrer frühern Gefühlsweise — und so ergab sie sich einer starren Resignation.

Aber die Resignation ist eine ewige Lüge! Es giebt wohl im Menschen nach großen Schmerzen einen Stillstand des Herzblutes, eine Nüchternheit der Seele, — wir gelangen wohl zu dem Entschlusse der Entsagung auf alle Befriedigung, wenn das eine Glück, das unser ganzes Wesen erfüllte, uns entrissen; aber in der menschlichen Brust ruht unvergänglich eine Lebenslust, eine Glücksehnsucht, an die wir nur nicht glauben mögen, so lange uns die Gestalt des Glückes, das Reiz für uns haben könnte, nicht bewußt ist, oder die eine feige Angst vor neuen Schmerzen niederhält; — aber an diesem Unglauben, an dieser Angst welkt und schwindet die Seele. Auch Florentine fühlte sich innerlich leer und ärmer werden, fühlte, wie ihr Geist müde seine Schwingen senkte, indem sie an kein Hoffen, kein Verlangen ihrer Seele glaubte, bis immer lebendiger, immer lauter eine Sehnsucht nach Freiheit sich ihr kund gab, nach einer Freiheit, über die sie selbst keinen Begriff hatte: es war der Instinct, daß sie nur abgelöst von jedem Zwange in freier

Bewegung zu innerer Einheit, zu neuem Leben gelangen könne. Unser Herz giebt uns ewig den Weg an, der uns zu uns selbst führen kann. Die Natur ließ sie nicht mehr gleichgültig, ihr Herz pochte den freien Höhen entgegen. — So waren die beiden Reisenden durch Italien bis Neapel und wieder zurück bis Zürich gelangt, wo noch eine Rast bestimmt war, um eine entfernte Verwandte, Frau von Harden, zu besuchen, die, sich nach Ruhe sehnend, sich schon seit Jahren auf eine reizende Besitzung am Züricher See zurückgezogen. Die Gräfin Liska war in einem Pensionat mit ihr erzogen, und gemeinsame Erinnerungen hatten später bei den verschiedensten Charakteren einen Zusammenhang erhalten, so daß sie immer von Zeit zu Zeit sich wiedersahen.

Auf Florentine machte Frau von Harden's Persönlichkeit einen wohlthätigen Eindruck: ihre Nähe hatte etwas Beruhigendes, Aussöhnendes. Frühere Erfahrungen, denen zufolge sie die Einsamkeit aufgesucht, hatten hier zu schöner Harmonie sich in ihr vermählt und breiteten über ihr ganzes Wesen einen Einklang, einen Frieden, der mehr oder weniger allen ihren Umgebungen sich mittheilte. Vor Allem aber erschien sie dem zerrissenen Gemüth Florentinens erquicklich; alle

Fragen, alle Grübeleien gingen zur Ruhe in ihr; wie man trunken die Luft einsaugt in einem ungewöhnlich schönen Klima, indem es einem scheint, als könne man von dieser Luft schon befriedigt leben, so athmete sie, ganz diesem Gefühle hingegeben, in der Nähe dieser Dame. Zugleich hörte hier von selbst der Zwang auf, der im Reisewagen der Tante gegenüber sie bedrückte: frei eilte sie umher in der schönen Gegend, und während die beiden Freundinnen sich in die Vergangenheit vertieften, gewann sie zum erstenmal den Genuß des Augenblicks. Sie hatte eine schönere Natur schon durchreist; aber Alles erschien ihr hier in einer ungekannten Herrlichkeit, es flog ein neuer Geist sie an, wenn sie auf den Bergen wandelte und die reine Bergesluft athmete, wie körperlos, wie emporgehoben über das arme Weh des Daseins, eine ungekannte Lebensfreudigkeit drang in ihre Brust, wenn sie die schöne Welt überschauete, die zu ihren Füßen lag: es trieb sie hinab, ein fühlendes Wesen zu sein in dem wunderbaren All.

Aber wie ein Rausch schien ihr plötzlich dieses neue Leben zu verfliegen, als die Tante an die Heimreise dachte, ihr Athem stockte, ihre Glieder zitterten: — zurück in die beklemmende Atmosphäre von Emil's Nähe,

das schien ihr jetzt unmöglich. Bis Zürich hatte der Gedanke, ihn wiederzusehen, sie nicht geschreckt; hatte doch sein Bild sie nie verlassen, und hätten auch noch so viele Meilen zwischen ihnen gelegen, es war ihr nicht, als hätte sie ihn geflohen, weil ihre Liebe sie nicht floh; ja in Stunden fürchterlicher Herzensleere hatte der Gedanke, in seine Nähe zurückzukehren, ihr sogar wohlgethan; es war ihr, als müsse, wenn sie auch nichts von ihm hoffe, die stete Erwartung, ihm zu begegnen, sie beleben — oder ihr leidendes Herz verbluten in seinem Anschauen. Aber nun erschrak sie vor den neuen Kämpfen und den alten Schmerzen, denen sie wieder entgegengehen sollte.

Unterstützt von Frau von Harder bat sie die Tante, hier zurückbleiben zu dürfen. Diese fand es thöricht, sich hier zu begraben. „Doch Florentine war eine unliebenswürdige Gefährtin, da sie mir gern folgte; schwerlich würde sie liebenswürdig sein, wenn sie mich ungern begleitete,“ versicherte die Gräfin und reiste allein ab.

So lange die schöne Jahreszeit währte, lebte Florentine fast ganz der Natur. Weithin wanderte sie oft auf ihren Bergen, die ihr zuerst das unmittelbare Gefühl zurückgegeben. „Was grübelt, was strebt und

jagt man," dachte sie oft — „das Leben ist an und für sich selbst so schön." — So lebte sie in den Tag hinein. Wann sie so hinzog, ganz allein, fiel ihr oft ein, wie sie sich sonst wohl geängstet haben würde, so einsam zu wandeln, — es lag zwischen dem Damals und Jetzt wenig Zeit, aber welche Veränderung! „War mir damals die Natur noch nicht in ihrer ganzen Poesie aufgegangen, daß sie meine Phantasie noch nicht ausfüllen konnte, oder bin ich durch Schmerzen gleichgültiger geworden gegen Gefahren?" fragte sie sich. Sie fühlte nach der langen Verschlossenheit einen heftigen Drang nach außen, die Menschen der Gesellschaft erfüllten sie noch mit einer Scheu; aber ringsum in der Gegend befreundete sie sich mit den Landleuten; sie fand kein Naturvolk, wie sie es gesucht, aber für sie neue Elemente. Das war nicht die gedrückte Klasse, wie sie sie kannte und deren Druck ihr erst jetzt klar wurde, die nur mit und gleich den Lastthieren Feld und Wiese bestellten; sie hatte Theil an allen Einrichtungen, sie berieth und entschied mit über das Gesammtwohl, der Geist war nicht mit an die niedere Arbeit gebunden und es fühlte der Mensch sich als solcher.

Florentine dachte zurück, was ihr Solern über die

Gebrechen ihres Vaterlandes mitgetheilt; damals war es ihr nur in das Gefühl übergegangen, nun erst wurde es ihr zum Verständniß. Sie ließ sich über die schweizerischen Institutionen unterrichten, und begriff nur zu wohl den Drang nach Freiheit in ihren Formen. Zugleich wurde sie immer bekannter mit den Leuten selbst, sie pflegte die Kranken und half der Noth ab, wo sie nur konnte, und fand Freude daran, ihre eigenen Bedürfnisse immer mehr zu beschränken, sowohl um die Mittel zu größern Unterstützungen zu gewinnen, als auch, weil mit dem Eindringen in die Wahrheit und die Natur der Sinn für die Einfachheit ihr immer mehr aufging. Der Winter fand sie heimisch, wie der Sommer sie verlassen, es war ihr, als hätten die Stürme draußen sich in ihren Kummer getheilt.

Mit Frau von Harden lebte sie sich immer mehr und mehr ein: so schwer es ihr geworden, der Tante zur Erheiterung und Erleichterung des Lebens beizutragen, so leicht wurde es ihr hier. Sie cultivirte jetzt auch ein schönes Talent für die Musik, das sie besaß, und das bis jetzt noch wenig Werth für sie gehabt. Auch durch ihre Töne flog ein neuer Geist. Wie Offenbarungen klangen sie in einander, als trüge ihre Stimme

all ihre Kräfte und ihr ganzes Wesen mit empor in einen klaren Aether. Neben der Kunst beschäftigte sie sich auch viel mit Literatur, mit Poesien sowohl, als auch mit Geschichte, in welcher sie hauptsächlich die Entwickelungsmomente der Völker verfolgte. Ihre eigenen Kämpfe wurden ihr klarer aus ihr.

„Ich glaubte, mein Unglück hätte einen dunklen Schleier über mein Leben geworfen," dachte sie oft; „aber vielmehr ist vor mir wie ein Schleier gerissen. Wie ein schlafender Freund lag das Leben vor mir da, wohl pochte ihm mein Herz entgegen, aber ich wußte nicht, was ich mit dem Schläfer sollte. Nun hat er die Augen geöffnet, die lieben hellen Augen, aus denen die Seele herausschauet und in mich eindringt und jeden Augenblick erfüllt und bewegt.

Als das Frühjahr wiederkehrte und sie hinauslockte, legte sie die Tracht eines Landmädchens aus dem Canton an. So war sie nicht neugierigen Blicken ausgesetzt; — dem Landmädchen gesteht man das Recht und den Muth zu, frei zu sein unter freiem Himmel. Indem sie in dieser Tracht ihre Freunde heimsuchte, fühlte sie sich zugleich behaglicher mit ihnen; es war ihr, als trüge sie nun auch äußerlich nicht mehr den Schein, sich nur

zu ihnen herabzuneigen; vielmehr, als hätte sie den Unterschied der Stände ausgetilgt. Indessen schloß sie sich auch anderem Umgange immer weniger ab; es war hier nirgends die Welt, die erkünstelte, die sie gern floh: wo sie nur Wahrheit herausfühlte, gewann sie auch ein Interesse; aber es ging kein Bild mehr an ihr vorüber, das ihr nicht zu einem innern Moment wurde. Sie meinte das Leben zu erfassen, gerade wie es sich ihr biete, alle Grübeleien und Reflexionen glaubte sie in sich zur Ruhe gegangen, sie wußte nicht, daß jetzt ihre ganze Art, zu leben, nur das Resultat des durch früheres Nachdenken geläuterten Gefühles sei, und daß sie in diesem Gefühle die Empfindung ihrer höhern Bedürfnisse gewonnen.

So lebte sie ein paar Jahre beglückt und beglückend. Zuweilen schien es ihr, als wachse sie nun heraus aus den Verhältnissen, die sie umgaben, und harrten noch Kräfte in ihr der Entwickelung, als sei ihr Herz noch eines stärkern Schlages, ihre Seele noch eines höhern Fluges fähig . . . Doch sie wollte es nicht hören, wenn die mütterliche Freundin sie erinnerte, daß sie noch der Welt gehöre und ihr Leben so noch nicht erfüllt sei;

es tauschte dann nur die Heimath mit ihren alten Verhältnissen und alten Erinnerungen vor ihr auf.

Und doch schwanden diese plötzlich für sie dahin — und sie kehrte zurück; aber im Herzen trug sie ein versöhnendes Bild.

Das Gelübde.

Es war ein Sonntagsmorgen. Florentine saß, umgeben von einer kleinen Schaar Kinder, auf einer Höhe, im Schatten eines Waldes. Sie war in der Tracht des Züricher Landmädchens. Zu ihren Füßen lag der Züricher See, auf seinen grünen Wellen flogen pfeilschnell die Dampfschiffe und kleinen Böte dahin. Gegenüber zog sich die Albiskette, seitwärts lag die Stadt mit ihren Thürmen, von grünen Bergen umgürtet. Die Luft duftete köstlich.

Florentine sang ihrer kleinen Versammlung Schweizerlieder vor, ließ sie von dieser wiederholen und schlug heiter den Takt dazu. Entsetzt bedeckte sie aber ihr Ohr, wenn zu grelle Mißtöne es berührten, und die jungen Bauerkinder schaueten sie neugierig lächelnd an in ihrem Erschrecken; aber weder sie, noch die kleine Gesellschaft

verlor die Geduld, immer wiederholte Florentine mit ihrer glockenreinen Stimme die kritischen Stellen, und immer wieder versuchten jene auf's Neue, bis die Dissonanzen nach und nach verschwanden. Endlich stimmten sie gemeinschaftlich in den Gesang, und immer fröhlicher, immer harmonischer klangen die Stimmen in einander und hinaus in den frischen Morgen.

„Wer ist harmloser: sie oder die Kinder?" hätte ein Beobachter fragen können — und es fehlte nicht an diesem.

Während einer Pause trat ein junger Mann heran, in der Tracht des wandernden deutschen Studenten, auch mit dem Ausdrucke seiner unendlichen Hoffnung und Träume; aber zugleich auch jenes zersetzenden Geistes, der die Phantasie nicht als dominirendes Element duldet. Mit dem edlen Typus seiner ganzen Erscheinung, seinem offenen und zugleich gehaltenen Wesen, hätte man sich indessen versucht fühlen können, auch Extravaganzen nur wie Aeußerungen einer edlen, freien Natur von ihm hinzunehmen.

Er war nicht überrascht von Florentinens feinen Zügen und ihrem durchsichtigen Colorit, er hatte sie nach dieser Stimme Ton nicht anders erwartet; aber

doch, als er nach Weg und Steg fragte, und sie, ihrer Tracht widersprechend, in reinem Hochdeutsch ihm Antwort gab, war's ihm, als stünde er vor einem zauberischen Geheimniß, oder vor der klaren, schönen Auflösung einer geheimnißvollen Sehnsucht.

Florentine fühlte mit Befangenheit sein Befremden über ihre Erscheinung. Sie forderte eines der Kinder auf, ein Stück Weges ihn zu begleiten, indem gerade hier viele sich durchkreuzende Wege irre leiten könnten.

„Sie wollen mir die Bitte, mich hier ausruhen zu dürfen, abschneiden?“ fragte er lächelnd.

„O nein!“ antwortete sie.

„So rechne ich nicht auf Convenienz,“ sagte er und nahm auf dem Moosteppich Platz.

„Natürlich!“ erwiderte sie. „Wir — sie wies in ihrem kleinen Kreise herum — wissen hier nichts von Convenienz!“

„Die Welt ist hier weiter, als ich sie erwartete,“ begann der junge Mann nach einer kurzen Pause wieder, — „ich finde nicht mehr jene schweizerische Abgeschlossenheit, die einen eigenen Weg geht, um den eigenen zu haben; sondern vielmehr die Richtungen Anderer in ihrer Empfindung überwunden.“

„So!" sagte Florentine und sah ihn einen Augenblick überrascht an. Dann fuhr sie fort: „Ich weiß es nicht, ich habe noch nicht daran gedacht, ich scheine nur äußerlich hier heimisch zu sein."

„Ich auch das nicht," antwortete er; „ich bin erst gestern in Zürich eingetroffen; die neue Welt, die ich entdeckt, ist dieser Kreis hier."

„Wir?" — fragte Florentine wie ein Kind, fühlte aber ihre Naivetät und wurde verlegen. „Sie müssen uns nicht mit Reflexionen stören," fuhr sie fort, „die heben die Harmlosigkeit auf."

Die Kinder flogen umher und pflückten Blumen, schütteten sie ihr in den Schooß und sie wand eifrigst Kränze.

„Auch Ihren Gesang hab' ich gestört," sagte er; „mit dem Egoismus des Fremden bin ich hier eingebrochen." Er fragte Florentinen nach diesem und jenem Punkte ihnen gegenüber, dann erhob er sich, fortzugehen.

„Nicht doch!" wehrte sie ab, „wir haben Sie auch gestört: nur allein gewinnt man erst den ganzen Blick in die Gegend; wir kehren aber nun heim."

Sie erhob sich und grüßte, die Kinder folgten ihr, und leicht wie diese flog sie die Bergwand hinab. . . . .

„Ist die Frau besser?“ fragte Florentine, indem sie am Abend in den kleinen Garten eines Bauerngutes trat, einen Mann, der an einer Laube Weinranken befestigte.

Er verneinte und fügte hinzu, daß sie großes Verlangen nach ihr getragen. Florentine wies auf ein Körbchen mit Erfrischungen, das sie am Arme trug, und sagte: „Ich habe es erobert, wovon sie hoffte, daß es ihr helfen würde.“ Dann verschwand sie im Hause. Als sie aber an der Laube vorübergegangen, hatte sie in derselben den jungen Mann vom Morgen bemerkt. —

„Ob er wohl wieder abgereist sein mag?“ fragte sie sich in den nächsten Tagen. Plötzlich begegnete sie ihm aber wieder eines frühen Morgens in ihrer Gegend. Er begrüßte sie.

„Ich hoffte neulich Abend,“ sagte er, „Sie geleiten zu dürfen, nachdem Sie am Morgen mich mit der Gegend bekannt gemacht; aber die arme Kranke fesselte Sie so lange, daß ich nicht hoffen durfte, noch freundlich von Ihnen empfangen zu werden, wenn ich so lange geharrt hätte.“

„Sind sie der Wege und Gegend nun kundig?“ fragte sie.

„Wenigstens rastlos darin umhergestreift,“ antwortete er.

„Das hab' ich auch gethan und thu' es noch,“ bemerkte sie — „und ohne Zweck und Ziel, auf selbst entdeckten Wegen, ist es am schönsten.“

Er begleitete sie eine kurze Strecke.

„Ich habe Ihnen nicht nachgeforscht,“ begann er nach einer kleinen Pause wieder, „obwohl ich in Einem Hause mit Ihnen zusammentraf und Tage vergingen, eh' ich Sie wiedersah; ich wollte nicht von Anderer Lippen Ihren Namen hören; so hab' ich aber das Recht gewonnen, Sie selbst zu bitten, mir etwas von Ihnen zu erzählen.“

„Mein Name ist kein Geheimniß,“ entgegnete sie, „und die raffinirte Sitte, daß ein Dritter zwischen zwei Menschen die Namen austauschen muß, paßt, denk' ich, nicht in diese Natur. Wir sind Landsleute, glaub' ich,“ — fügte sie hinzu und nannte ihren Namen.

Er stellte sich als Doctor Rudolph Vedinus vor, Docent der Rechtswissenschaft an einer Universität Mitteldeutschlands.

„Vielleicht sind wir hier auch von einer Idee gefesselt,“ sagte er, „der Idee der Freiheit.“

„Sie haben sie aber wohl hier aufgesucht — mich hat sie gefunden,“ erwiderte sie.

„Dem politischen Leben, der Republik, meiner Bildung gilt mein Aufenthalt hier,“ erklärte er, „zugleich aber auch dem Verlangen, mich selbst zu befreien von bestimmten Gedanken. Das klingt wie ein Widerspruch; es ist aber keiner; diese großartige Natur und die lebendige Politik hier wirft einen wenigstens aus einem bestimmten Gedankenzirkel heraus. Man bauet in seinem Studirzimmer Schluß auf Schluß, und das Ideal erscheint so nahe; desto ferner findet man aber immer wieder die Wirklichkeit demselben. Dennoch lernt man so schwer von diesem Punkte aus denken, wenn man einmal in jene Logik sich vertieft — und äußere Erscheinungen uns nicht anknüpfend entgegentreten.

„Sie wollen hier lernen sich der Welt anpassen,“ sagte Florentine, „ich habe sie hier nur vergessen und bin ich selbst geworden.“

„Es giebt keinen höhern Zweck,“ antwortete er, „als die freie Darstellung seiner eigenen Natur, nur be-

grenzt von dem eigenen Gefühle: das ist ja jenes Ideal, dem Raum geschaffen werden soll, das endliche Ziel unserer Bestrebungen und des Dranges der Zeit. Darum berührte mich Ihre Erscheinung wie die Erfüllung meiner Träume," fügte er leise hinzu. „Diese freie Natur, d. h. die entwickelte, bewußte, die den Gott in sich fühlt, wird aber nie einseitig für sich leben; nur der Zwang schafft uns den Egoismus."

Florentine nickte nachdenkend mit dem Kopfe. „Ich habe doch einsam gelebt," sagte sie, „der Austausch der Gedanken ist dennoch schön!"

„Man erreicht vielleicht mehr," fuhr Rudolph fort, „indem man sein Wesen frei gewähren läßt: sind wir einmal von einer Idee ganz durchdrungen, so wirkt sie in uns, selbst ohne unsere Absicht; die stete Richtung auf den bestimmten Zweck begrenzt mit unserm Wesen unsere Fähigkeiten. Ich fühle oft diese Einseitigkeit; aber zugleich wie die Befriedigung einer Selbstverleugnung, daß ich mich nicht leicht aus ihr retten kann. Es berühren sich die Extreme: vor einer Zeit, als durch Acte der Willkür die junge Thatkraft gelähmt war und man im „Weltschmerz" an der höhern Idee des Lebens verzweifelte, stellte man die Freiheit in Zügel-

losigkeit des Genusses, in der Herrschaft des Egoismus dar. Da aber die Wissenschaft die Freiheit wieder als Ideal erobert hat und sie dem bewußten Menschen das heilige Bedürfniß ist, sich selbst zu beherrschen, so ist auch die Losung der Jugend: das Allgemeine, und in demselben aufzugehen, ihr begeistertes Streben."

„Ich hab' einmal geträumt," sagte Florentine, „die Welt müsse aus ihrer Unvollkommenheit erstehen zur Freiheit, indem die Einzelnen, die an Erkenntniß über ihr stehen, in ihr aufgehen, sie zu erleuchten; ich sah aber jene Erkenntniß zu eigenem Vortheile ausbeuten und im Schlamme mit vergehen. Da verzweifelte ich an der Welt und lebte mein eigenes Leben — und dachte nur ungern zurück. Aber vielleicht hab' ich doch damals nicht geträumt." —

Von diesem Tage an suchte Rudolph Florentine oft in ihrer Wohnung auf. Er kam zu ihr und sie erwartete ihn; sie streiften zusammen umher, als könne es nicht anders sein.

„Bringt er ihr neue Schmerzen oder Freude?" fragte die Harden sich leise und beklommen, indem sie das Interesse der Beiden immer mehr für einander zunehmen sah.

„Poesie!“ gab Florentine sich selbst zur Antwort, wenn sie vielleicht mit derselben Frage an ihr Herz klopfte. Und sie lebte weiter, wie sonst, von einem Tage zum andern, nur leuchtete jeder noch sonniger in sie hinein, nur hatte er noch tiefere Bedeutung für sie gewonnen.

Rudolph strebte unermüdlich, sich mit den Verhältnissen hier bekannt zu machen, und er theilte die gewonnene Kenntniß und Erkenntniß Florentinen mit und theilte auch wieder ihr Treiben mit ihr. Die Harmonie ihres Wesens durchdrang wie versöhnend die Widersprüche seines innern Lebens, mit denen zu kämpfen, dem Idealisten, der für die Wirklichkeit strebt, beschieden ist, — zugleich war es ihm, als hebe sein Geist sich frei empor aus der Einseitigkeit, in welche die Wissenschaft ihn vertieft. Florentinen aber ging aus der Richtung seines Strebens das Bewußtsein ihres eigenen Wesens auf.

Indem Rudolph sich über alle öffentliche Einrichtungen hier zu unterrichten trachtete, brachte er nicht selten zugleich Verständniß und Klarheit in das Vorhandene und zu Erstrebende, und löste mit seinem reinen Sinn unreine Motive auf. Er nahm nichts auf in seinen Geist, ohne daß es sogleich in demselben weiter

wirkte und von ihm wiedergegeben werden konnte, oder er theilte nichts mit, das ihm nicht selbst zur Anregung wurde. Dieser stete Proceß in ihm gab seinem ganzen Wesen ein Gepräge von Bedeutung, die ihn aber mit doppelten Pflichten an die Welt zu knüpfen schien.

Seine Zeit in Zürich lief ab. Eines Morgens trat er zum Abschied vor Florentine, um seine Schweizerreise fortzusetzen. Doch eh' er dann heimwärts zöge, wollte er noch einmal nach Zürich zurückkehren.

„Es ist unmöglich, daß wir unser Leben trennen, Florentine! Denken Sie daran!“ sagte er und reichte ihr die Hand.

So schied er für jetzt.

Gedankenvoll blieb sie zurück, wie aus einem Traume erwacht. Sie wollte ihre Gewohnheiten fortsetzen; aber da war Alles anders geworden; da war ihr Leben plötzlich einsam, da sie es wieder einsam betrieb; da waren ihr die Verhältnisse hier plötzlich wie zu eng und zu klein. Sie zweifelte nicht an Rudolph's Wiederkehr; aber sie war ihr kein Trost. Sie hatte das Leben in den letzten Jahren mehr im Ganzen aufgefaßt, und das eigene Herz mit seinen Ansprüchen war ihr zurückgetreten. Und der stürmende Drang in Ru=

dolph, aufzugehen in dem Allgemeinen, wehrte ihr die eigenen Hoffnungen ab. „Er trägt die ganze Menschheit im liebenden Herzen, nicht an Ein Wesen kann er sich fesseln, frei muß er durch die Welt gehen" — so philosophirte sie. — „Er ist der Strom, der von den Bergen stürzt, durch Wiesen und Felder, nieder in's Thal; Alles grünt und blühet da oben ihm nach; aber sein Ziel ist im Thale, dort breitet er seine Arme aus und vereinet die Fernen, dort sind seine Häfen. Ich bin die Alpenrose, an der er, sie bethauend, vorüberzieht; aber der er im Thale nimmer wieder gedenken kann." —

Es waren ein paar Wochen verstrichen. Ein mondheller Abend lockte Florentine nach dem Züricher See; ein kleines Boot nahm sie auf. —

„Lassen Sie mich doch Ihren Steuermann sein!" — rief plötzlich hinter ihr eine wohlbekannte Stimme — und Rudolph sprang zu ihr in's Fahrzeug. Ein freudiger Schreck durchzuckte sie. Er ließ das Segel aufziehen, und das Boot strich rasch durch die Wellen.

„So bin ich wieder bei Ihnen!" wandte er sich zu Florentinen, als er neben ihr Platz genommen. „Ich habe mich sehr darauf gefreut, Sie wiederzusehen; aber es war mir auch fern von Ihnen doch immer, als theilten

Sie noch meine Bewegungen und meine Betrachtungen mit mir."

„Mir war es einsam!" antwortete Florentine.

„Sie lebten nicht fort mit mir?" fragte er.

Sie saßen einige Augenblicke still beisammen. Ein frischer Wind trieb ihr Boot rascher weiter, vorüber an den immer wechselnden und immer reizenden Ufern.

„Sie schweigen, Florentine?" sagte endlich Rudolph; „Sie schwiegen auch, als ich von Ihnen ging. Haben Sie aber an meine Worte gedacht? Glauben Sie nicht an einen Zusammenhang zwischen uns?"

„O wohl!" erwiderte sie. „Aber ich glaube an keine Zukunft zwischen uns. So lassen Sie uns scheiden für immer! Noch knüpft Sie kein Wort an mich; diese Tage bleiben schön, auch wenn Sie nie wieder nach mir fragen. Lassen wir uns nicht von ihnen zu Hoffnungen verleiten, die jenen Zauber vernichten, weil diese Hoffnungen Täuschungen wären. Nur keine Täuschung wieder!"

„Florentine!" warf Rudolph ein. „Es zittert noch die Vergangenheit in Ihnen!"

„Nein!" entgegnete sie. „Sie haben mir den Glauben an die Welt und die Menschen zurückgegeben, und

jenes Unglück ist ausgelöscht aus meinem Leben. Aber die Zuversicht fehlt mir, mit welcher ich damals, ein unbefangenes Kind, als ich zuerst an Sympathien zwischen mir und einem Andern glaubte, auch unsere Zukunft für unzertrennbar hielt."

„Sollten jetzt äußere Verhältnisse schwerer für Sie in die Wagschale fallen?" fragte er. „Nein, nein! Ein heiliges Verhältniß muß äußere Störungen überwinden können."

„Aber es giebt andere Verhältnisse," wandte Florentine ein, „auch heilig, und berechtigter noch, und drohend treten die einen den andern gegenüber."

„Nicht doch, Florentine!" antwortete Rudolph. „Sie können auch in einander ruhen."

„Ich könnt' es nicht ertragen," rief sie und bedeckte ihr Gesicht mit beiden Händen, „wenn mein Besitz Ihrem Streben eine Fessel würde."

„Weil ich in meinem Gefühle für Sie die Elemente zur Einheit meines Wesens erkenne, weil Sie für mich die Natur sind, aus der mein Geist seine Freiheit schöpft, die Fesseln löst, die in mir selbst gegen mein Streben begründet sind, darum halt' ich unser Verhältniß heilig

und unsere Zukunft für unzertrennlich," entschied er und faßte ihre Hand.

Fühlte doch Florentine, wie seine Liebe ihr zur Offenbarung werden müsse alles dessen, was noch in ihr ruhete; hatte sie ein Recht, gegen sie zu kämpfen? „O für mich," sagte sie und faltete die Hände über den seinen, „geht mit unserer Vereinigung ein neuer Tag auf, das weiß ich wohl!"

„So war es ihr, als ob jener frühere Traum nun zur Wahrheit werden sollte. Sich selbst legte sie aber das feierliche Gelübde ab: nie, um keinen Preis seinen Bestrebungen irgend lähmend zu werden.

Das war ihre Verlobung.

Ihrer Verbindung stand noch Manches entgegen. Rudolph hatte schon vor seiner Reise nach der Schweiz beschlossen, noch eh' er sich einen bestimmten Wirkungskreis bilde, Nordamerika zu besuchen. Er besaß nur ein kleines Vermögen, das in diesem Unternehmen sich noch verringern durfte. Erst nach der Rückkehr aus dem fernen Welttheile und nach Gewinnung eines festen Bodens konnte an eine Vereinigung gedacht werden. Für den nächsten Winter hatte er noch Vorlesungen angekündigt,

welche, die augenblicklichen Verhältnisse berührend, ihm jetzt noch Bedürfniß waren.

Sie übersprangen aber die Zeit, die noch zwischen ihnen lag, und träumten sorglos von der Zukunft in der sorglosen Gegenwart, — bis die Stunde der Trennung erschien. Rudolph bat, daß Florentine nach ihrer Vaterstadt zurückkehren möchte, damit sie ihm näher sei und er sie vor seiner Reise nach Amerika wiedersehen könne.

Frau von Harden begleitete Beide bis nach dem südlichen Baiern; dort trennten sie sich alle Drei. Florentine war mit Freuden seinem Wunsche nachgekommen, sie dachte an nichts, als daß sie in ihrer Vaterstadt ihrem Freunde näher sei; — was sie dort besessen, dort verloren — keine Erinnerung that ihr weh; doch als sie geschieden, blickte sie Beiden — dem Geliebten wie der Freundin — wehmüthig nach: nach beiden Gegenden zog sie die Sehnsucht, nur dorthin nicht, wohin ihr Weg sie führte.

Die Heimkehr.

Mit Herzlichkeit wurde Florentine daheim von ihren Verwandten begrüßt. Sie kehrte zurück unter den Schutz der Familie von Sahlis, in welcher sie ihre Kindheit verlebt und die während ihrer Abwesenheit ihr Gut verlassen und sich nach der Residenz gewendet hatte. Außer diesem Umstande fand Florentine sie ganz in den alten Verhältnissen; vielleicht war aber gerade das die Ursache, daß sie selbst alle sich verändert hatten, vielleicht auch schauete Florentine jetzt aus andern Augen.

Die Mittheilung ihrer Verlobung machte sehr verschiedene Eindrücke.

Die Tante umarmte sie liebevoll, aber ihr Gesicht verlor keinen Augenblick seinen traurigen Ausdruck, den Florentine früher nicht in demselben gekannt.

Hortensie, zwei Jahre älter als ihre Cousine, eine

magere Brünette, fragte nachlässig, aber mit einer Stimme, die scharf war wie ihre Züge: „Ein Docent ist Dein Bräutigam, was ist das? Bedenkst Du wohl, liebe Florentine, in welche Verhältnisse Du Dich begiebst? Was mich betrifft, ich würde es vorziehen, mich gar nicht zu verheirathen, als eine solche Partie zu machen.“ Sie ließ ahnen, daß es wohl schon zehnmal in ihrer Macht gestanden, sich auf ähnliche Weise zu vermählen, aber sie habe wohl gewußt, was sie der Ehre ihrer Familie schuldig sei.

Anastasie, das jüngere Fräulein von Sahlis, mit lichtblauen Augen, die sich sehr leicht mit Wasser füllten, blond, blaß und ziemlich verblüht, dreiundzwanzig Jahre alt, wie Florentine, versicherte dieser, daß sie ihr Glück verstehe und sich herzlich darüber freue. Zugleich benutzte sie diese Gelegenheit, mit vieler Rührung ihres „innig geliebten Edwins“ zu gedenken, eines Gardelieutenants, der leider einige Tage vor der öffentlichen Bekanntmachung seiner Verlobung mit Anastasien gestorben. — „Freilich,“ — fügte das Fräulein hinzu, „nach meiner Ansicht kann man nur einmal lieben.“

Der Vater beschloß die Herzensergüsse, indem er Florentinen die Hand schüttelte und sagte: „Du bist

ein zu vernünftiges Mädchen, als daß sich denken ließe, Du würdest ein Verhältniß eingehen, das Nahrungssorgen in Aussicht stellte. Da Euch Frauenzimmern die Wahl nicht frei steht, so ist weiter nichts gegen Deine Verbindung einzuwenden, also gratulire ich zu Deiner Versorgung. — Daß Deiner Liebenswürdigkeit aber gelang, was Anderer Unliebenswürdigkeit nicht erreichen konnte, laß Dich nicht weiter kümmern."

Herr von Sahlis war ein großer, corpulenter Mann, mit flachem, starkem Gesicht, der, seit er die Inspection über sein Gut aufgegeben, das Commando über seine Familie desto gewissenhafter führte.

Florentine hoffte nicht, in diesem Hause sehr heimisch werden zu können, fürchtete sogar, in das, augenscheinlich nicht sehr harmonische Verhältniß der Familie noch eine Dissonanz mehr zu bringen. Es that ihr weh, sie also wiederzusehen.

Auch ihr eigenes Zimmer wollte sie nicht heimathlich begrüßen. Da hing ihres Vaters Bild, da standen Möbeln aus seinem Hause, — da war es ihr mit einem Male, als wären seit seinem Tode nur Jahre hingegangen, aber nichts verändert. Ihr Herz weinte wieder um den Vater wie damals. Alles drängte sie zurück in die

Vergangenheit. Gegenüber ihrem Fenster standen hohe Häuser, als wollten sie ihr die freie Aussicht in die Zukunft versperren. Von dem Himmel, unter dem sie so lange frei und glücklich gelebt, sah sie nur einen kleinen Streifen, nur wie eine Ahnung besserer Zeiten. „Wie werde ich mich hier einbürgern?“ fragte sie sich aus beklommener Brust.

Bald nach ihrer Ankunft erschien auch ihr Vetter, der Lieutenant Max von Sahlis, sie zu bewillkommnen. Er war der Einzige der Familie, in dessen Begrüßung wirklich eine Freude lag, soweit dies Wort überhaupt Anwendung auf ihn haben konnte. Er fand es sehr angenehm, von nun an eine so schöne Person im Hause seiner Eltern vorzufinden, wo er doch pflichtgemäß von Zeit zu Zeit zu erscheinen hatte. Sein Verhältniß zu den Seinen war auch nicht das glücklichste: es waren ein paarmal Schulden für ihn bezahlt worden, daran erinnerten sich stets die Schwestern, wenn ihnen Wünsche versagt blieben, und der Vater nahm ihm gegenüber eine so grollende Stellung ein, als wollte er es ihm für immer verleiden, sich ihm mit seinen Verlegenheiten wieder zu nahen. Zwischen ihm und der Mutter standen die stichelnden Mädchen. Zuweilen bestand aber doch eine

Intimität zwischen ihm und den Schwestern, die indeß unerquicklich war, wie ihre Feindseligkeiten: in guter Laune renommirte er vor ihnen mit seinen galanten Abenteuern, die sie so tolerant waren ihm nie zum Vorwurfe zu machen, um nicht um das Vergnügen zu kommen, einen Blick in diese Intriguen zu haben.

Er fixirte Florentine mit der Frage in den matten Zügen, wie sie wohl zu gewinnen sei; er fand etwas Fremdartiges in ihrer Erscheinung, das ihn einen Augenblick verblüffte. Indessen wünschte er etwas Frappantes ihr gegenüber zu sagen; er wandte sich deshalb vertraulich zu Hortensien:

„Mit meiner kleinen Baronin ist es heute zu Ende gekommen,“ bemerkte er.

„Schon wieder zu Ende?“ fragte diese erstaunt.

„O sie nahm die Spielerei zu ernsthaft,“ entgegnete er; „dabei ist sie sehr leidenschaftlich, — das giebt zuweilen unbequeme Consequenzen; entzweit sie sich doch mit ihrem Manne und verabsäumt in ihrer Blindheit nichts, ihn zu reizen.“

Florentine sah ihren Vetter traurig an, als wollte sie ihn fragen: „Bist Du nicht besser, als Du scheinst?“

Sie sehnte sich zurück in ihre Einsamkeit; jede neue Berührung that ihr weh.

„Das war sehr ungeschickt!" kritisirte Max sich selbst, und wußte während dieses Zusammenseins mit Florentinen nicht recht in's Geleis zu kommen mit der Unterhaltung — er, der geschickte Salonmensch. Indessen faßte er sich.

Er erschien bald wieder; da er Florentine nicht bei seinen Eltern fand, suchte er sie in ihrem Zimmer auf.

„Florentine," sagte er, nachdem er bei ihr Platz genommen, in leichtem Tone, „laß mich oft bei Dir sein, ich werde mich nicht in Dich verlieben: Du bist schön, aber nicht nach meinem Geschmack; Du bist zu wenig, was die Andern zu viel sind, d. h. es fehlt Dir alle Coquetterie, und sie ist doch ein Reiz. Aber ich interessire mich für Dich, also weise mich nicht von Dir ab."

„Aber ich bin Dir noch gar nicht aus dem Wege gegangen!" sagte sie einfach.

„Du hast Dir noch gar nicht die Mühe genommen?" entgegnete er.

„Gut!" versetzte sie, „schließen wir einen Pakt: Du imponirst mir nicht mit Deinem leichtsinnigen Wesen, also ist es bei mir nicht angebracht. Aber Du stellst es

zu geflissentlich zur Schau, als daß es nicht eigentlich Maske sein sollte, unter welcher Du ein besseres verbirgst, das aber zur Geltung zu bringen Du nicht den Muth gehabt. Kehre es nun mir gegenüber heraus."

„Schreibst Du Romane" — fragte Max — „und studirst vielleicht Charaktere?"

„Ich erkenne Dich wieder von früher!" — rief sie erfreut. „So spottetest Du damals, wenn wir Dir ein Unrecht vorhielten, welches zuzugeben, Du unter Deiner Würde hieltest; aber doch einsahest — und damals warst Du nicht bös."

„Ist ihre Coquetterie, die ich herausgefordert, schon in Bewegung und nur gewandter, als sie mir noch vorgekommen, — oder ist sie wirklich frei von Coquetterie?" fragte er sich selbst. „Jedenfalls ist sie ein merkwürdiges Wesen!"

So fühlte er sich immer mehr gedrungen, sich ihr zu nähern; aber kein Spiel wollte ihm mit ihr glücken; ihre freimüthige Einfachheit schlug ihn heraus aus jeder Komödie, — aus sich selbst heraus, meinte er. Aber ihre Schönheit trat mehr und mehr für ihn zurück; hatte er in jener ersten Herausforderung wahr gesprochen, daß ihr, in einem Mangel an Coquetterie, ein Reiz fehlte,

oder war es der mächtige Reiz ihres innern Wesens, der ihr Aeußeres noch überbot? Jedenfalls drängte es ihn mehr und mehr, sie kennen zu lernen, als sie zu erobern.

Die Gewöhnung, bestimmte Studien und kleine Geschäfte, die Florentine im Hause übernahm, ließen sie bald heimischer werden, wenn auch die Verhältnisse sich ihr nicht angenehmer darstellten, als sie sie im ersten Moment aufgefaßt; sie lebte gleichsam ihr eigenes Leben, lebte sich hinein in die Zukunft. Die hohen Häuser ihr gegenüber beschränkten nicht mehr ihre Phantasie, und ihre kleinen Räume schmückte sie sich wohnlich mit Blumen und Träumen.

Mit der Gräfin Liska verband sie jetzt ein gemeinschaftliches Interesse für die Musik, die sie sehr emsig mit einander betrieben, war ihr Eifer auch nicht gleichen Ursprungs. Das Wesen der Tante störte Florentine nicht mehr in ihrem innern Getriebe, sie ruhete nun mehr in sich selbst und vermochte in den Einzelnheiten, in denen sie mit Andern zusammentrat, sich ihnen ruhig hinzugeben. Von der Gesellschaft hielt sie sich eine Zeit fern, um Solern nicht zu begegnen; aber es war ihr wie eine Schranke in ihrer Entwickelung, das Begrenzen ihre Schritte, das ihr noch dazu einer innern Bedeutung zu ent=

behren schien. So hob sie es auf. Mit dem Erscheinen in Frau von Liska's Salon gewann sie für diese großen Werth. Florentine selbst konnte sich aber eines unheimlichen Gefühles nicht erwehren, als sie an jenem Abend heimkehrte; sie wußte nicht mehr, ob sie recht gethan, jenen Brief zu schreiben. Anstatt durch ihn zu brechen, mit ihrer ganzen Vergangenheit, wie sie gemeint, war es ihr, als habe sie sie der Zukunft gegenüber in die Schranken gefordert.

Sie schrieb noch in derselben Nacht an Rudolph und berichtete ihm getreulich über den letzten Tag. Nach diesem Berichte war ihr wieder so froh und leicht, nicht nur, als habe sie Verzeihung für ein mögliches Unrecht, sondern demselben auch zugleich alle unangenehmen Folgen abgeschnitten. Fröhlich wie ein Kind, das der Mutter noch Alles, was es den Tag über auf dem Herzen gesammelt, bekannt, legte sie sich nieder; umgaukelt von süßen Bildern schlief sie ein, und schlief sie fort bis in den hellen Tag, bis die Sonne durch die bunten Gardinen bunte Lichter über ihr Lager streuete; wie gebadet in rosigem Scheine lag sie da, und als habe sie nur in dem einen Gefühle geruht, dem Gefühle ihres Glückes, erwachte sie wieder frisch und fröhlich. Dem Glücklichen

sind die Stunden kostbar; — rasch erhob sie sich, ordnete ihre kleinen Räume und bethauete ihre Blumen. „Hier werd' ich ihn wiedersehen!" dachte sie immer, wenn sie ihr Zimmer wieder begrüßte, und es war ihr, als blickte es ihr immer freundlicher entgegen, als schmückte sie es schon zu seinem Empfange; dann eilte sie nach dem Salon, wo sich die Familie zum Frühstück versammeln sollte. Sie verbesserte Nachlässigkeiten des Dieners, ordnete den Frühstückstisch, schürte das Kaminfeuer, so heiter wie ein Kind, dem man zuerst kleine Geschäfte überträgt: ihr künstlerischer Sinn ertrug nicht äußern Anstoß, und ihre natürliche Einfachheit ließ sie selbst Hand anlegen, wo sie solches nöthig fand und es ihr zugleich möglich war. Sie dachte wie sie früher stets nur ganz ruhig, als sich von selbst verstehend, sich hatte bedienen lassen. „Man muß doch durch viele Stadien der Unnatur gehen, ehe man selbst wieder Natur wird!" — dachte sie. Zugleich war es ihr aber auch Bedürfniß, die Leute im Hause durch eine kleine Nachhülfe zu unterstützen, indem geringe Versehen ihnen als große Verbrechen angerechnet wurden, und sie den Druck ihrer untergeordneten Stellung doppelt schwer zu empfinden hatten. Dabei konnten alle Andern im Hause auch nie von den Erinnerungen an

die kleinen Sorgen des Lebens loskommen. — Endlich erschien die Tante, bald gefolgt von ihren Töchtern.

„Du stehst sehr plebejisch früh auf!“ bemerkte Hortensie verdrießlich.

„Natürlich!“ — antwortete scherzend Florentine, — „ich bereite mich zum bürgerlichen Hausstande vor.“

„Sie ist von einem unerträglichen Uebermuthe!“ — raisonnirte innerlich die Cousine, unmuthig, ihre stichelnden Bemerkungen immer des Stachels beraubt zu sehen.

Bald erschien auch der Hausherr mit einem Packet Zeitungen und einer Pfeife. Bei seinem Eintritte ließ man den Spiritus in der Kaffeemaschine aufflammen, und während sie brodelte, machte er sich noch kleine Zerstreuungen. Er brannte die Pfeife an und hielt einen Umgang durch die ganze Wohnung; dabei hörte man ihn zuweilen, von verschiedenen Seiten her, seine Stimme sehr laut erheben, und leise Entschuldigungen der Domestiken dazwischen. Seiner Herrschaft gegenüber stand draußen die Schlauheit: Franz, der Diener, genau in die Launen und Schwächen seines Herrn eingedrungen, wußte sie so zu handhaben, daß er allen Versehen eine Wendung zu geben vermochte, an welcher ein Theil seines Zornes abprallte. Dabei verlieh er dem Major die

Meinung seiner unbedingtesten Unterwürfigkeit, und die Familie, der des Dieners intrigantes, anmaßendes Wesen widerstand, duldete ihn doch, um der vermittelnden Rolle willen, die er spielte.

Mit der Genugthuung, die Ordnung des Hauses wieder bewahrt zu haben, kehrte der Hausherr in den Salon zurück, knüpfte noch Bemerkungen für seine Familie an die Zurechtweisungen von draußen, brachte kleine Versehen und Streitigkeiten von gestern wieder in Erinnerung u. s. w. u. s. w. Er verlangte von seinen Damen die äußere Haltung der Vornehmheit, jenes scheinbare Nichtsthun, jenen Ausdruck des Erhabenseins über alle kleinen Sorgen; zugleich aber machte er sie verantwortlich für jeden kleinen Mangel im Hause; auch verlangten seine mäßigen Einkünfte Sparsamkeit. So hatte er stets Anhaltepunkte für seine Tyrannenlaunen. Auch Florentinen gegenüber, die er zurechtwies, sein Haus nicht als Vorbereitungsinstitut für bürgerliche Verhältnisse zu betrachten, und wieder, wenn sie aus Rücksicht für ihren Onkel in seiner Gegenwart ihr natürliches Wesen bezwang, ihr vorwarf, daß sie ihrer zukünftigen Stellung vergesse.

Endlich fesselte der Kaffee den gestrengen Herrn an

seinen Platz: er trank, las und rauchte, Alles zusammen, wie es seine kostbare Zeit verlangte. Unterdessen wurde er für die Seinigen etwas milder gestimmt; die Mädchen kannten den Moment; sie beriethen sich über die Wintersaison und brachten in Anregung, daß vielfache Ausgaben nöthig würden und ihr Taschengeld des Zuschusses bedürfe. Der alte Herr ereiferte sich einen Augenblick; aber die Mädchen bewiesen, wie schon immer ihr äußeres Erscheinen hinter denen von Ihresgleichen zurückbliebe: das konnte der alte Herr nicht ertragen und er bewilligte mit edler Aufopferung unbedingt die verlangte Summe zum neuen Ausputze seines alten Wappens, mit der Bemerkung: er wisse wohl, was er seiner Ehre schuldig sei. Darauf begab er sich nebst Zeitungen und Pfeife nach seinem Zimmer, und die Mädchen, heiterer, als gewöhnlich, nahmen Tapisseriearbeit zur Hand, indem sie sich über die Toilette und die nächsten Einkäufe noch gründlicher beriethen.

Frau von Sahlis ging aber noch ernster und feierlicher, als gewöhnlich, an die Bestellung ihres Hauswesens; für sie begannen böse Tage, denn wenn die Ehre des Hauses neuer Stützen bedurfte, — d. h. wenn für die auswendigen Seiten mehr Ausgaben gemacht

wurden, als ihre Einkünfte es eigentlich gestatteten, sollten Ersparnisse im Innern des Hauses das Gleichgewicht wieder herstellen, und Herr von Sahlis erwartete Unmögliches von seiner Frau. Aber doch ohne Einwendungen zu versuchen, ließ sie die Ihrigen gewähren in ihrem thörichten Wesen; sah sie doch, daß ihre Mädchen nicht glücklich waren; war doch ihre Jugend hingeeilt in getäuschten Hoffnungen: so hätte sie es nicht über's Herz bringen können, sie noch in dem zu beschränken, was ihnen Freude machte. — Gegen die Eitelkeit ihres Mannes hatte sie nie wagen dürfen anzukämpfen, gönnte ihm vielmehr, dieser genugzuthun — und arbeitete gedankenlos für die Möglichkeit dessen, worin die Ihren ihre Befriedigung suchten: so glaubte sie an ihrem Glücke zu arbeiten, dem es doch an allen Grundpfeilern gebrach.

Florentine küßte ihre Tante und zog sich nach ihrem Zimmer zurück. Sie preßte die Hände auf ihr Herz, als wollte sie es verschließen, daß seine Heiterkeit nicht entfliehe. Sie brachte nie die harmlose Stimmung wieder aus dem Familiensalon zurück, die sie hineingetragen. „Es ist noch lange hin, ehe Rudolph mich abholen wird!“ sagte sie gedankenvoll. — Indem erschien

ein Diener der Gräfin Liska mit der Aufforderung an Florentine, noch im Laufe des Vormittags sie zu besuchen.

Die frische Herbstluft draußen that ihr wohl, sie athmete auf, wie aus enger Gefangenschaft. Unterwegs begegnete sie einer Frau, die einen sehr überfüllten Korb mit Holz auf dem Rücken trug; sie verlor mehrere Stücken, und indem sie sich bückte, dieselben aufzuheben, stürzten ihr, über den Kopf weg, immer mehr herab.

„Bleiben Sie stehen!" rief Florentine ihr entgegen, „ich will Ihnen helfen." Sie bückte sich, las das verlorene Holz zusammen und legte es der Frau wieder auf den Korb. Als sie sich wieder umwandte, um weiter zu gehen, bemerkte sie zwei Herren, welche stehen geblieben waren und ihr zugeschauet hatten. „Ist das vielleicht auffallend, daß ich mich für die arme Frau gebückt habe?" dachte sie kopfschüttelnd.

Die Gräfin trat ihr sehr freundlich entgegen. Sie hatte Arien und Duette aus den neuesten Opern bekommen und wünschte sie mit Florentinen zu versuchen. Sie lobte ihr Talent, den Ton, die Kraft und den Umfang ihrer Stimme, auch ihre Auffassung; sie gerieth ganz in Ekstase über die musikalischen Fähigkeiten ihrer

Nichte. So wenig empfänglich Florentine auch für Schmeicheleien war und so sehr sie auch einen reinen Genuß in ihrer Tante bezweifelte, so gewährte ihr doch dieser Antheil an ihrem Talente eine Erquickung; fühlte sie doch, daß sie aus diesem allein in der Zeit, die sie von Rudolph trenne, ihre Erholung schöpfen und daß es ihr jetzt hauptsächlich nur den Ausdruck und die Darstellung ihres innern Lebens gewähren werde. Sie berieth sich mit der Tante über die Lehrer, die sie annehmen wolle, und über die bestimmten Stunden, die sie gemeinschaftlich der Musik widmen könnten.

Florentine fühlte wie eine Leere ausgefüllt, mit der ihre Existenz hier sie bedrohete.

Rudolph an Florentine.

„Florentine! — Ob es nöthig war, erst an den Legationsrath Solern jenen Brief zu schreiben, ehe Du in die Gesellschaft zurückkehren konntest, scheint mir zu bezweifeln; indessen hast Du wohl vorher das Für und Wider abgewogen, und ich will von weitem nicht urtheilen. Jedenfalls aber ist es mir lieb, daß Du Dein Versteck verlassen hast — und laß Dich nicht in der Geselligkeit stören, auch wenn Du sie nicht findest, wie sie Dir Befriedigung gewähren könnte: man muß mitten unter den Menschen leben, um die Welt zu verstehen, um Vieles natürlich zu finden, was von fern nur wie Unnatur sich uns darstellt, und um nicht zu verzweifeln bei dem Schneckengange des Fortschrittes. In das Begreifliche lernt

man sich fügen — nur das Unbegreifliche raubt uns die Ruhe. Es ist ein wichtiger Unterschied für das Herz, ob es die Unvollkommenheit unserer Zustände aus einer Unreife der menschlichen Natur, oder aus einem Mangel in ihr erklärt glaubt und in ihnen mehr den Ausdruck der allgemeinen Bildungsstufe, als den des Egoismus Einzelner findet. Die Schmerzen, die Du durch die Gesellschaft gelitten und welche vielleicht Dir zum Theil wieder bevorstehen, — habe ich in meiner Wissenschaft durchlebt. In jugendlichem Enthusiasmus hatte ich, berauscht von ihrem Namen, mich der Rechtswissenschaft gewidmet, aber eiskalt stieß sie mich zurück, als ich das juristische Recht so weit ab fand von dem natürlichen, von den Menschenrechten. Ich flüchtete mich in die Arme der Philosophie, zur Theorie; aber die Geschichte der Philosophie lehrt uns, wie der Weg zur Wahrheit ewig nur einer ist: von Irrthum zu Irrthum, und es muß der Einzelne immer wieder die verschiedenen Phasen der Philosophie durchleben. Der äußere Rechtszustand einer jeden Zeit steht immer, wenn man ihm die Culturgeschichte der Völker gegenüberstellt, auf gleicher Stufe mit der Entwickelung des Volkes. Und so

können auch nur aus den alten Verhältnissen neue herausgearbeitet werden.

Die französische Revolution des vorigen Jahrhunderts hat uns gelehrt, wie die Zustände nur mit dem Menschen selbst, mit dem Fortschritte, der Bildung, sich entwickeln können, wie das ideale Princip der Freiheit in der rohen Masse sich umkehrt in das Feldgeschrei: „Il faut que les propriétaires changent.“ Und ich bin umgekehrt zu den staubigen Gesetzbüchern unserer Zeit und lehre die Jugend unser falsches Recht, daß sie das Falsche erkenne, zugleich aber auch, gestützt auf den Boden der Wirklichkeit, die Bedürfnisse der Zeit nicht überschätze. Die Menge hat weder die Offenbarungen einer Künstlernatur, noch die Logik der Gelehrten; ihr Entwickelungsproceß ist ein langsamer, aber ein organischer. Wohl ist es ein mühsames Treiben, das Ideal in der Seele, nur von dem niedern Standpunkte der augenblicklichen Bedürfnisse aus zu streben; — aber doch für mich voll sicherer Befriedigung, als das träumerische Ergehen auf der Höhe der Wissenschaft. Ich bedurfte der Philosophie, um mir selbst klar zu

werden in meinem Drange, der hinausging über alles Bestehende, diesem gegenüber; aber mein Herz wurzelt in der Wirklichkeit, für diese muß ich leben.

Und Du, Florentine, hast meinem Streben alle Poesie des Traumes zurückverliehen, mit Deiner weißen, leuchtenden Gestalt ist der unerschütterliche Glaube an das Göttliche in der menschlichen Natur in mein Leben eingekehrt, und kein Weg, es zum Bewußtsein zu entwickeln, erscheint mir zu mühsam. Das Andenken an Dich lebt als Gerechtigkeit in meiner Seele. Oft, wenn Dein Bild in seiner ganzen Glorie vor mir auftaucht, erscheint mir's, als könne es nur ein Traum sein, von meiner Sehnsucht erschaffen, von einem guten Geiste mir vorgeführt, daß ich nicht mit untersinke in den Strom der Alltäglichkeit. Oder als müsse ich aufbrechen zu Dir, Dich festhalten mit starkem Arme, daß Deine Erscheinung nicht zur Vision werde, die mit dem Tageslicht verschwindet. Florentine! Entfremde Dich nicht der Wirklichkeit, der ich mich geweiht und die uns auch nimmer läßt; aber bleibe dieselbe, die Du auch in den freien Bergen warst, — frei und wahr, in den

beschränkten, unwahren Verhältnissen, die Dich umgeben werden; laß mich Dich wiedersehen, wie als Ideal Du meinen Gedanken und kommenden Zeiten voranschreitest. Du bist meine Offenbarung! Bleibe mir treu — und bleibe Dir selbst getreu!"

Kleine Familienscenen.

Ernst und nachdenkend saß Florentine mit dem Briefe in der Hand an einem Fenster ihres Kabinets. „Es muß köstlich sein, mit einem festen Plane, gestützt auf klare Einsicht, durch die Welt zu gehen," dachte sie; „ich habe aber keine Fähigkeit dazu, jede Absichtlichkeit würde mein Wesen beschränken; mein Führer ist nicht der Verstand." Zum ersten Male trat ihr der Unterschied in den Naturen zwischen ihr und Rudolph entgegen. Aug' in Auge, im lebendigen Worte, hatte diese Verschiedenheit nur harmonisch auf sie eingewirkt, und sie sie nicht als solche empfunden; — jetzt stellten die todten Buchstaben sie nur als Unterschied dar. — „Kann ich dieselbe hier bleiben, die ich in den freien Bergen war?" fuhr sie fort in ihren Betrachtungen. „Indem man in diesen unnatürlichen Verhältnissen wahr und einfach

bleiben will, wird man unnatürlich; jener Brief an Solern ist ein Beweis. — Ich bin nichts mehr, ich habe aufgehört ein selbstständiges Wesen zu sein, wie er mich kannte, ich kann nichts Anderes, als mich bewegen wie alle die Andern, — mein Leben hat keine Bedeutung mehr — als seiner zu harren!" — Sie saß traurig da, und ihr Auge hing an den hohen Häusern ihr gegenüber. — „Ja, ein Bild, von seiner Sehnsucht erschaffen, ist es nur, das ihn umgaukelt!" sagte sie langsam in sich hinein. — „Aber er liebt mich!" rief es plötzlich in ihr auf — „und mein Leben hat Bedeutung, und die Liebe soll mich tragen, daß ich mich selbst erfülle. Wußte ich doch, die Reflexion ist nicht für mich!" — Sie fühlte wieder ihre volle Sympathie, ihre ganze Begeisterung für sein Streben, das ihr noch edler erschien in seiner Selbstverleugnung. „Und ich sollte ihrer ganz unfähig sein, ich sollte nur in der Wirklichkeit bestehen können, indem ich mich innerlich abschließe, oder nur angeknüpft an einzelne Momente? Fehlt mir denn jenes vermittelnde Element, die Liebe, liebe ich ihn nur allein? Aber ist es nicht sein reiches Herz, das vor Allem mich zu seinen Füßen führt?!" Wärme strömte durch ihr ganzes Wesen; wie mit

warmem Hauche drang das Leben auf sie ein. Sie sprang auf, unwillkürlich trugen ihre Schritte sie zu ihren Verwandten. „Laßt Euch doch lieb haben!“ hätte sie ihnen zurufen mögen. Die entzaubernde Stimme ihres Onkels schallte ihr entgegen; sie trat aber herzhaft ein. Sie umarmte und küßte ihre Tante, mit dem heitern Kindergesicht, das ihr zuweilen eigen war. Aber es harmonirte nicht mit dem Ausdrucke der Andern.

Hortensie schlug langsam und schweigend ein Buch zu, in welchem sie gelesen. Ihre Züge waren noch schärfer, als gewöhnlich — in ihrem Herzen war keine Liebe. Der Vater schalt sie aus, wie ein Kind, welches seine Lection versäumt, daß sie am hellen Tage die Zeit mit Lesen verschwende; schalt auf die Mutter, daß sie ihre Mädchen schlecht erzogen, schalt mit auf Anastasie, — vielleicht weil sie es doch verdient haben konnte, — und erklärte ihnen, die Männer hätten eine Aversion vor den „überbildeten“ Frauen; einen Roman zu durchleben, mache ihnen nur Spaß mit einem Mädchen, das noch keinen gelesen, und mit der jetzigen Bildungswuth der Frauen nehmen auch die alten Jungfern immermehr überhand. Sie möchten sich nicht einbilden, wenn

die Jugendreize vorüber, durch Bücherkenntniß neue Reize zu gewinnen. Hortensie mußte anderer Meinung sein, indem sie so eifrig gelesen, um das Buch vor Abend zu Ende zu bringen; denn jenes war ein in Mode stehender Roman und dieser ein Gesellschaftsabend. Sie nahm eine Tapisseriearbeit zur Hand, die der alte Herr für eine ungleich nützlichere Beschäftigung zu halten schien. Er prüfte noch Anastasiens Arbeit: sie heftete Blumen, — die ihrem Leben fehlten — auf ein für den Abend bestimmtes Kleid. Der Major erzählte nun, wieder beruhigt, welche Notabilitäten sie bei der heutigen Soirée antreffen würden, und befahl für dieselbe bei dem Diener seine Uniform mit ganzer Decoration.

„Alles immer Vorbereitung zum Vergnügen, und nie Heiterkeit —" dachte Florentine.

Der Baron Kalten wurde angemeldet. Sie kehrte nach ihrem Zimmer zurück. Hortensie folgte ihr nach. „Es ist unmöglich, mit diesem Menschen zusammen zu sein" — erklärte sie. „Erst verwechselt er den Vater mit der Mutter, oder die Mutter mit dem Vater, dann hält er mich noch einmal für den Vater und meine Schwester für Gott weiß wen. Wenn sich nun glücklich

Alle zu erkennen gegeben, tischt er interessante Anekdoten von seiner Kurzsichtigkeit und Zerstreutheit auf. Meine Schwester ist allein geduldig genug, oder hat vielmehr den schlechten Geschmack, sich über ihn zu amüsiren. Er war verheirathet, soll aber andere Damen auch fortwährend mit seiner Frau verwechselt haben, daß sie es endlich vorgezogen, sich von ihm zu trennen, was begreiflicher ist, als ihn geheirathet zu haben."

In Florentinens Zimmer fanden sie Max.

„Ich hörte bei der Mama unfriedliche Stimmen und zog es vor, diese friedlichen Räume aufzusuchen," — begrüßte er die Mädchen. Er warf sich in einen Lehnstuhl; er sah sehr abgespannt aus und war wortkarg.

Florentine näherte sich ihm freundlich: „Du wußtest wohl gar nicht wohin, armer Max?"

„Scherze nicht darüber," — gab er ihr, halb verletzt, zur Antwort, — „es ist kein Spaß dabei."

Hortensie hatte bei ihrer Flucht ihr Buch nicht vergessen: um ungestört von ihrem Vater zu lesen, war sie hieher gekommen. Florentine nahm Weißzeug zur Hand und nähete emsig.

Max blätterte in ihren Noten und Büchern.

Sie zeugten alle von ihrem Ernste: dort schwierige Etüden, hier wissenschaftliche Werke. „Du bist wahrhaftig ein Räthsel!“ — erklärte er — „nach Deinen Studien sollte man denken, Du wolltest Dich zur Künstlerin oder Gelehrten bilden; nun sitzest Du hier, als wärest Du an nichts gewöhnt, als an mechanische Arbeit, oder man sieht Dich im Hause schalten und ordnen, so fröhlich, als hättest Du nie ein anderes Bedürfniß. Und doch muß nur ein innerer Drang Dich zu Deinen geistigen Bestrebungen treiben, da Du sie nie zur Schau trägst, sie auch Deinem ganzen Wesen natürlich erscheinen.“

Florentine lächelte. „Ich bin Demokratin“ — sagte sie scherzend, — „das erklärt das ganze Räthsel. Ich erkenne weder dem Kopfe, noch den Händen und Armen eine einseitige Herrschaft zu, jedes hat sein Recht. Im Ernste aber, man ist sehr im Irrthum, zu denken, dem Geiste förderlich zu sein, wenn man ihn ausschließlich wirken läßt; zwischendurch mechanische Arbeit frischt ihn sehr an; man kann ja nicht aufnehmen allein, man muß das in den Geist Aufgenommene auch verarbeiten, und indem man es anscheinend losgiebt und

die Arme in Bewegung setzt, werden die Gedanken von selbst mit fertig."

Hortensie sah einen Augenblick von ihrem Buche auf Florentine und bewegte die Lippen zu einer höhnischen Bemerkung; es fiel ihr aber ein, daß sie sich mit der Cousine auf guten Fuß stellen wolle, um ferner mit Anstand ihr Zimmer als Asyl vor dem Vater benutzen zu können; und sie las weiter. Freilich mochten ihr ihre Gedanken nicht zu so großer Freude gereichen, daß sie das Denken zum Mittelpunkte unsers Wesens erheben konnte: sie wünschte gebildet zu erscheinen und bemühete sich darum, sich zu unterrichten, oder sie langweilte sich und las darum die Romane, die selbst zu erleben, ihr nicht gegönnt war.

„Ich erkenne wohl die Nützlichkeit Deines Verfahrens," sagte Max — „nur Deine Neigung, die sich in dem mechanischen Treiben offenbart, steht mir nicht im Zusammenhange mit Deinem Wesen."

„Aber mein Wesen," — antwortete sie, — „ist nur wahr, nichts weiter. Wenn man anfängt zu erwachen, d. h. geistige Bedürfnisse zu fühlen, sie uns aber noch nicht klar sind, oder, mit diesem höhern Drange in der Brust, man die Sorgen für das Materielle zu unserm

Berufe stempeln will, ja, da verabscheut man sie wie seiner unwürdig; der geistige Entwickelungsproceß kehrt uns auch so nach innen, daß er uns für das Aeußerliche ganz unpraktisch erscheinen läßt; ist aber der Geist befreit, zum Bewußtsein seines Rechtes und zu dem Rechte gelangt, sich auszubreiten, soweit er es vermag: so terrorisirt er auch unsere Natur nicht mehr, aber er beherrscht unser Wesen, er durchdringt unser Gefühl, und es trägt Seele in jede Beschäftigung hinein, daß man die materielle wenig als solche empfindet, oder der Geist fühlt sich doch nicht gefangen in ihr, weil er darüber steht."

Max betrachtete Florentine mit Aufmerksamkeit. „Es war Dir die Freiheit gegönnt, eine schöne, reine Natur zu entwickeln," — sagte er langsam. — „Vielleicht ruhen in jedes Menschen Brust edlere Keime; aber das gewöhnliche Loos ist, daß Andere die Güte haben, über unser Leben zu verfügen, nach dem Maßstabe ihrer eigenen Bedürfnisse — und aus uns herausgeworfen, verlieren wir uns selbst. — Indessen ist es ganz gut," fuhr er nach einer kleinen Pause fort, — „nach dem gewöhnlichen Maße zugeschnitten zu sein; so paßt man doch auch hinein in den Schlendrian. Noch fremd in ihm zu sein, und das heißt: im ewigen Kampfe mit der Welt

zu stehen, — das fehlte noch zu aller Misère."

„Aber die alte Welt wird zusammenbrechen!" — rief Florentine. — „Und wer ihre Gebrechen empfindet, der ist auch schon im Kampfe gegen sie, und nur der Kampf erhebt uns über ihr Elend."

„Nicht doch!" — erwiderte Max mit mattem Lächeln — „das ist nur ein Moment, daß ich sie frei überschaue; ihr Strudel geht über mich weg. Und es ist keine Kraft vorhanden, sie zusammenzubrechen, und ob auch — „Alles schon da gewesen" — sagt Ben Akiba. Neue Unvollkommenheiten werden nur auftauchen."

„Aber die Welt ist doch immer vorwärts gegangen, wenn auch äußerlich zeitweise wieder rückwärts," wandte Florentine ein.

„Solche weitläufige Berechnungen strengen mich zu sehr an," sagte er, wieder in leichtsinnigem Tone.

Sie saßen eine Zeit still beisammen.

„Gerade wir Drei," — bemerkte endlich Florentine — „waren sonst immer mit einander. Du maltest, Max, und wir Beiden, Hortensie und ich, musicirten."

„Ja!" erwiderte er — „meine kleinen Compositionen gelangen mir am besten bei Euren Musikübungen. Und dabei träumte ich mir, ein Raphael, oder ein Van

Dyk zu werden, — aber der Vater fand, daß ich nur des Zeichnens so weit bedürfe, als es zum Officiersexamen nöthig sei, und coupirte meine Kunst, mich wichtigern, meinem hohen Berufe entsprechenden Uebungen zuzuwenden. So übergab ich mich ihm mit Leib und Seele, mit allen Bestimmungen, die der Gebrauch noch hinzufügt. Was sollte mir auch noch jenes Talent" — fügte er sich persiflirend hinzu, — „der Dilettantismus, nach jenen stolzen Träumen!"

Anastasie unterbrach die Unterhaltung, indem sie ganz aufgeregt die Nachricht brachte, daß heute der der Zofe zu einem Balle bewilligte Abend sei, und sie sich denselben noch einbilde, obgleich sie, da die Familie doch nun selbst Gesellschaft besuche, zur Toilette gebraucht werde. Hortensie solle ihr das entschieden ankündigen; diese pflegte dergleichen Geschäfte zu besorgen. Florentine entschied, sie wolle zu Hause bleiben, und des Mädchens Stelle gern diesen Abend übernehmen, jedenfalls werde diese mehr Vergnügen einbüßen, als sie, wenn sie resignire.

Hortensie war empört über die Rücksicht, die der Zofe gegönnt werden solle; die kluge Anastasie aber bemerkte, jene werde wohl schmollen und sie nachlässig an=

kleiden, wenn sie ihren Ball einbüße — und Florentinens Vorschlag wurde gnädigst angenommen. —

„Du bist recht gut!" — sagte Anastasie am Abend zu ihrer Cousine, zufrieden mit deren Dienstleistungen als Kammermädchen.

„Das frischt ihren Geist an!" — stichelte Hortense. — „Weder uns noch dem Mädchen zu gefallen, bemüht sie sich." — Sie lachte sehr über ihren Witz, auch Anastasie lachte, obgleich sie die Pointe nicht begriff; sie bezweifelte den Witz nicht, da die Schwester ihn für so gelungen zu halten schien.

Florentinens Herz krampfte schmerzhaft zusammen. Sie sagte kein Wort; auch ihr Gesicht veränderte sich nicht; aber die geschmeidige Gestalt vom vorigen Augenblicke war nicht mehr zu erkennen; es war, als müsse sie zerbrechen, wenn sie sich zu ihren kleinen Diensten bückte; gezwungen war jetzt jede ihrer Bewegungen.

Die Toilette der Damen war beendet, ein letzter Blick in den Spiegel hielt noch Musterung. Anastasie schien sehr befriedigt. Sie war in Rosenroth gehüllt, man hätte denken sollen, wenig entsprechend den Gefühlen der verwittweten Braut. Vielleicht erinnerte sie sich daran, als ihr Auge im Spiegel dem Florentinens begegnete.

Ihr Blick wurde schmachtender, indem sie sich noch einmal betrachtete, und ihre Miene trauriger. „So in Rosa sah mich mein innig geliebter, ewig unvergeßlicher Edwin am liebsten“ — sagte sie seufzend. Sie zog ein Medaillon hervor, das sie mit einer kleinen Haarlocke ihres „ewig unvergeßlichen“ Edwins auf der Brust trug, löste seine schwache Schnur und vertauschte es mit einer kleinen goldenen Kette, dann küßte sie es noch einmal und barg es wieder auf ihrer treuen Brust. So war sie fertig für den Abend, und sie konnte sich nicht verhehlen, daß es nur am schlechten Geschmacke der heutigen jungen Männerwelt liege, wenn sie nicht große Eroberungen mache.

Hortensie erschien durchaus mißvergnügter; sie änderte noch immerfort an der Schärpe und an den Schleifen, gab der rothen Kamellie, die sie im Haare trug, so viele verschiedene Richtungen, daß ein Blatt nach dem andern abknickte, und ihr mürrisches Aussehen verlieh ihr allerdings auch keinen jugendlichen Ausdruck. Es war ein Glück, daß sie den Roman noch ausgelesen und wenigstens mit ihrem Urtheile heute Abend brilliren konnte. Der Wagen fuhr vor; der Vater erschien. Er wunderte sich, Florentine nicht in Toilette zu finden, schalt noch

auf die Vergnügungswuth der Zofe, auf Florentinens plebejisches Gelüst, auf die Energielosigkeit seiner Frau; — als ob er sie anders, denn zum Dulden bereit, hätte finden wollen! — und so entfernte sich die Familie.

Florentine athmete auf, als ob die Räume um sie nun höher und weiter würden, als ob ein frischer Zug auf schwüle Gewitterluft folgte. Ein Wehgefühl schnitt aber durch ihre Brust im Gedanken an die Tante. Draußen rollten die Wagen, Alles eilte zu Lust und Vergnügen; sie war so froh ihrer Einsamkeit; — das Gesicht mit ihren Händen bedeckt, saß sie da und träumte von Rudolph, träumte sich mit ihm hinein in die bunte Welt, — aber in eine Welt, die nicht existirte.

Leise, aber rasch öffnete sich die Thüre. „Ach!" rief sie auf. Max, mit dem Hute auf dem Kopfe, in Salontoilette, stand vor ihr.

„Fürchte Dich nicht!" sagte er, indem er sie neugierig fixirte und langsam den Hut abnahm.

„Du bist ja mit eingeladen," erinnerte sie ihn lebhaft, „was willst Du denn?"

„Ich dacht' es mir angenehmer, den einen Theil des Abends Dir Gesellschaft zu leisten," — antwortete er, — „ich komme früh genug zu dem Rout und weiß schon,

wie sie sich dort begrüßen, was sie sagen und wie sie sich bewegen werden."

„Alles schon da gewesen!" fiel Florentine ein. „Aber ich mag diesen Deinen Wahlspruch heute Abend nicht hören. Es war so schön allein, warum bist Du nur gekommen?"

„Aber Du bist reizender, als ich Dich noch gesehen," — versicherte er und ließ sich nieder; „Du kannst nicht verlangen, daß ich Dich ohne Weiteres wieder verlasse. Ich bin auch in viel liebenswürdigerer Stimmung, als heute Morgen."

Sein Einfall, Florentine diesen Abend aufzusuchen und zugleich zu beobachten, ob dieses tête-à-tête als solches und als Verletzung der gewöhnlichen Formen sie beunruhigen werde, hatten ihn belebt. Aber sie dachte weder an das Eine noch an das Andere, und er reflectirte wieder, ob ihre Unbefangenheit Arglosigkeit oder Coquetterie sei.

„So weiß ich mir nicht anders zu helfen, als Dich möglichst zu langweilen," — entschied sie.

„Aber laß uns zu diesem Zwecke wenigstens diesen Salon verlassen, wo mir immer zu Muthe ist, als müßte ich die Stimme der Unzufriedenheit vernehmen, und

Deine gemüthliche Klause aufsuchen," sagte er sich erhebend.

„Ich bin nur zufällig hier zurückgeblieben," erwiderte Florentine und ging ihm mit dem Lichte voran.

Max athmete auf wie aus tiefster Brust, als sie das kleine Zimmer betraten, und schauete ringsum. „Hier waltet blos Dein guter Geist," — sagte er, — „hier könnte man die Welt vergessen mit allen ihren Genüssen. — Nun langweile mich!" forderte er sie auf, wieder in seinem gewöhnlichen Tone, und warf sich in's Sopha.

„Ich werde Dir vorlesen" — sagte sie und suchte unter ihren Büchern.

„Oder ich Dir, — gut!" antwortete er und trat zu ihr.

„O nein!" rief sie — „das wäre gegen den Contract, dann müßte ich mich langweilen; aber Du sollst der Gelangweilte sein, — der Hörende ist der leidende Theil." Sie suchte; endlich hob sie erfreut ein Buch empor:

„Berthold Auerbach, mein lieber Freund! — Frühlingsluft im Winter! Ich gebe meine Bosheit auf," sagte sie eifrig, „ich will Dich nicht langweilen. Du sollst auch abwechselnd selbst lesen, wenn Du es wünschest;

gesund sollst Du Dir die Seele baden in der frischen Natur dieser rührenden Dorfgeschichten.“

„Ist meine Seele nicht gesund?“ fragte er.

Sie sah ihn freundlich an. „Nein!“ sagte sie leise, ließ sich mit dem Buche nieder und fing an zu lesen; „Iwo der Hairle.“

„Das ist aber zum Verzweifeln!“ rief er dazwischen; „wie hab ich diese Strafe verdient? Hältst Du mich für so naiv, Geschmack an diesen Kindereien zu finden, oder ist es Dein Ernst, mich durch Langeweile vertreiben zu wollen? Keinesfalls aber spür' ich von der Erhebung etwas, die Du mir gütigst wolltest angedeihen lassen.“

„Still und höre weiter!“ entschied Florentine. Sie las und las und drang immer tiefer in die heilige Werkstätte von Iwo's innerm Leben, in seine nach Bewußtsein ringende Natur. Max hörte schweigend. Endlich sprang er auf. „Wohin führst Du mich!“ — rief er — „was rufst Du wach in mir! warum zurück zu jenen Kämpfen! — Aber lies weiter“ — sagte er ruhiger und setzte sich wieder zu ihr.

Sie las fort bis zu Iwo's Flucht — dann schlug sie das Buch zu. „In dem Schlusse ist eine Lücke, so wollen wir ihn nicht erst lesen,“ sagte sie.

Sie saßen noch eine Zeit still beisammen, Max in sich gekehrt.

„Wenn eine neue Zeit heraufziehen wird,“ — sagte endlich Florentine, — „ein wirkliches politisches Leben uns zu Theil werden, wird man wie Kindererzählungen diese „Dorfgeschichten“ hochmüthig beiseite werfen nnd nicht mehr begreifen, wie sie eine ganze Zeit haben erfüllen können; und doch ist es diese Zeit, die große Ereignisse vorbereitet, die den raffinirten Geschmack gebrochen, uns wieder zur Natürlichkeit und Wahrheit zurückgeführt, aus einem erkünstelten Wesen zum Wesen des Menschen. Die Entwickelung ist ein Zirkel: von der Natur gehen wir aus, die Bildung führt uns immer weiter von ihr ab, bis wir zur Hälfte gelangen, da sind wir der Natur am fernsten; aber über jene hinaus kehren wir zu ihr zurück, nur im Bewußtsein der Freiheit.“

Max saß noch einige Augenblicke still; in seinen Zügen war ein Ausdruck, den Florentine noch nicht in ihnen kannte. Plötzlich raffte er sich empor, als habe er sich vergessen, und lachte laut auf. Er zog die Uhr.

„Um elf! Einen ganzen Abend war ich tête-à-tête mit dem schönsten Geschöpfe, das ich kenne, und

habe nicht daran gedacht, ihr nur die Fingerspitzen zu küssen," sagte er frivol und erhob sich.

Florentine stand am Tische ihm gegenüber, die Hände auf das Buch gestemmt. Sie sah ihn klar an.

„Deine Mutter ist sehr unglücklich — sei Du doch gut, Max!" sagte sie freimüthig.

Er hob ihre Hand auf, küßte sie und ging, rasch, wie er gekommen. Er ging zu dem Rout, wo manche Schöne ihn längst erwartete, und er nun nicht säumte, ihnen fade Schmeicheleien zukommen zu lassen und frivole Witze seiner Freunde zu belachen; — aber in seinem Herzen klangen immerfort die Worte wieder: „Sei Du doch gut, Max!" — und seine Phantasie beschäftigte sich mit den Schmerzen und Kämpfen des Iwo.

Lange schon ruhete Florentine in süßem Schlafe, als ihre Verwandten zurückkehrten — müd' und mürrisch. Die Täuschung, welche die Mädchen heimbrachten, wurde abgeworfen, wie der Putz, dem so viele Tage und Gedanken geopfert waren, um diesen am nächsten Morgen zu jener wieder zu sammeln und aufzufrischen. Aber ehe sie aus schwerem Schlafe wieder zu ihren Illusionen zurückkehrten, schlich ein neckender Dämon an ihnen vorüber. Unter den im Salon zurückgelassenen Sachen lag

auch Anastasiens Medaillon mit der Locke ihres inniggeliebten Edwins. Der Diener kam, zum Frühstücke vorzubereiten, und erblickte das theure Andenken, das er aus des Fräuleins Exclamationen, von denen er oft Zeuge gewesen, gut kannte. Er lächelte schlau; er bemerkte, daß die Farbe der Locke der seines Haares glich, und seine Lust, die Pointen zu verändern, regte sich. Rasch schnitt er einen kleinen Streifen seines Haares ab, rollte ihn behend zusammen, nahm die Locke des inniggeliebten Edwins aus dem Medaillon und legte statt ihrer die seine hinein. — Als Anastasie erwachte, vermißte sie auf ihrer Brust das theure Liebespfand; sie begriff nicht, wie sie ohne dasselbe hatte schlafen können, und eilte nach dem Salon, es zu suchen. Sie ergriff es freudig, und küßte zärtlich die Locke — des Bedienten.

Die Verlobung.

Einmal in die Gesellschaft wieder eingeführt, konnte Florentine es nicht abwehren, immermehr hineingezogen zu werden; sie wollte es auch nicht, sie wollte sich vertrauter in ihr machen, um doch vielleicht den Punkt zu finden, an den sie anknüpfen könne; nicht von der Außenseite sich abschrecken lassen, vielmehr wie Rudolph in dem Innern aller Zustände ihre Erklärung suchen. Sie hatte keine besondere Theilnahme, aber auch keine Abneigung, doch unwillkürlich wurde sie nur stiller, zurückhaltender, anstatt heimischer. Die Form sah sie zum Zweck erhoben und die heiligsten Lebensfragen als Modeartikel und Curiositäten circuliren.

Zuweilen erschien sie sich selbst mit ihrem warmen, vollen Herzen, mit ihrer Sehnsucht nach Wahrheit und Idealen, wie eine Curiosität unter diesen seelenlosen,

ewig lächelnden Gestalten; zuweilen schnitt auch ein Schmerz durch ihre Brust, in dieser Einsamkeit unter dieser Menge; aber sie floh zu Rudolph, und sie war nicht allein, sie glaubte an eine Zeit, da der Mensch als solcher in seine Rechte treten werde und dieses Scheinleben enden.

Sie selbst blieb aber durchaus ein Gegenstand der Aufmerksamkeit; trotz ihrer großen Einfachheit erwartete man doch immer etwas Besonderes von ihr. Dennoch würde sie wohl bald aufgehört haben ein gesuchter Gegenstand zu sein, da sie, mit ihrer Zurückhaltung, im Ganzen wenig in die gesellige Bewegung eingriff, wenn nicht ihr Musiktalent, ihre prächtige Stimme plötzlich zum Vorschein gekommen wäre. Es war ihr nie eingefallen, damit vor ein größeres Auditorium zu treten, es fiel ihr aber auch nicht ein, zu versuchen, sich dem zu entziehen, als die Gräfin Liska sich ihr eines Abends verlegen darstellte, wie sie ihre Gäste unterhalten sollte, und sie bat, mit ihrem schönen Talente sie zu unterstützen. Daß ihre Talente für diesen Moment ihr zur Uebung und höhern Ausbildung ihrer Stimme fortwährend behülflich gewesen, wußte sie nicht. Mit Enthusiasmus wurde ihre Kunst in Beschlag genommen, —

Alles rang nach ihrer Bekanntschaft. Florentinen ging aber eine neue Welt auf: sie hatte den Punkt gefunden, der sie mit den Andern verband und zugleich absonderte mitten unter ihrem Treiben; aber sie empfand auch eine Anregung, die sie noch nicht gekannt: ihre Stimme trug sie höher und höher vor der lauschenden Menge, als würde jeder Ton ihr selbst zur Offenbarung, indem sie offenbarend hätte eindringen mögen. Ihr Talent aber stellte sich immer genialer dar; unwillkürlich ging sie aus fremden Compositionen zu eigenen Weisen über, deren Mangel an gesetzlichen Formen die Musikverständigen schwer beklagten, deren tiefe Poesie und Wahrheit aber jedes fühlende Herz ergriff.

Unterdessen war sie mit Solern öfters zusammengetroffen; kalt und räthselhaft, wie am ersten Abend, erschien sie ihm fortwährend, er suchte sie nicht und vermied sie nicht; aber wo er sie traf, konnte er es nicht lassen, sie immerfort zu beobachten; doch nur beiläufig richtete er einige gleichgültige Worte an sie.

Um mit Isabellen den entscheidenden Moment herbeizuführen, hatte es ihm noch an der passenden Stimmung gefehlt.

Sie war die Tochter eines reichen Banquiers.

Solern bedurfte nicht mehr den Einfluß eines Schwiegervaters, seine Carrière zu fördern, wohl aber äußere Mittel zu der Repräsentation höherer diplomatischer Posten. Außer dem glänzenden Vorzuge des Reichthumes besaß Isabelle auch wirkliche Schönheit und Liebenswürdigkeit, und merkwürdigerweise rief Solern sich diese Eigenschaften mehr in's Gedächtniß, als jene, um sich zu einer Erklärung anzutreiben. Es fehlte ihr der Reiz des Widerstandes, der damals bei Florentinen seine Wünsche zur Leidenschaft gesteigert. Weder bei Isabellen noch bei ihren Eltern dachte er an Einwendungen, er war nicht mehr der unbedeutende junge Mann von damals. Daß sie in letzter Zeit scheuer geworden ihm gegenüber, hatte er nicht wahrgenommen. Endlich eines Abends, als er in ihrer Eltern Hause, in einem großen Zirkel sich mit ihr zusammenfand, bemerkte er eine gewisse Unruhe an ihr, einen leidenden Zug, den die schönen Farben ihres Gesichtes nicht zu bedecken vermochten. Ihr Blick schien ihn meiden zu wollen, und floh doch immer wieder zu ihm. Es war ihm klar, daß sein Zögern sie irre gemacht. Er fand sie aber reizender als jemals, vielleicht weil er sie ungestörter beobachtete, indem, bei Florentinens Abwesenheit, seine

Aufmerksamkeit nicht getheilt wurde. Er begriff nicht, wie diese, Isabellen gegenüber, ihn nur einen Augenblick beschäftigen könne, ihn irgendwie in seinen Bewerbungen stören. „Ihre Nähe" — dachte er — „muß so etwas Erkältendes haben, daß in ihrer Gegenwart mein Blut kühler wird und meine Wünsche träger werden." Er erfaßte den Moment, der ihn reizte, und vergrub seine Augen immer tiefer in das schöne, liebeglühende Antlitz des zagenden Mädchens. Sie wurde immer unruhiger unter seinem Blicke, den sie fühlte, wenn sie ihn auch nicht sah. Es war ihr, als müsse man das starke Klopfen ihres Herzens sehen und hören; sie wollte mit ihren Umgebungen sprechen und hatte keine Worte, sie wollte auf sie hören und hörte sie nicht. Wie der Tiger seine Beute, die ihm nicht entschlüpfen kann, hielt er sie im Auge, ohne ihr zu nahen, um an ihrer Qual seine Lust zu mehren. Mit kaltem Verstande berechnete er die Wahl, mit heißer Empfindung wollte er besitzen. Sein Blick wurde glühender, sein Athem rascher. Arme Isabelle! Faßt Deine reine Seele ein ahnungsvoller Schauder; scheucht Dich sein falscher Blick auf, zu entfliehen? Erbleichend erhob sie sich, mit unsicherm Schritt verließ sie den Salon. Solern wollte

nicht seine Stimmung unbenutzt vorübergehen lassen; — er zögerte noch einige Momente, sprach noch mit Diesem und Jenem ein paar Worte und näherte sich dabei immer mehr und mehr der Thür, durch welche er endlich verschwand. Er kannte die Richtung nach Isabellens Zimmer, schlug sie ein und öffnete rasch und leise ein nur schwach erleuchtetes Gemach. Er hatte sich nicht getäuscht: hier saß Isabelle, sie hatte das Gesicht mit beiden Händen bedeckt. Sie sah nicht auf; aber sie fühlte, wer zu ihr eintrat.

„Isabelle!“ — rief er sie sanft, indem er sich ihr näherte. Sie blieb unbeweglich. „Isabelle!“ wiederholte er bittend, und faßte ihre beiden Hände, daß sie ihr Gesicht befreien möge. Sie ließ sie schlaff sinken — sie war bleich, ganz bleich. In diesem Moment war es ihm, als gliche sie Florentinen; das Dämmerlicht unterstützte seinen Irrthum. Sie entzog ihm nicht ihre Hände; aber sie erhob auch nicht ihr Auge zu ihm, — immer tiefer sank ihr Antlitz auf die Brust herab. So sah er Florentinen an jenem Tage, da er sie verließ.

„Isabelle!“ rief er beklommen, „Isabelle!“ wiederholte er immer wieder, als wollte er sie überzeugen, daß

er sie nicht verkenne, als wollte er selbst sich in's Gedächtniß rufen, daß sie es sei, zu der er spreche.

Aber starr, wie damals Florentine, und weiß, wie diese noch bis heute, saß sie da. Er kniete vor ihr nieder, es faßte ihn ein glühendes Verlangen, die kalte Erscheinung zu erwärmen, — ein glühendes Verlangen, daß es Florentine sein möchte, vor der er kniete.

„Mädchen, weißt Du nichts von Liebe?" — Aus tiefster Brust klang seine Stimme. — „Ich bin wahnsinnig, und Du bist kalt wie Eis!"

Ihre Hände zitterten in der seinen, er preßte sie auf sein Herz, das fürchterlich klopfte, — benutzte dies Klopfen, das einer Andern galt, ihr ein heißes Gefühl zu heucheln. Doch es schwanden ihm die Sinne; es war ihm einen Moment, als sei sie es wirklich — Florentine. Mit Isabellens Händen bedeckte er seine Augen und träumte sich einen seligen Augenblick zu Florentinens Füßen.

„Kehren Sie zurück zur Gesellschaft!" bat Isabelle.

Indem er ihre Stimme hörte, erwachte er und sprang auf, entsetzt über sich selbst. „Bin ich in der That wahnsinnig?" fragte er sich. Ein kalter Schauer überflog ihn, er ging an die Lampe und schraubte sie heller,

faßte Isabelle in's Auge und erkannte sie wieder. Er drückte seine kalten Lippen auf ihre kalte Hand. „Isabelle, was bedeutet dieser furchtbare Ernst?" fragte er mit fester Stimme.

Sie blickte ihn an, als wollte sie sagen: „Du weißt es wohl; warum fragst Du mich?"

„Verwandelt sich denn für mich Alles in Räthsel?" dachte er. „Wenn in letzter Zeit ein Zweifel an meiner Liebe in ihr aufgetaucht wäre, warum lebt sie nicht auf in diesen Momenten?" — „Du mußt es wissen," — fuhr er laut fort, — „was mich her zu Dir getrieben, daß das Bekenntniß der Liebe schon lange auf meinen Lippen brennt; willst Du es aber verschließen mit Deiner kalten Verschlossenheit?"

Ihre Wangen färbten sich wieder, die Gestalt verlor ihre Starrheit. Er bückte sich zu ihr nieder und umfaßte sie leise.

„Liebst Du mich nicht, Isabelle?" fragte er sanft, — „weißt Du nicht, daß Du mich sehr quälst?"

Sie weinte. „Haben Sie Nachsicht mit mir!" bat sie.

„Antworte, antworte, theures, geliebtes Mädchen!" drang er in sie.

„O Sie wissen es wohl, daß ich Sie liebe!“ sagte sie mit warmer Stimme, aber scheuem Blicke.

„Isabelle!“ rief er freudig auf und wollte sie umarmen. Sie wehrte ihn ab.

„Ich verstehe Dich nicht!“ — sagte er. „Zweifelst Du an der Einwilligung Deiner Eltern?“

„Nicht doch!“ antwortete sie.

„Aber welches Geheimniß waltet denn zwischen uns? Warum diese Thränen, diese Scheu? Warum vergiftest Du den Augenblick, der unser schönster sein könnte?“

„Ach, ich weiß es nicht, ist es eine kindische Eifersucht, oder eine dunkle Ahnung, die mich weinen läßt, wo ich beseligt sein könnte.“

Nun verstand er sie.

„Lassen Sie mich jetzt!“ bat sie ruhiger. „Kehren Sie heute zur Gesellschaft zurück — und morgen zu mir!“

Er drang nicht weiter in sie. „Du liebst mich nicht, wie ich Dich!“ klagte er und verließ sie.

Verstimmt kehrte er in die Gesellschaft zurück. Auch Isabelle erschien bald nach ihm. Auf ihren

Wangen glühete wieder das schöne jugendliche Roth; sie war ruhig und heiter.

„Sie ist ein Kind," dachte Solern, „das, wenn es sich über einen eingebildeten Kummer ausgeweint, wieder in die Welt hineinlächelt, als existire kein wirklicher Kummer." — „Ein liebliches Kind!" sagte er sich vor; aber seine Phantasie war müde geworden. „Wie reizend gegen das abgeschlossene Wesen Florentinens!" reflectirte er weiter; aber sein Herz schwieg jetzt für die Eine wie für die Andere. Isabelle mied seinen Blick, und er mied ihre Nähe, wie sie es gewünscht. — Er verließ bald die Gesellschaft.

Indem sich der Schlummer auf seine Lider senkte, wachte seine Phantasie wieder auf und umgaukelte ihn mit Träumen; aber in allen Träumen erschien ihm ein weißes Antlitz, das ihn mit süßem Wahnsinn erfüllte, wie der Moment, da Isabellens erbleichte Züge ihm Florentinens Bild heraufbeschworen. Als fürchte er sich vor sich selbst, schrak er plötzlich auf, zündete Licht an und ließ es die ganze Nacht brennen. „Soll Florentinens blasses Gesicht mir zum Gespenst werden, das aller Vernunft zum Hohne mir überall entgegentritt und mich von der Wirklichkeit scheidet?" rief er empört.

Er suchte die blühende Braut vor seinen Augen wieder festzuhalten; zugleich aber konnte er nicht von dem Augenblick loskommen, da er den kalten Kuß auf ihre kalte Hand gedrückt.

Verstört erwachte er am späten Morgen. Noch am hellen Nachmittag ging er zu Isabellen. „Ich glaube, ich scheue das Zwielicht," — wandte er sich auf dem Wege ein, als er bemerkte, wie er eilte. — „Es ist nicht die Sehnsucht, die mich treibt; wahrhaftig, ich bin bis zur Gespensterfurcht." Er hätte laut auflachen mögen.

Isabelle trat ihm so freundlich entgegen, als habe sie ihm ein großes Unrecht abzubitten. Ihr süßester Liebreiz war mit ihr. Er küßte ihr die Hand, die heute nicht kalt war und deren leiser Druck ihn durchwärmte.

„Meine Isabelle?" — fragte er.

Sie senkte die langen Wimpern über die klaren Augen und nickte bejahend mit dem Köpfchen. Er umschlang sie. Sie lehnte den Kopf an seine Brust, als sei sie hier sicher vor allen Schmerzen. Er hob ihr Gesichtchen empor und sah ihr in die lieben unschuldigen Züge.

„Bist Du eine kleine Thörin?“ fragte er.

„Gestern oder heute?“ fragte sie.

„Nein, nichts von gestern,“ antwortete er; „das Heute ist so schön!“

„Doch!“ bat sie.

„Kann es denn noch Erörterungen zwischen uns geben?“ fragte er, indem sie neben einander Platz nahmen.

„Keine Erörterungen!“ — erwiderte sie, — „aber ich muß beichten.“

„So beichte, Du kleine Sünderin,“ scherzte er. Er fand sie so lieblich, daß er sie nur gern mochte sprechen hören, es war ihm gleich, von wem.

Indem sie sich nun aber ihre Qual vergegenwärtigte, flog auch eine Angst wieder durch ihre Seele. Ungewiß schauete sie auf zu Solern.

„Florentine von Berghe?“ sagte sie schüchtern.

„Du bist sehr kurz und bündig,“ erwiderte er lachend. — „Im Ernst aber, liebe Isabelle, wir wollen uns nicht mit Eifersucht quälen, das wäre kindisch.“ Er meinte damit weitere Fragen und Erklärungen abzuschneiden. Isabellens Liebe war aber noch zu jung,

als daß sie sich an einer so allgemeinen Antwort hätte beruhigen sollen.

„Aber Florentine ist wunderbar schön," — wandte sie ein.

„Ja, wunderbar schön!" wiederholte er. „Man betrachtet sie wie ein schönes Kunstwerk, wie eine Marmorstatue; man könne sie stundenlang betrachten, aber nie für sie empfinden."

„O, und ich finde sie gerade von einem Reiz, daß ich nicht begreife, wie man in ihrer Nähe noch für ein anderes Mädchen Empfindung haben kann. So war mir's," fuhr sie schüchtern fort und schmiegte sich an ihn „jenen Abend, als sie zuerst erschien und Du Dich ihr nähertest, — als sei Alles für mich verloren. Und als wir sie wiedersahen, war ich nicht erstaunt, wenn Dein Auge sie suchte, nur wenn es zu mir zurückkehrte. Ein böser Geist kam über mich: sie ist arm und meine Eltern sind reich, — so erklärte ich mir heimlich das Räthsel und hatte doch nicht die Kraft, Dich aufzugeben. Nur gestern — ach, da war mir's plötzlich, als triebest Du ein Spiel mit mir, als müßt' ich fliehen und mich retten, — es waren schreckliche Momente!"

Wie das unschuldige Gretchen erschien sie ihm und

er sich selbst wie Mephisto, vor dem es schaudert — und es schauderte ihn vor sich selbst einen Augenblick; — aber nur einen Augenblick!

Isabelle glaubte ihn verletzt. „Aber Du hast mir gesagt, daß Du mich lieb hast,“ — fügte sie leise hinzu, — „und da ist Alles wieder gut.“

„Daß Du gerade in Fräulein Berghe Gefahr für mich geglaubt, ist komisch,“ — sagte er nachlässig, — „in ihr ist kein Herzblut.“ —

Mit Freude begrüßten Isabellens Eltern Solern als ihren künftigen Schwiegersohn, der für seine jungen Jahre schon eine bedeutende Stelle einnahm und zu vielen Hoffnungen berechtigte. Der Vater begriff, wie zu seiner Beförderung als Diplomat ein brillantes Auftreten sehr vortheilhaft werden dürfe, und verleugnete im Ehecontract nicht den reichen Mann. Vielmehr war er mit besonderer Genugthuung eingedenk, daß doch Geschick und Talent sich nie zu breit machen können, wenn sie nicht gerade in kaufmännischem Speculationsgeiste bestehen, und er mit seinem vollen Werthe doch dem klugen Schwiegersohne gegenüber im Vortheile bleibe, dessen Aussichten ihm schmeichelten, deren Realisirung er aber gern auf seine Rechnung tragen wollte.

Solern kümmerte sich nicht um diese Combinationen, ihm genügte das Resultat: jener Ehecontract. Die Mutter wandte gegen eine baldige Verbindung Isabellens große Jugend ein, — so blieb die Bestimmung dieser Zeit noch ausgesetzt.

Aber kaum war das Bekenntniß der Liebe schüchtern über die Lippen des jungen Mädchens getreten, so beeilte man sich, es in die Welt hinauszuschreien, daß das Verhältniß legitim werde, und als sie noch erröthete, wenn er, ihr in's Ohr flüsternd, sie seine Braut nannte, mußte sie an seinem Arme überall umher zu Freunden und Bekannten wandern, sich als solche vorzustellen. — Warum klagt ihr doch, daß die Liebe so bald alt wird und die Liebenden mit ihr? Welkt doch die Blume, noch ehe sie ganz erblühete, wenn eine rohe Hand in die Knospe wühlte, ihre Entfaltung zu beschleunigen; nur durch eigenen Lebenstrieb darf sie dem Tage entgegenblühen, daß an dem Lichte nicht ihre Farben erbleichen. Aber die Gesellschaft ist jene rohe Hand, und das keusche Herz zuckt krampfhaft unter ihrem Gesetz.

Solern konnte kein Ende finden mit jenen Besuchen; Isabelle bat immer vergeblich, sie einzustellen. „Sie gehören mit zu jenen Höflichkeiten," — erklärte er ihr,

— „die man nie versäumen muß, durch welche man die Leute für sich gewinnt und sie tolerant stimmt für unsere Fehler.“

Isabelle verstand nichts von solchen diplomatischen Combinationen, am wenigsten ihrer Liebe gegenüber. „Ich möchte, es brauchte Niemand um sie zu wissen,“ sagte sie; „es ist mir, als würde sie ausgetheilt, indem sie Andern kundgethan wird, und als ob, je mehr die Welt um sie wüßte, desto weniger mir von ihr bliebe.“

„Vielmehr,“ erwiderte Solern, „wird mir mein Glück mehr bewußt durch Anderer Kenntniß desselben — bist Du doch mein Stolz!“

Der Genius.

Festlich geschmückt saß Isabelle in ihrem Zimmer und harrte des Bräutigams, der sie und die Mutter zur Soirée bei der Gräfin Liska abholen sollte; alle Besuche und Vorstellungen hatten stattgefunden, und sie sollte zum ersten Mal wieder Gesellschaft besuchen. Um die trägen Minuten etwas zu beschleunigen, trat sie noch einmal vor den Spiegel und überflog ihre Gestalt; sie lächelte lieblich, sie konnte sich's nicht verhehlen, daß sie anmuthig zu schauen sei, und war überrascht, wie sie so hübsch sein könne. Sie liebäugelte mit den Rosen, die sie im Haare trug, küßte den zarten Stoff ihres Kleides, der wie rosenrother Duft das süße Wesen umfloß, als wolle sie sich ihm dankbar bezeigen, daß er sie so schmücke. Indem trat Solern ein. Mit dem

Gefühle, daß er sich ihrer freuen werde, flog sie ihm entgegen.

„Isabelle! wie bist Du so schön!" rief er, faßte ihre Hände und hob sie auf, die anmuthige Erscheinung zu bewundern; — „wie ein Morgentraum, als hätte Dir das Morgenroth sein Gewand geliehen. — Ich wage es gar nicht, Dich in meine Arme zu schließen, es ist mir, als müssest Du zerfließen, als seist Du zu schön, um irdische Wahrheit zu sein," scherzte er.

„O Du Schmeichler!" — fiel sie ein und umschlang ihn; — „blos der Stoff meines Kleides heißt Illusion, ich nicht, ich bin Deine Isabelle, und das ist das Schönste, was ich sein kann und will."

„O Du Liebliche!" Er trat einen Schritt zurück, um sie von neuem zu betrachten. „Dies klare und zugleich traumartige Gewand ist wie das Symbol Deines Wesens, und diese Rosen Deine Attribute, Du das lebendige Bild der Jugend und Schönheit. Im Ernste, Du warst nie reizender."

Rasch entschlossen zog sie die Handschuh aus, warf sie auf den Tisch, setzte sich nieder und rief: „Wir bleiben zu Hause! — Kein anderer Mensch als Du soll

mich nun in diesem Putze schauen, wenn ich Dir so gut in ihm gefalle."

Das lag nicht in Solern's Sinn; mit den Augen der Andern hatte er sie zugleich betrachtet, indem er sich ihrer erfreute, mit der Genugthuung, wie sie Aufsehen und Bewunderung erregen werde.

„O das wäre schade um die Sorgfalt, mit der Du Dich geschmückt hast," wandte er ein.

„Schade!" rief sie auf — „Putze ich mich denn für einen Menschen in der Welt als für Dich?"

„Aber, Kind, sie war doch für die Gesellschaft bestimmt, diese Toilette, wenn auch um meinetwillen vielleicht sorgfältiger gewählt. Ueberrasche mich dort noch einmal durch Deinen Anblick, wo Deine Erscheinung durch Umgebungen noch mehr hervorgehoben werden wird."

„Meine Eitelkeit ist weder so raffinirt, noch so anmaßend," sagte sie empfindlich.

Solern benutzte das ausgezeichnete Auskunftsmittel des Bräutigams, wenn er um eine Antwort verlegen ist: er küßte die reizende Braut. Er wünschte liebreich zu erscheinen, beabsichtigte aber durchaus nicht, ihrem Einfall zu willfahren.

Indem trat die Mutter, zur Abfahrt gerüstet, herein. Isabelle sprang auf: „Herzensmama,“ — rief sie ihr bittend entgegen, „wir bleiben zu Hause!“

„Aber mein Gott! warum denn?“ fragte diese verwundert, zu Solern gewandt, in diesem die Veranlassung vermuthend und schon die Mühe beklagend, die sie auf ihre Toilette verwendet.

„Isabelle scherzt nur,“ — tröstete dieser.

„Ich scherze nicht!“ rief sie gereizt — „Aber Emil hat keinen Sinn für das Gefühl, das mich zurückhält, — oder es giebt bei Frau von Liska einen Magnet, der ihn hinzieht, — es giebt Personen, die man stets gewiß ist dort zu finden.“

Sie warf sich auf's Sopha und vergrub ihr Gesicht in die Hände.

„Isabelle, Isabelle!“ — zürnte die Mutter, „wie vergissest Du Dich! sei nicht so kindisch! Und sieh — wie Du Dich chiffonnirst! Ja — wenn Du Deine Toilette verdirbst und Dir rothe Augen weinst, müssen wir freilich zu Hause bleiben.“

„Aber weil ich zu häßlich, nicht weil ich zu hübsch bin“ — sagte leise das junge Mädchen und ließ lang=

sam die Hände fallen. Sie blickte Solern von der Seite an und lächelte noch halb schmollend.

„Isabelle!“ sagte Solern ruhig und bestimmt, „die Zartheit Deiner Empfindungen ist es vor Allem, die ich an Dir liebe; da wir aber einmal bestimmt sind, in der Welt zu leben und nicht auf einer einsamen Insel, so finde ich wohl das Gefühl, das Deinen Einfall dictirt, liebenswürdig, habe aber diesen eben nur für einen momentanen Einfall gehalten, ohne Ernst. Und wenn Du vor der Welt mein Stolz bist, so solltest Du Dich nicht darum beklagen, zumal meine Stellung als Diplomat es mit sich bringt, daß wir viel in der Gesellschaft leben. Auch solltest Du begreifen, wie ich in meiner Stellung einen Gesandten an unserm Hofe nicht vor den Kopf stoßen kann.“

Solern liebte es, ein für allemal, all seinen Bewegungen eine Wichtigkeit beizulegen, und seiner Braut gegenüber hielt er es für doppelt zweckmäßig, zu imponiren, um ihr Wesen und ihre Betrachtungen in Schranken zu halten.

Sie erhob sich, zog langsam ihre Handschuhe wieder an, und ihr Gesichtchen klärte sich immermehr auf, bis es ganz hold wieder lächelte. Plötzlich umarmte sie So-

lern. „Ich will ja im Grunde nichts, als was Du selbst wünschest,“ — sagte sie lieblich schmeichelnd.

„Noch ein Wort, Isabelle,“ — wandte er ein; — „das Vertrauen muß die Basis unsers Verhältnisses sein, Dein eigenes Gefühl muß sich gegen eine kleinliche Eifersucht sträuben.“

Lag doch darin eine süße Beruhigung für sie, wenn ihre Eifersucht ihn verletzte; sie klagte sich an, daß sie noch wieder Raum in ihr gefunden, — und doch fühlte sie eine Gluth in ihre Wangen steigen, als sie in Frau von Liska's Salon traten und sie Florentine erblickte. Solern empfand in diesem Augenblicke nur die eitle Genugthuung, vor ihr mit der schönen Braut zu erscheinen. Daß es ihr eine Erschütterung bereite, glaubte er nicht mehr; er glaubte wirklich, daß sie deren nicht mehr fähig sei. Wie ungleich rührender erschien ihm die süße Verwirrung seiner jungen Braut, indem sie von allen Seiten begrüßt wurde! Er irrte aber, wenn er gerade Florentine der Gleichgültigkeit anklagte: der Anblick Isabellens, der rührende, unschuldige Ausdruck ihres ganzen Wesens griff ihr an's Herz. Die Blicke der beiden Mädchen begegneten sich.

Es war Florentinen zu Muthe, als müsse sie Solern

lern umringt, es war ihm zuwider, sich unter diese zu mischen, und er entfernte sich still.

Florentine aber hörte ruhig die Lobsprüche: sie wehrte sie nicht ab und nahm sie nicht an; es interessirte sie nur einfach das Urtheil.

„Auch die Künstlereitelkeit fehlt ihr," raisonnirte Solern, „Alles, was man durch Andere empfängt. Aber das wahre Genie ist nicht eitel, weil es gekommen ist, Keiner weiß von wannen; nur mit dem mühsam Erlernten brüstet sich gewöhnlich der Mensch!"

Solern näherte sich Isabellen und beruhigte sie durch einen innigen Blick. Er war nicht falsch in dem Augenblicke: er hatte sie lieb und s i e a l l e i n. Es war von jenen Klängen noch eine Weichheit in seinem Herzen.

Die Eitelkeit, die Florentinen fehlte, besaß für sie die Gräfin Liska. Es konnte ihr kein schönerer Triumph mehr zu Theil werden, als in ihrer Nichte die Gefeierte aller Salons zu begrüßen. Sie ermangelte nicht, sich zu bemühen, auch in Florentinen Gefühl für diese Bedeutsamkeit anzuregen; sie ahnete nicht, wie sie nur ihre Liebe zur Kunst steigerte, diese aber sie nur abwärts führte von allen ihren Berechnungen. Sie empfing sie an ihrem Platze, küßte sie auf die Stirn und gedachte mit dieser

Vertraulichkeit Florentine vor der Gesellschaft zu ehren und zugleich an ihre nahe Beziehung zu ihr zu erinnern. —

Endlich trat auch Max wieder zu Florentinen. „Man muß immer von vorn mit Dir anfangen," sagte er, „Du bist immer neu; zu Hause eine ganz Andere in der Familie, als in Deinem Zimmer, und in der Gesellschaft wieder im Gesange, als in der Unterhaltung."

„Nur unwillkürlich mehr oder weniger zurückhaltend, je nach der Anregung," antwortete sie, „und außerdem fehlt mir der Firniß, der alle Eindrücke verwahrt und unter dem mehr oder weniger der eigentliche Mensch zu Grunde geht."

„Jener Firniß," erwiderte Max, „ist aber für die gewöhnliche Welt sehr praktisch; es gehört eine edle Natur dazu, um in dem Wesen immer wahr sein zu dürfen; darum ist die höhere Gesellschaft umgänglicher, genießbarer; die Naturen sind nicht weniger roh, als in den untern Schichten, nur berühren und verletzen sie uns weniger, als hier, weil sie da jenes Firnisses entbehren."

„Aber die Falschheit" — wandte Florentine ein — „cultivirt nicht die Natur."

„Hüte Dich vor Deinem Talent, Florentine!" — sagte Max nach einer kurzen Pause. — „Du bist mehr,

als Dilettantin, Deine ganze Natur geht auf in der Kunst; aber Du bist nicht die freie Künstlerin; wenn Dein Gesang verstummt, bist Du Florentine von Berghe, die nach dem Takt der Alltäglichkeit sich bewegen muß, und das preßt Dein ganzes Wesen zusammen, das wird Dir schwerer und schwerer werden, je mehr Du Dich Deinem Talente hingiebst."

„Aber ich werde diesen Namen abwerfen, der mich beengt," — antwortete sie lebhaft, — „und einen Namen annehmen, der mich frei giebt."

Sie gedachte zum ersten Male Max gegenüber ihrer Verheirathung. Er fühlte es als ein Zeichen, daß er ihr näher getreten, und war mehr freudig überrascht, als unangenehm berührt durch jene Erinnerung.

„Aber ein Name befreit Dich auch noch nicht," — wandte er ein; — „Du trittst nicht absichtlich aus Dir heraus und zurück, und die Verhältnisse werden noch immer Dich beengen."

„Aber zur Seite eines Wesens, das mich kennt und mit mir empfindet, stehe ich über ihnen, und die Kunst befreit mich, weil ich das Gefühl für sie, wie vielmehr noch ein Geist, für den ich alle Sympathien habe!" — „Max, bleibe bei mir!" recitirte sie scherzend halb leise,

indem ihre Umgebungen, die sich im Gespräche etwas entfernt hatten, sich ihr wieder näherten.

„So liebenswürdig bist Du nicht in Deiner Behausung," gab er ihr wieder halbleise zur Antwort; „nur hier, wo Du einmal nicht allein sein kannst, duldest Du mich freiwillig."

„Ich dachte blos, wir Beiden unterhielten uns hier Eins mit dem Andern am besten," sagte sie einfach.

„Soll ich von Rudolph wieder sprechen?" fragte er neckend.

„Du thust mir Unrecht, Max!" antwortete sie.

„Wann wird er Dich abholen?" fuhr er fort.

„Du verdienst keine Antwort. Aber ich will Dir sagen: noch lange nicht! Indeß Weihnacht wird er hier sein, vielleicht kommt er übermorgen."

„O wie schade!" rief Max.

„Das ist eine schlechte Freundschaft!" warf sie ein.

„Ich habe auch kein Liebesverhältniß mehr," sagte er, „seitdem ich mit Dir Freundschaft geschlossen!" —

„Du bist wie ein Heine'sches Gedicht!" schalt sie.

Die Armuth.

Ein rauher Ostwind jagte die Schneeflocken in wildem Tanze gegen die Fenster. Rudolph Bedinus merkte nichts von dem Unwetter draußen; er saß an seinem Schreibtische und legte die letzte Hand an eine Broschüre. Es war ein offener Brief an den König. Solche Briefe waren damals noch nicht so an der Tagesordnung, wie es in späterer Zeit der Fall war; es war in der Weihnachtszeit 1846. Dieser Brief war ein Gnadengesuch für einen Raubmörder, der zum Tode verurtheilt worden. Die ganze Stadt hatte Mitleid für ihn gefaßt, Alles hatte, mildernder Umstände wegen, nicht das Aeußerste erwartet und das Urtheil hatte allgemein consternirt. Rudolph hatte zunächst eine Charakteristik des Verbrechers entworfen, in Verbindung einer Beschreibung der drückenden und zwar unverschuldeten Noth, der er von

jeher verfallen. Wie diese, — indem nicht durch Erziehung das moralische Gefühl hinlänglich in ihm geweckt, — ihn immer mehr abgestumpft und erbittert, bis er in Verzweiflung und gleichsam in halbem Wahnsinn das Verbrechen begangen.

Weiter hatte Rudolph die Todesstrafe im Allgemeinen, abgesehen davon, ob ein Mensch das Recht habe, über eines Andern Leben zu verfügen, als ihren Zweck verfehlend dargestellt, indem dieses blutige Schauspiel, anstatt erschreckend einzuwirken, nur die Rohheit steigere, und nur aus gesteigerter Rohheit das gemeine Verbrechen hervorgehe, nicht aus einem unmittelbaren Charakterzuge. Aber als doppelt gefährlich hatte er die strenge Justiz und die Anregung der Rohheit hingestellt bei einer That, welche die äußerste Armuth, das zertretene Menschengefühl hervorgerufen, indem die Armuth nicht mehr als unvermeidliches Uebel hingenommen werde, wenigstens die bitterste Noth als vermeidlich, der Staat als verpflichtet, ihr vorzubeugen, anfange betrachtet zu werden. Er hatte scharfsinnig und klar die einzelnen Punkte beleuchtet.

Indem er noch vertieft in seine Arbeit da saß, pochte es an seine Thüre, und ein blasses Gesicht blickte herein.

„Kaufen Sie Spitzen?" fragte schüchtern die weiche Stimme eines Gebirgsbewohners. Obgleich ein Blick in's Zimmer überzeugen konnte, daß Damenartikel hier keinen Platz fanden, trat er doch ein. Rudolph dachte nicht daran, daß er für die Braut ein Geschenk einkaufen könne, er dachte Florentine nur abgelöst von äußern Dingen, die zum Schmuck bestimmt sind, nur geschmückt mit ihrem eigenen Werthe. Er nahm ein Geldstück hervor, indem er glaubte, der arme Gebirgsbewohner wünsche eine kleine Unterstützung, da seine Waaren hier keinen Absatz finden konnten.

„Herrscht viel Noth diesen Winter im Gebirge?" fragte Rudolph.

„Sie können's wohl denken," — antwortete jener, — „bei der jetzigen Theuerung."

Die Gestalt war noch jugendlich; aber das Gesicht war das eines alten Mannes, Sorge und anhaltende Arbeit hatten es früh gewelkt; doch die Züge waren mild und ruhig, die Leidenschaft hatte sie nicht verwildert, aber auch keine Energie geweckt. Aus seinen Augen sprach die unverwüstliche Gutmüthigkeit des Gebirgsbewohners, der in seinem Elend vergeht, als ob es seine Bestimmung wäre.

„Sie sind ein studirter Herr,“ — sprach der Arme halb scheu und halb zutraulich, — „vielleicht können Sie mir einen guten Rath geben.“

Rudolph forderte ihn auf, zu sprechen.

Er berichtete einfach, wie sein Nachbar eine kranke Kuh habe wollen todtschlagen lassen und er mit seiner Familie das Gelüst bekommen, einmal Fleisch zu versuchen, der Nachbar ihm das Thier geschenkt und der Hundeschlächter es ihm aus Barmherzigkeit geschlachtet. Das Fleisch sei ziemlich ungenießbar gewesen, und indem sie davon versucht, wären sie auch noch krank geworden. Nun wäre er aber verklagt worden, daß er die Schlachtsteuer hinterzogen; er solle diese nachzahlen und noch Strafe dazu. Könne er aber doch kaum mit den Seinigen das Leben fristen, wie solle er die Mittel zu solcher Zahlung gewinnen! Der Behörde aber die Noth vorzustellen, bedürfe er, in eigener Unfähigkeit, die Feder zu führen, der Hand eines Andern, der wiederum bezahlt werden müsse.

„Nicht doch!“ erwiderte Rudolph und übernahm die Angelegenheit, indem er noch genauere Erkundigung einzog. —

Seine Arbeit und die Erzählung des armen Gebirgs-

bewohners, die, so kurz und einfach sie auch war, doch das menschliche Elend genug bezeichnete, hatte den jungen Mann in eine Aufregung gebracht, der gegenüber seine Philosophie verstummte. Sein Streben von der warmen Stube aus erschien ihm plötzlich so kalt, so hohl; der mühsame Plan des langsamen Fortschrittes wie raffinirter Egoismus des Besitzenden, der seine Sicherheit bei der Umgestaltung der Welt keinen Augenblick auf's Spiel setzen will. Der sichere Boden brannte ihm unter den Füßen; es war ihm, als müsse er wenigstens alle Entbehrungen theilen, könne einmal eine glücklichere Zeit nicht plötzlich heraufgeführt werden.

Der Tag war erschienen, an welchem er zu Florentinen hatte abreisen wollen; aber diese Reise war ihm im Augenblicke unmöglich; es war ihm, als könne es kein Glück für ihn geben, da des Unglücks so viel existire. Wenigstens war er im Moment so durchdrungen vom Jammer der Welt, daß er kein Gefühl für das Glück hatte. Er schrieb Florentinen, daß er nicht kommen werde, nur flüchtig, als ob es sich von selbst verstehe; er fand das Gefühl zu natürlich, das ihn fern hielt, — schrieb ihr, daß sie nur in der gemeinsamen Theilnahme an dem Unglück in diesen Tagen sich finden wollten, und

forderte sie auf, in den müßigen Kreisen, wo man so viel jene Spitzen trüge, die unter Hunger und Elend aus fleißigen Händen hervorgingen, Unterstützungen in diesem traurigen Winter für die armen Gebirgsbewohner zu sammeln.

Anstatt zu Florentinen, reiste er in's Gebirge. Eine kurze Tagereise brachte ihn hin. Er besuchte Dörfer und Städte, die Fabriken und Behausungen der Arbeiter. Die Bereicherung der Fabrikherren und Händler auf Kosten jener ist allbekannt, aber nur durch eigene Anschauungen zu glauben, unter welchem Drucke, in welchem Elende diese Menschen existiren, bei unausgesetztem Fleiße. „Wie ist es möglich," — dachte Rudolph, — „daß die eine Hälfte der Menschen sich ruhig ihres Lebens freuen kann, während die andere die Stunde verwünschen muß, die sie in's Leben rief; wenn sie nur unter ihrem Drucke zu einem Gedanken gelangen könnte!"

Trotz Schnee und Kälte wanderte er zu Fuß von Ort zu Ort; er war zu sehr innerlich bewegt, als daß er das ruhige Sitzen im Wagen hätte aushalten können; zugleich fühlte er in seiner Aufregung eine Art Befriedigung im Kampfe mit den Elementen. Die Frage, über die vielleicht noch Jahrhunderte brüten werden, wie

die Armuth aufzuheben sei, lag wie ein Vampyr an seinem Herzen. Er fand keine Antwort, als daß nur mit der eindringenden Intelligenz bessere Zeiten vorbereitet werden könnten.

Er fragte die Arbeiter, warum sie sich nicht corporirten zur Erhöhung der Löhne, jetzt des Armen einziges Auskunftsmittel; aber es fehlte ihnen der Muth zu einem gemeinsamen Auftreten, indem einzelne Klagen Strafe gefunden. Man dachte nicht, daß die Vereinzelung nur eben die Schuld trüge an dem verunglückten Resultat. Auch zu solchem Schritt war die Stunde noch nicht gekommen.

Der späte Abend überraschte Rudolph einmal unterwegs. Es war Mondschein; an einem Abhange erblickte er dunkle Gegenstände, wie menschliche Gestalten. Sollte es möglich sein, daß sich Menschen, gleich mehrere mit einander, in den Schnee gelagert, ohne an die Gefahr zu denken, der sie sich preisgaben? Je näher er kam, je wahrscheinlicher wurde es ihm, daß es doch menschliche Gestalten wären, die da unten, vielleicht zu ewiger Ruhe, entschliefen. Rasch glitt er den Abhang hinab, der Schnee war noch nicht sehr hoch und ziemlich fest gefroren, so daß er mit sich selbst nicht so viel Zeit verlieren

mußte. Mein Gott! ein Mann, ein Weib und drei Kinder lagen im Schnee laut- und regungslos.

„Aber wacht auf!" rief Rudolph und schüttelte alle einzeln.

„Wer stört uns denn?" lallte eine schwache Männerstimme.

„Ihr erfriert, es gilt Euer Leben; wacht auf!"

Mechanisch erhob sich die Frau einen Augenblick, starrte über den Schnee hin, ohne irgend eine Erinnerung zu haben, und setzte sich ruhig wieder hin, um zu schlafen.

„Sollen denn Eure Kinder sterben!" schrie Rudolph mit lauter Stimme, um durch Erschütterung des äußern Ohres sie innerlich aufzuschrecken.

„Ja!" lallte wieder ohne eine Bewegung der Mann.

Rudolph hob die Kinder empor, immer eins nach dem andern, rieb ihre Glieder und rief sie an. Zwei schlugen die Augen auf, das dritte — war erstarrt! Er legte die Leiche der Mutter in den Schooß, dem Vater die lebendigen Kinder. „Ein Kind ist todt," — rief er ihm zu, — „wollt Ihr Euch nicht dieser beiden erbarmen?" Indessen nahm das Weib das Kind mechanisch in die Arme, plötzlich schrie sie auf: „Es ist todt!" Die zwei andern Kinder fingen an zu schreien. „Fort, fort!"

drängte Rudolph, gab dem Manne den einen Knaben an die Hand, hob die Frau auf, die wieder in ihre Betäubung versunken war, legte die kleine Leiche auf den Schnee und vertauschte sie ihr mit dem lebendigen kleinen Mädchen. Die Füße schienen ihnen den Dienst zu versagen. Rudolph führte oder schleppte sie vielmehr vorwärts. Die Frau wandte sich um, wie in einer unbestimmten Erinnerung, endlich fiel ihr die zurückgelassene Leiche in's Auge; sie schrie wieder auf, stellte das kleine Mädchen hin und holte ihr todtes Kind. Rudolph versuchte nicht, ihr begreiflich zu machen, wie das Mitnehmen der Leiche ihnen das Fortkommen erschwere und die Rettung der lebendigen gefährde, gab doch die Leiche allein ihr Bewußtsein und Kraft. Sie ging nun ruhig des Weges. Die Andern blieben stehen, wenn Rudolph sie nicht trieb, die Kinder trug er abwechselnd. Mit unendlicher Mühe gelang es ihm, die unglückliche Familie über den Abhang hinauf auf die Straße zu bringen; er hoffte, daß nun ihre Rettung ihm auch weiter gelingen werde.

Das nächste Dorf lag nicht über eine Stunde entfernt; es waren wohl aber über drei vergangen, ehe sie sich demselben näherten. Sie gingen lautlos, Keines war

zum Sprechen zu bewegen. Endlich fingen die Kinder an zu weinen, das Gefühl des Frostes bemächtigte sich ihrer wieder. Mit einem physischen Unbehagen kehrte auch dem Vater eine deutlichere Vorstellung wieder zurück und er brach plötzlich das Schweigen.

„Sie haben uns keine Wohlthat erwiesen,“ — warf er Rudolph vor, — „uns aus dem Schnee gerettet zu haben, denn das Leben ist uns keine Wohlthat.“ Rudolph's Ahnung hatte ihn nicht betrogen: freiwillig hatten sie sich dem Erfrieren preisgegeben. Die bitterste Noth hatte die Eltern zu dem verzweifelten Entschlusse getrieben. Seine eigenen beschränkten Verhältnisse fielen ihm schwer auf die Seele; nicht die Vortheile, die er vor so unzähligen Menschen noch voraus hatte, bedrückten ihn jetzt, nur die geringe Möglichkeit, Anderer Noth abzuhelfen, konnte er beklagen. Aber er hatte es seinem Herzen feierlich gelobt, als er die Unglücklichen aus ihrem Todesschlaf weckte, sie nicht zurückzurufen zur alten Qual, mit allen Kräften sich ihrer anzunehmen.

„Ich bin nicht vermögend,“ — erwiderte Rudolph, — „aber es wird doch meine Sorge sein, Euch wenigstens vor Mangel zu schützen.“

Nach und nach, in abgebrochenen Sätzen, erzählte

der arme Mann, wie sie gearbeitet vom grauenden Morgen bis in die Nacht, die Kinder mit, sowie sie die Spitzenklöppel nur zu regieren vermochten; wie sie aber in bessern Zeiten kaum den Hunger zu stillen vermocht, wie viel weniger in dieser Theurung! Sie konnten die Steuern nicht bezahlen, — wurden ausgepfändet und mußten an dem Arbeitslohne Abzüge erleiden. Die nothwendigsten Lebensbedürfnisse fingen an zu fehlen, Hunger und Frost stellten sich ein — und die Arbeit ging träger. Die Frau hatte ein Kind an der Brust, — das Kind mußte jämmerlich verhungern. „Das Kind starb," — fiel die Frau ein, — „und das war eine Wohlthat, und wir waren unschuldig dabei; aber daß dieses Kind hier todt ist, daran sind wir nicht unschuldig! Und wie sollen wir nun das Elend tragen noch mit der Sünde auf dem Gewissen?"

„Laß das sein!" — verwies ihr der Mann, — „der Tod war eine Wohlthat für das eine Kind wie für das andere und dieses Kind ist nicht so jämmerlich umgekommen wie jenes. Ist's unsere Schuld, daß es mit uns nicht auch ein Ende genommen, oder daß das Leben so elend ist, daß man's nicht ertragen kann?"

„Die Schuld Eures — Unglücks," tröstete Rudolph,

„tragen unsere traurigen Zustände, und daß Euer Elend Euch bis zur Verzweiflung gebracht, ist nicht zu verwundern, aber in der Verzweiflung sind wir nicht zurechnungsfähig. Uebrigens glaubt an mein Wort: Ihr sollt nicht wieder solcher Verzweiflung preisgegeben sein.“

Der Knabe, den er führte, drückte ihm die Hand. „Ich will gern noch leben!“ sagte er halbleise.

Unterdessen hatten sie das Dorf erreicht. Rudolph fragte, ob die Nachbarn sie wohl vermißt haben würden. Sie meinten „nein!“ Als es schon dunkel und still gewesen, hätten sie sich aus dem Hause gestohlen, — Eins nach dem Andern — und nun schliefe Alles. Leise schlichen sie sich nach der elenden Wohnung zurück. Auf dem Tische stand eine geleerte Branntweinflasche, aus der sie getrunken, ehe sie das Haus verlassen, um sicherer im Schnee den Tod zu finden. Es war weniger die Energie der Verzweiflung, die sie in den Tod gejagt, als die vollkommenste Abspannung, in welcher sie sich zur ewigen Ruhe gebettet. Erschöpft sanken die unglücklichen Menschen hin in der wüsten Behausung, die sie verlassen, um sie nicht wieder zu sehen.

Drei Tage noch blieb Rudolph in der Gegend.

Das todte Kind war zur Ruhe bestattet; sein Tod hatte keinen Verdacht erregt; die Ueberlebenden hatten sich bis zur Arbeit wieder erholt. Er hatte sie mit dem Nothwendigsten versorgt, gegen Kälte und Hunger einstweilen geschützt und empfing dagegen von der Familie das Versprechen, ruhig weiter zu leben. Der Lebensüberdruß ist in den ärmern Classen kein bleibender Gefährte; mit der Aussicht auf die Möglichkeit, weiter zu leben, verließ die Geretteten auch die Abneigung gegen das Leben. Den achtjährigen Knaben nahm Rudolph mit sich.

Er nahm in der Gegend noch verschiedene Rücksprache mit befreundeten einflußreichen Privatleuten, über Abhülfe der Noth; aber gewöhnt, dieses Elend zu sehen, zeigten sich gerade die, die es am besten kannten, am gleichgültigsten gegen dasselbe.

Ihr Gewissen war beruhigt durch einige Wohlthätigkeitsanstalten, die schon existirten; sie unterstützten diese wie aus einer Pflicht, die der dortige Aufenthalt einmal auferlege; daß sie aber nicht ausreichend waren, kümmerte sie nicht. In die Wurzel des Uebels zu greifen, hatten sie keine Lust und darum keinen Glauben, daß eine wirkliche Abhülfe vorbereitet werden könne.

Trauriger noch, als er abgereist, kehrte Rudolph in

seine Heimath zurück, begleitet von dem Knaben; — aber dieser Knabe, die Erinnerung an jene Nacht sollte ihn aufrecht erhalten, daß er nicht müde werde in seinem Streben. Aber mit allem Streben, mit allen Kräften, die er demselben weihete, fühlte er sich so ohnmächtig gegenüber dem großen Gebrechen der Zeit; die Noth, der er nahe getreten, hatte sein ganzes Gefühl aufgeregt, ihn aber zugleich geistig abgespannt, und so stand ihm nur das Mißverhältniß zwischen seinem Wollen und Vermögen vor Augen. Das sind die trostlosesten Stunden! Er sehnte sich wieder nach Florentinen mit ihrer Frische, ihrem harmonischen Wesen, wie er sie damals gefunden, nach ihrer Theilnahme, ihrem Verständniß. — Aber er konnte jetzt nicht an eine Reise zu ihr denken, die Sorge für die unglückliche Familie hatte im Augenblicke seine Mittel erschöpft. Indessen traf ein Brief von ihr ein, aber er war kurz und athmete nicht das Glück wie die frühern. Sie sandte ihm eine kleine Summe für die Gebirgsbewohner, das Resultat einer Sammlung, das aber wenig befriedigend ausgefallen war; — der Luxus der Wintersaison beanspruchte zu viel Mittel und zu viel Aufmerksamkeit, als daß für die Armen viel Sinn und Geld übrig bleiben konnte.

„Auch ich selbst,“ schrieb sie, „kann nur wenig senden; obgleich ich ganz einfach, zu einfach, wie mir meine Cousinen versichern, in der Gesellschaft erscheine, so bin ich doch hier zu einer solchen Menge kleiner Ausgaben veranlaßt, daß sie meine geringen Einkünfte fast aufzehren. Ich sende ein Armband mit, das ich noch aus früherer Zeit besitze; laß es für Hungrige zu Brod werden.

„Am Weihnachtsnachmittag, als Alles zur Freude sich vorbereitete, ich aber Deinen Brief empfangen hatte, der mir die Freude des Wiedersehens abschnitt, ging ich hinaus in's Freie, daß die Brust mir frei werde. Die Wiesen waren noch ziemlich grün, nur auf den Bergen lag Schnee und ihre weißen Häupter gemahnten mich an die Alpen. O wie hab' ich mich zurückgesehnt nach ihrem Anblick! Hätte ich nicht die Schweiz verlassen! Hier bin ich einsam und arm, dort war ich reich und unter liebenden Menschen. Frei wie die Berge durfte ich mein Haupt zu den Wolken erheben, durfte nach Willkür meine Bedürfnisse beschränken, und mein Herz durfte nicht darben. Hier bin ich Sclavin von Anderer Gewohnheiten, und meine Hände sind leer, mein Kopf wird wüste.“ —

„Vielleicht war es eine Thorheit, an eine Verbindung zwischen uns zu denken,“ sagte Rudolph langsam, aus weher Brust: „Beide arm, Beide mit dem heißen Bedürfniß, Anderer Noth uns anzunehmen, — und darauf hingewiesen, für sich selbst zu sorgen, um zu einander zu gelangen. Vielleicht ist es auch ein Unrecht, sie, die Blume der Berge, in meinen kleinen engen Raum versetzen zu wollen. Mein Beruf stellt mich mitten in das Bestehende, mit meinem Wesen muß ich in ihm wurzeln; meine Gedanken nur dürfen über dasselbe hinausgehen. — Ihr Wesen kann nie in ihm wurzeln.“

Alle ihre frühern Briefe, nur von Glück und Liebe dictirt, hatten einen berauschenden Eindruck auf ihn gemacht, gleichsam das Gefühl einer höhern Kraft in sein ganzes Wesen gegossen, durch ihre Liebe schienen ihm alle Kämpfe des Lebens leicht, leicht seine Wirksamkeit, leicht die Sorge für die Aeußerlichkeiten des Lebens; aber das begeisternde Element fehlte jetzt in ihren Worten, — und die Reflexion krallte sich in sein Herz. . . .

Er ging wieder mit Eifer an die Arbeit. Zunächst nahm er die Angelegenheit des armen Hausirers vor und sandte eine Vorstellung der eigentlichen Sachlage an die betreffende Behörde ein. Der Chef derselben

war ein humaner Mann und legte die Klage bei, und Strafe und Steuern — um das kranke Thier — fielen von selbst weg, indem die Klage nicht mehr existirte; — nicht aber, weil sie unbillig waren.

Dann ging Rudolph wieder zu einer Broschüre über. Es war die Darstellung des grenzenlosen Elends, das er im Gebirge angetroffen, verbunden mit Vorschlägen zu dessen Milderung an die Regierung.

Indem er so die Erfahrungen der letzten Tage wieder zur Verstandessache gemacht, und sein Geist sich für sie bethätigte, wurde sein Herz wieder ruhig. Zugleich verließ ihn das Gefühl der Ohnmacht, indem er seine Freunde wiederfand. In ihren gemeinsamen Interessen und Bestrebungen fühlte er sich wieder ein Glied der Kette, welche die Welt umfaßt, einen Theil des Geistes, der mit Bewußtsein sie durchdringen muß.

Er hatte sich auch nicht in seinen Freunden geirrt, in Bezug auf die unglückliche Familie, die er aus dem Schnee gerettet; sie übernahmen gemeinschaftlich die Sorge, daß das neue Leben ihnen nicht zum Fluche werde.

Zweifel.

Unterdessen hatte ein schmerzliches Gefühl des Alleinseins in Florentinen Raum gefunden; mit banger Ahnung begrüßte sie das neue Jahr. Es hatte sich nichts Erhebliches in ihren Verhältnissen geändert; aber das Gefühl, das sie getragen und gehoben hatte, wollte seine Magnetkraft nicht mehr geltend machen. „Frei muß er durch die Welt gehen, nicht an ein Wesen kann er sich fesseln, der Menschheit gehört sein liebendes Herz! O ich wußte es doch!" — dachte sie.

„Aber nur diese unnatürliche Trennung," tröstete sie sich, — „stellt trennend seine Interessen zwischen uns; vereint mit ihm, gehören sie vielmehr zu unserer Vereinigung: — lieb' ich ihn nicht in ihnen? Gleichen Anregungen unterworfen, kann bei der Uebereinstimmung unserer Ansichten und Gefühle eines Jeden Thun und

Lassen nur dem Andern als der Ausdruck seines eigenen Wesens erscheinen, Eins mit dem Andern nur immer inniger verbinden." Allein die Zeit, da dieser Trost sich erfüllen sollte, lag noch fern. „Ich möchte doch," — gestand sie sich leise, — „er könnte einmal um mich Alles vergessen!"

Indem trat Max bei ihr ein. Sie saß am Flügel, aber ihre Hände ruheten, wie müde, auf den Tasten.

„Wo sind Deine Lieder, wo ist Florentine, die Unerschütterliche?" fragte er halb im Spott.

„Sie ist erbärmlich!" — gab sie zur Antwort und schloß das Instrument.

„Erbärmlich?" wiederholte er, — „weil sie sich auf einem menschlichen Gefühle betroffen hat, — weil Du leidest, wie Andere, weil Deine Philosophie nicht ausreicht?"

„Meine Philosophie?" — fragte sie, — „ich verstehe Dich nicht. Ich habe keine Philosophie, keine Reflexion, als daß ich mich selbst und Andere begreifen will; das Resultat meines eigenen Verständnisses ist aber, daß in einem Winkel meines Herzens Egoismus lauscht, — und darum bin ich erbärmlich."

„Ich möchte, in einem Winkel Deines Herzens lauschte ein Interesse für mich," — sagte er.

„Ganz gewiß, Max!" erwiderte sie.

„Du bist unerträglich," — fiel er ein; — „wenn ich im Begriffe bin, Dir den Hof zu machen, acceptirst Du es in einer Weise, die tausendmal niederschlagender ist, als wenn Du mich zur Thüre hinausjagtest. — Florentine," — sagte er ernster, — „Du entzweist mich gründlich mit allen meinen Verhältnissen, was hast Du mir dafür zu geben?"

„Wir wollen arbeiten, Max, ernstlich arbeiten; das muß das Gefühl geben, als erarbeite man sich eine Zukunft. Wir brauchen Beide dieses Gefühl."

„Du sprichst sehr verständig," erwiderte er; „nur schade, daß es keinen Wiederhall in mir findet."

Er maß mit großen Schritten das Zimmer, Florentine saß still, den Kopf auf die Hand gestützt. Plötzlich blieb er vor ihr stehen. — „Nur im Rausche giebt es ein Glück, — alles Andere ist Irrsinn; nur die Berauschung lohnt der Mühe!" sagte er rasch.

„Ich kenne sie nicht," antwortete sie, ruhig, als sage sie: ich kenne diese oder jene Gegend nicht, und blickte klar zu ihm auf.

Max wandte sich ab und ging wieder rasch auf und nieder. Dann strich er mit der Hand über das Gesicht, als wolle er einen wüsten Traum verscheuchen. Blaß und ruhig setzte er sich zu Florentine und reichte ihr die Hand. „Florentine," — sagte er, — „es sieht traurig in mir aus, — ich habe mich zweimal verloren: erst den guten Menschen, und dann den bösen, — ich bin ohne jeden Halt."

Florentine sah ihm voll der tiefsten Theilnahme in's Auge. „Noch ist weder der gute, noch der böse Mensch todt in Dir," sagte sie sanfter, „denn Du sehnst Dich zurück nach jenem und lässest von diesem nicht ohne Schmerz und Kampf."

Sie saßen einige Minuten stumm beisammen, Max in sich gekehrt. „Wir wollen arbeiten, sagst Du; für Dich liegt in dieser Ausflucht keine Resignation, keine Mühseligkeit und kein Kampf: Dein Talent erspart Dir das Wählen und Deine Arbeit ist Dir Genuß. Ich aber bin herausgeworfen aus aller Ursprünglichkeit; alles Talent in mir hat brach gelegen und ist untergegangen; ich habe kein Streben, keinen Eifer, keine sichern Interessen mehr, keinen Instinct. In einem nutzlosen

Treiben hab' ich Alles verloren; nur das Gefühl der Leere ist mir geblieben."

„Und die Vernunft!" — fiel Florentine ein. „Knüpf' Dich gewaltsam an Studien, nach und nach werden sie selbst Dich fesseln."

„Nur wenn man ein Talent gepflegt, hat man an der Arbeit selbst Freude," antwortete Max; — „wenn man aber ohne eigentliches Bedürfniß sich zu ihr zwingt, muß man einen praktischen Zweck im Auge haben. Für meine Zukunft jedoch und die Leistungen, zu welchen man mich bestimmt hat, ist es ganz gleichgültig, ob ich etwas gescheidter bin oder nicht; vielmehr würde jeder neue Fortschritt nur dazu beitragen, mich noch mehr mit den Verhältnissen, denen ich einmal angehöre, zu entzweien."

„Es giebt keine ewigen Bündnisse," rief Florentine, „als solche, die unser besseres Gefühl verlangt. Wo ein Verhältniß uns wie mit einer Schmach bedrückt, ist es Schmach, sich nicht herauszuarbeiten. Glaube nicht, Max," — fuhr sie ruhiger fort, — „daß ein Talent nur immer Befriedigung gewährt; seine Ausbildung hat ihre Mühseligkeiten, wie jede Arbeit, und Stunden, wo man sie eben nur als Arbeit fühlt, wo

man auch nach Deiner Meinung einen Zweck vor Augen haben müßte, um nicht schlaff zu werden. Ich gebe zu, daß dies auch häufig der Fall ist; ich habe aber, wenigstens im Augenblick, keinen Zweck, der mich zu ernstern Studien in der Musik treibt, nur das Gefühl, daß sie mir Ruhe bringen müssen. Ich habe nur den Drang der Entwickelung; — aber jede Entwickelung muß auch ihren Zweck finden, deß bin ich überzeugt. Es ist übrigens thöricht, seiner Ausbildung Zwecke voranzusetzen; — wer kennt denn den Gang der Entwickelung? — sie lähmen und begrenzen sie, sie vernichten den Instinct, der ganz sicher in jedem Studium uns die eigentliche Richtung giebt. Max, folge dem Gefühle in Dir, das Dich jetzt zum Ernste treibt: — lerne! und es wird nicht immer trocken und mühselig sein, wie Du denkst, es werden Neigungen und Fähigkeiten dabei wieder wach in Dir werden, und Dein Gefühl wird Dich dann weiter lehren, was sie Dir sollen."

Seine Augen waren starr auf den Boden geheftet; er saß lange unbeweglich, nur zuweilen schüttelte er mit dem Kopfe. „Du hältst mich für besser, als ich bin, Florentine!" sagte er; endlich aber ging er.

Auf der Treppe in seinem Hause flog ihm ein zier=

liches Mädchen entgegen. „Ach, Babette!“ bewillkommnete er sie. Sie folgte ihm nach seinem Zimmer und übergab ihm ein duftendes Billet. Aber dieser Duft, der einst alle seine Sinne aufgeregt, berührte ihn widerlich, wie ein Kunststück gemeiner Verführung.

„Wie geht es der Baronin?“ fragte er nachlässig, indem er das Billet erbrach. Das Mädchen schwatzte viel von Warten und Thränen und schlaflosen Nächten; er hörte aber nichts; nicht weil ihn der Inhalt des Briefes so sehr fesselte, — kalt flog sein Auge über die Schriftzüge. Es war dieselbe Hand, die ihn vor Kurzem noch zu berauschenden Stunden gewinkt; aber wenn auch, durch Klagen und Vorwürfe, die Verlockung solcher Stunden wieder sprach, sie lockten ihn nicht mehr. Er dachte nicht an seinen Ausspruch vor wenigen Minuten: nur in der Berauschung beruhe ein Glück; ein Fluch lag auf seinen Lippen über jenes Glück: — über sich, daß er es gefunden, über Jene, die es ihm gegeben, dieses Glück, das ihn um die Begeisterung betrogen. Eine Regung von Kraft und Energie durchdrang ihn einen Moment; als er aber daran dachte, daß das Mädchen einer Antwort warte, kehrte seine apathische Stimmung zurück. Er schrieb ein paar frostige Worte,

aber mit leeren, feigen Entschuldigungen und ohne seine Rückkehr zu versprechen oder bestimmt abzusagen. Die Zofe zögerte noch einen Moment, nachdem sie das Billet empfangen, und neugierig, warum auch sie so kalt entlassen werde. Max lachte auf, in bitterer Ironie.

„Babette, es hat mir geträumt, Du seist häßlich geworden, und ich merke erst jetzt, daß es nicht wahr ist,“ scherzte er und küßte sie.

Sie flog leicht davon, als trüge sie frohe Botschaft. Ihm war es aber hoffnungsloser zu Muthe, als jemals.

Unwillkürlich trug er jedoch in den nächsten Tagen Bücher zusammen und suchte emsig in allen Wissenschaften. Aengstlicher aber, als einst die leichtsinnigsten Streiche, verbarg er sein jetziges Treiben, selbst vor ihr, die seine Freundin um des ernstern Menschen willen war, der noch durch seinen Leichtsinn lauschte.

Florentine schrieb an Rudolph, daß sie sich jetzt ernstlich bemühe, ihre Stimme ganz schulgerecht auszubilden; daß sie auch Generalbaß studire; ihr Tag sei jetzt fast ganz in Arbeit eingetheilt: sie bedürfe es.

„Sie bedarf eines Anhaltspunktes, —“ sagte Rudolph traurig; — „ihre Liebe füllt sie nicht mehr aus!“

Unterdessen hatte auch Isabellens Glück nicht weiter geblüht; es gab nichts Bestimmtes, das es ihr zu erschüttern drohete; aber auch kein Gefühl, in dem sie ruhen konnte. Immer war es ihr, als sei ein fremdes Etwas zwischen ihr und dem Geliebten; aber sie wußte nicht, wie es zu beseitigen sei; wußte sie doch nicht, was es war. Immer schien es ihr, als fehle es ihr an Offenheit gegen Emil, aber doch wußte sie nichts, was sie verhehlte, mit einem Worte: ihr Herz ging nicht auf in ihrer Liebe.

Solern hatte sich an den Gedanken, eine schöne Braut zu besitzen, gewöhnt; es schmeichelte nicht mehr fühlbar seiner Eitelkeit. Der Minister der auswärtigen Angelegenheiten hatte seine Braut sehr reizend und seine Wahl durchaus zweckmäßig genannt in Bezug auf seine diplomatische Carrière. Seine Eitelkeit hatte alle Triumphe gefeiert, seinem Ehrgeize stand eine volle Befriedigung bevor; es waren für die Zukunft alle Fäden gesponnen; es galt nun nichts mehr zu erobern, mehr zu erwarten; aber er war eine zu active Natur, als daß diese passive Stellung ihn nicht vielmehr hätte unruhig machen sollen. Es war ihm, als sei der Hauptreiz seines Lebens verschwunden. Die Liebe konnte ihn berauschen,

aber eine Befriedigung gewährte sie ihm nicht; er war fest überzeugt, für Isabelle ein wahres Gefühl zu hegen, aber er schlug das Gefühl überhaupt nicht sehr hoch an. In der Gesellschaft hatte er sehr an Interesse verloren; mit seiner Verlobung hatte er manche Hoffnung getäuscht. Früher war er die Seele geselliger Unternehmungen; von dem Bräutigam aber erwartete man keine Aufopferung mehr für Anderer Vergnügen, es traten Andere an seine Stelle. Doch Solern konnte das stille Glück, das er an Isabellens Seite genoß, nicht für die Triumphe entschädigen, die er in den Salons eingebüßt: es war ihm, als hätte er mehr verloren, als gewonnen.

In der Unruhe, die er empfand, nahm er mit Eifer neuere Sprachen vor, die ihm noch nicht geläufig waren. Isabelle konnte nicht verstehen, warum er gerade jetzt diese Studien ergreife; war es ihr doch, als müsse jede freie Stunde ihn zu ihr treiben. Er suchte sie zu beschwichtigen, indem er ihr die Wichtigkeit ausgebreiteter Sprachkenntnisse für seine Carrière vorstellte, und wie die nächste Zukunft sie fordern könne.

„Die Zukunft und immer die Zukunft!“ — klagte sie. Es war ihr, als theile sich die ganze Welt in ihn. Waren es nicht die Geschäfte, oder die Privatstudien,

so entzogen die Freunde ihr seine Aufmerksamkeit. Für jeden — und er besaß ihrer eine Legion — hatte er Rücksichten, Bemühungen. „Sie gelten Dir mehr als ich," — sagte sie oft. „Für Dich empfinde ich, für sie hab' ich nur den Schein; dieser kostet aber mehr Aufwand, als die Wahrheit," — gab er zur Antwort. In der That schien er diese Freunde zum Theil sehr gering zu achten; er gedachte ihrer, Isabellen gegenüber, meist nur mit Gleichgültigkeit oder mit Spott.

„Aber warum opferst Du Dich auch für Menschen, die Dir eigentlich gar nicht der Mühe werth scheinen, Dich um sie zu kümmern?" fragte das junge Mädchen.

„Das ist das Geheimniß, unangetastet durch die Welt zu gehen: Keinen zu gering zu achten, um ihn sich zu verpflichten," — antwortete er. „Diese kleinen Seelen sind es gerade, die uns gefährlich sind; sie sind die natürlichen Feinde des Talentes, — aber bestechlich."

„O ich wollte, Du wärest kein Diplomat!" rief oft Isabelle.

„Aber, Kind, — ohne Klugheit kann man in der Welt nie etwas erreichen und nichts leisten. Und wer

in jenen niedern Geistesschichten nicht vergehen will, muß sie beherrschen."

Er imponirte ihr, wie immer Klarheit und Willenskraft innerm unentwickelten Wesen imponiren, und diese Empfindung vertrat das Verständniß in ihr. So hielt sie ihr Verhältniß für ein glückliches, während ihn an ihrer Seite die Langeweile schon zuweilen beschlich; — während er mit Küssen und Liebkosungen sich nur erregte, betäubte er noch die stille Angst in ihr, die sie doch mitunter nicht verleugnen konnte.

Rudolph.

So war der Winter verstrichen. Eines Tages trat Max ernst und traurig zu Florentinen in's Zimmer; es war zum Abschiede auf mehrere Wochen; er war nach der Garnison commandirt.

„Bewahre mir den Platz in Deinem Zimmer, — ich darf nicht sagen, in Deinem Herzen," — bat er die Freundin und reichte ihr die Hand.

Sie gab ihm beide Hände und sah ihm betrübt in's Auge. „Es thut mir sehr leid, daß Du gehst, Max," — sagte sie in ihrem einfachen Wesen, — „Du bist mir lieb geworden."

Er drückte einen langen Kuß auf ihre Hand. „Florentine!" — sagte er endlich mit weicher Stimme, — „Du hast mich nicht verworfen, als ich mich selbst noch verachtete; da hab' ich aber das Gefühl gewonnen,

daß ich noch Deiner Achtung werth sein könnte. Bleib' mir gut! Ich denk' an Dich." So ging er von ihr.

Mit ihm war ihr einziges gemüthliches Interesse hier verschwunden; es war ihr oft, als lebe sie nur noch ein Scheinleben. Aber die Natur wachte auf und mit ihr ihre ganze Lebensfähigkeit. Mit Betrübniß stand sie eines frühen Morgens an der Truhe, die ihre Kleidung als Schweizerlandmädchen, in welcher sie so frei und froh auf den freien Bergen war, bewahrte. Aber sie mochte nicht träumen von vergangenen Zeiten, — das Vergangene ist todt, und es trieb sie, zu leben. Sie trat zurück. Der Deckel der Truhe klappte zu, und Florentine flog hinaus in den neuen Frühling.

Noch ruhete der müde Städter, nur der fleißige Landmann zog in das Feld. Aber sein Sinn war an die Arbeit gefesselt. Als sei sie ihr eigen, trat ihr die Natur in ihrem frischesten Morgenschmucke entgegen, in ihrer heiligen Ruhe. Die duftenden Berge in ihren bläulichen Frühlingsschleiern trugen ihr gleichsam Grüße aus andern Gegenden zu; eine unendliche Sehnsucht durchdrang ihre Brust; aber es war nicht jene verzehrende, die das Gefühl der Entbehrung in sich faßt; es war wie die Hoffnung, die Ahnung eines wunder=

vollen Glückes. Es sind köstliche Momente, wo uns gleichsam der ganze Reichthum des Lebens aufgeht. „Nicht weil das Leben zu arm ist, nur wenn wir es selbst sind, gehen wir unbefriedigt durch die Welt," — dachte Florentine. Sie hätte alle die müden Schläfer wach rufen mögen, die das schöne Leben versäumten. „Rudolph, Rudolph!" rief jubelnd ihr Herz. Es war ihr, als müsse er mit ihr empfinden in diesen Momenten, als sei er ihr nicht mehr fern.

Hier saß am Wege ein junges Weib, ihr Kind im Arm. Sie erwartete den Mann, der schon in der ersten Frühe in ein anderes Dorf gefahren, zum Frühstück zurück. Das Kind lachte auf, als der Vater daherkam. Er nahm es auf den Arm, setzte es auf das Pferd, und zufrieden kehrten sie heim in die friedliche Wohnung. Dort zogen die Kinder zur Schule; sie riefen Florentinen einen Gruß herüber und verbargen schüchtern die Köpfe, als sie sie anredete, um aber im nächsten Moment schon zutraulicher mit ihr zu plaudern. Als habe sie ein schweres, enges Kleid abgelegt, so frei und leicht fühlte sie sich gegenüber der einfachen Natur nach dem erkünstelten Leben.

Die Gräfin Liska wußte aber nichts von dem er=

frischenden Frühlingsmorgen; sie konnte nicht so rasch von den erregenden Soiréen lassen. Sie berief zum Abend Florentine in ihren Salon, daß man hier die schwüle Luft, und den lauen duftenden Abend draußen, über ihrem Gesange vergessen solle.

So saß sie wieder am Flügel, die weiße Gestalt; aber noch ruhete es auf ihrer Seele wie Morgenthau und klang in ihr die Morgenhymne . . . .

Mit Frau von Liska trat unterdessen ein junger Mann in den Saal. Mit seiner Jugend contrastirte überraschend der tiefe Ernst in seinen Zügen. Die ganze Erscheinung trug jenes schöne Gepräge der ersten unentweiheten Begeisterung, und doch lagerte auf der hohen Stirn das Denken eines reifern Alters. Volles braunes Haar legte sich weich um das gebräunte Gesicht und starke Brauen beschatteten die tiefen nach innen gekehrten Augen, die jedoch plötzlich einen größern Blick gewinnen konnten, wie um die Außenwelt zu erfassen, und leidenschaftlich aufflammen, gleichsam um mit den Brauen voll Phantasie zu harmoniren und dem feinen Munde zu widersprechen, der nur zu entsagen schien. Die kräftige, energische Gestalt verrieth, daß ein Wille

in diesem jungen Manne existirte, der alle Widersprüche seines Wesens zur Einheit vereinigen mußte.

Langsam näherte er sich dem Flügel, und Florentinen gegenüber, sie fest im Auge, stand er still: Es war Rudolph! . . . Eine Blässe flog über sein Gesicht, als dränge sich alles Blut nach seinem Herzen. Sie hob den Blick auf, langsam und schwer, — wie in die Weite gerichtet, ohne ihre Umgebungen zu erfassen, als sein Auge magnetisch das ihre fesselte. —— Ihre Stimme stockte — ihre Hände erlahmten — die langen Wimpern deckten ihre Augen zu, wie um ihr Entzücken zu verschleiern; aber eine hohe Röthe erglühete auf ihren Wangen. Sie versuchte weiter zu singen, aber ihre Stimme erklang nur unsicher und leise, wie unterdrückt von dem Pochen des Herzens, und ihre Hände zitterten und schlugen kaum hörbar die Tasten: — verschwunden war die Marmorgestalt, Empfindung durchglühete das ganze Wesen, in ihr selbst athmete das warme Leben, das durch ihre Lieder klang. Unfähig, länger auszuhalten, ließ sie die Hände fallen, noch dunkler erröthend senkte sich ihr Antlitz, langsam erhob sie sich und verlor sich unter mehrern beisammenstehenden Damen. Auf

die Frage, ob ihr unwohl geworden, antwortete sie gedankenlos: „Ja!“

Es gab aber noch Einen außer Rudolph, dessen Blick sie genauer verfolgte, — das war Emil Solern! Kein Athemzug war ihm entgangen, von Rudolph's Erscheinen an bis zu ihrem Verstummen .... Das Räthsel war gelöst! Darum also war sie so marmorkalt und marmorweiß stets erschienen, weil sie ein Gefühl hegte, das so mächtig war, daß nichts weiter sie electrisiren konnte; darum nur war sie so ruhig und sicher, weil sie so fest in der Liebe ruhete! Wie Fieberhitze stieg es ihm nach dem Kopfe, als die weiße Erscheinung sich färbte und bebte, und er plötzlich sie wie in Gluth getaucht vor sich sah. Es war ihm, als müsse er toben und wüthen, aber seine Züge verloren nicht ihren kalten Ausdruck; er blinzte die kleinen schwarzen Augen noch enger zusammen, wie um das wilde Feuer zu bergen, das in ihm loderte. Aber Dir entging es nicht, arme Isabelle!

Langsam näherte sich Rudolph. „Florentine!“ rief er sie leise an. Sie wandte sich um, auf ihren Lippen schwebte sein Name. „Laß uns von hier fort!“ flüsterte er. Sie sprach noch kurz mit der Gräfin, die sie frostig entließ. Hatte diese doch von Rudolph's plötzlichem Er=

scheinen hier, ihr gegenüber, einen andern Effect erwartet. — Die Einseitigkeit einer bürgerlichen Ehe, hatte sie gedacht, müsse abschreckend der Künstlerin, ihren Triumphen gegenübertreten.

Rudolph folgte Florentinen, sie gingen hinaus in den warmen Abend. Er legte ihren Arm in den seinen und drückte ihn an sich, als wolle er sie nicht wieder lassen. So wanderten sie schweigend. Sie hatten keine Fragen und Zweifel mehr, sie fühlten nur, daß sie sich angehörten.

„Du bist lange geblieben!" sagte endlich Florentine. Die Zeit ihrer Einsamkeit erschien ihr jetzt, getaucht in den süßen Zauber ihres Beisammenseins, noch schwerer, als sie sie empfunden.

„Ich weiß es nicht mehr, warum ich so lange gezögert," — gab Rudolph zur Antwort, — „und noch weniger, wie ich mich überhaupt von Dir trennen konnte. Ich will nicht wieder allein von dannen ziehen!"

„Ja, nimm mich mit Dir!" hätte sie rufen mögen; aber sie gedachte ihres Gelübdes, nie, seine Bestrebungen irgendwie lähmend, in seinem Leben zu stehen, und sie blieb stumm. Allein ihr Herz pochte sehr; es war ihr die Alternative gestellt: weiter zu leben, be-

seligt wie in diesen Momenten, oder wieder entbehren zu müssen, zu ringen und zu zittern, vielleicht Alles zu verlieren; wer kann es wissen? — flüsterte es leise, aber beängstend, in ihr. Rasch kehrte sie um zu den Momenten, die ihr unbestritten gehörten. „Warum immer das Morgen, wenn das Heute so schön ist!“ sagte sie kurz. —

So gelangten sie in ihre Wohnung. Als sie in derselben verschwanden, stand in geringer Entfernung ein Mann, in den Mantel gehüllt, einen Augenblick still. „Bin ich betrunken?“ — murmelte er. — „Wie gelange ich hieher, was folg' ich ihr nach, was kümmert sie mich?“ Rasch kehrte er um, und bald erschien der Legationsrath Solern wieder im Salon der Gräfin Liska.

Nach Florentinens Verschwinden hatten ihn vergeblich Isabellens Augen gesucht; ihr Herz sagte ihr Alles. Aber mit der alten Hingebung, mit einer noch mächtigern Sehnsucht hing wieder ihr Blick an ihm. Es hatte jedoch keinen Reiz mehr für ihn. „Ihre Ohnmacht ist es, das Bedürfniß, an die Kraft sich anzulehnen, ein unklares Liebesverlangen, das sie an mich fesselt, — kein freies, wahres Gefühl!“ So urtheilte Solern über

sie ab, und das Bild der vorigen Stunde wich nicht aus seiner Erinnerung: wie er, Bodinus, Florentinens Arm in den seinen gelegt und sie sich an ihn geschmiegt, sie, die in ihrer Selbstständigkeit keiner Stütze bedurfte. „Sie liebt!“ entschied er, als ob er nun erst die Liebe begreifen lerne, — und immer von Neuem wieder drang ihm das Blut nach dem Kopfe, wie da er sie erglühen sah, und jenes Wort krallte sich in sein Herz wie mit Geierkrallen. —

„Ich habe etwas Kopfweh,“ wandte er sich an Isabelle.

„So brechen wir auf!“ erwiderte sie rasch und bat die Mutter, mit ihnen die Gesellschaft zu verlassen. — Schweigend saßen die beiden Brautleute im Wagen einander gegenüber, — sie wußten nicht, was sie sagen könnten Mit denselben Empfindungen, mit welchen er der Mutter aus dem Wagen half, hob er die Braut heraus und fühlte nicht, daß sie zitterte.

„Gute Nacht, Isabelle!“ sagte er rasch, und sie reichte ihm die Hand, die er mechanisch drückte, ohne aber zu bemerken, daß ihr die Stimme versagte. Sie hatte den Tod im Herzen, — es war ihr, als ob sie an diesem Abend um zwanzig Jahre gealtert sei.

Rudolph folgte unterdessen Florentinen nach ihrem stillen Gemach, das duftende Blumen umblüheten. Die Zofe nahm ihr die überflüssigen Umhüllungen ab, er trat an das Fenster.

„Da drüben wohn' ich," sagte er. — Eines jener hohen Häuser, die ihr die Aussicht versperrten, war ein Hôtel, in dem er abgestiegen: so sollte es nun ihr Glück beherbergen.

„Dort wohnst Du?" sagte sie und trat zu ihm. — „Darum also konnte ich immer nicht über diese Häuser hinausdenken," — scherzte sie.

„Also nicht an mich?" fragte er, fühlte aber nur zu wohl, wie alle ihre Gedanken von ihm ausgegangen und zu ihm zurückgekehrt waren. Er zog sie an seine Brust, — es klopfte das Herz wieder an dem Herzen, und es kehrte zurück zu der unschuldigen Arglosigkeit, die an keine Mächte glaubt über die Gewalt seiner Liebe. Allein das Glück — ist nur wie ein Raub, lauernd umlagern es die Verhältnisse. — Florentine erinnerte sich ihrer Verwandten; sie ging, ihnen ihre und Rudolph's Rückkehr anzuzeigen.

Einsylbig und gelangweilt saßen sie beisammen, die Cousinen waren in gereizter Stimmung. Hortensie

fragte, ob Herr Bodinus im Salon des Gesandten viel Effect gemacht; er sei sehr eilig gewesen, dort zu erscheinen. Anastasie klagte, ihr — Rudolph's und Florentinens — Beisammensein werde sie zu sehr an ihren „unvergeßlichen Edwin" erinnern, und Herr von Sahlis, dem auf der Welt nichts unerträglicher war, als die Gesellschaft zweier Verlobten, entschied, daß es für heute wenigstens zu spät sei, Rudolph noch in der Familie zu empfangen. Florentine fühlte mit Wehmuth, daß sie die einzige Glückliche in diesem Kreise sei. Sie kehrte zu Rudolph zurück, und Beide saßen noch einige Momente beisammen; sein Auge ruhete in den geliebten Zügen.

„Florentine," — sagte er, — „ich habe noch nicht gewußt, daß Du so schön bist."

„Hab' ich Dir früher nicht gefallen?" — fragte sie und bedeckte ihr Gesicht mit den Händen.

„Es ist seltsam," — antwortete er, — „ich habe in Deiner äußern Erscheinung früher nur den Ausdruck Deiner Seele gesehen; ob Du wirklich schön seist, daran hab' ich nicht gedacht, erst heute Abend, bei Frau von Liska fiel es mir in die Augen. — Dir zur rechten Seite, in geringer Entfernung, war das Emil Solern?"

— fuhr er fort — „Eine hohe Gestalt, die zugleich Willenskraft und Geschmeidigkeit ausdrückt, ein bedeutender Kopf, mit kleinen undurchdringlichen Augen.“

„Ja das ist er!“ — entschied sie.

„Und er liebt Dich noch!“ sagte Rudolph.

„O nein!“ — gab sie zur Antwort; — „die Musik sucht er als Reiz für seine Phantasie, — mich selbst nicht. Seine Neugierde errege ich höchstens, weil er nicht begreift, wie man ihn verschmerzen kann.“

„Und Dein Herz hat ihn ganz verschmerzt?“ sagte Rudolph leise.

„O Du Inquisitor!“ scherzte sie. „Rudolph!“ sprach sie ernster, „mein Herz hat, ihm gegenüber, weder eine Erinnerung an das Glück, noch an die Schmerzen, die er über mich gebracht. Er hat einst schöne Gefühle in mir angeregt, aber sie kehren nicht zurück in seine Brust, es giebt keine sympathetische Regung zwischen uns. Wenn ich Dich nicht liebte, wäre ich vielleicht noch nicht los von der Erinnerung, oder wenn ich ihn nicht durchschauete, hätte ich doch vielleicht noch jenes kalte Interesse, wie er es wohl für mich hat.“

„Aber fürchtest Du nicht,“ wandte Rudolph ein, „daß dieses Interesse zu einem wärmern Gefühle in ihm

werden könne, indem Deine unerklärliche Ruhe ihm ein Reiz für seine Eitelkeit und seine Phantasie wird?"

„O seine Eitelkeit ist nur leicht verwundbar gegenüber der Welt," entgegnete sie, „und die Welt weiß nichts von uns. Und seine Phantasie läßt sein Herz nur klopfen, wo er äußern Vortheil sieht. Uebrigens ist er verlobt, und seine Braut ist nicht allein reich, sondern auch reizend. — Aber, armer Rudolph," wandte sie sich sanft zu ihm, „Du fühlst zuerst für mich — und ich habe vor Dir schon mit aller Kraft geliebt." Sie kniete vor ihm nieder und bedeckte ihr Gesicht mit seiner Hand.

„Ohne jene Liebe wärest Du nicht die, die ich liebe, Florentine. Wir haben Beide kein Recht, um jene Vergangenheit zu klagen, überhaupt nie um ein Moment in unserm Leben, das mit zu unserer Entwickelung gereichte. Aber steh' auf, Florentine! Lieber möcht' ich vor Dir knien."

„Laß mich!" — bat sie; — „die Demuth thut mir so wohl, Alles außer Dir regt nur meinen Stolz an."

„Florentine," — fragte Rudolph mit seiner schönen Stimme, die zuweilen so tief klang, wie aus der innersten Brust, — „bin ich es auch selbst, vor dem Deine

Seele sich beugen kann, schmückst Du mich nicht mit hellern Farben, wie sie Deinem Auge Bedürfniß sind, — kennst Du mich?“

„Zweifler!“ — schalt sie. „Was hast Du Alles gedacht, während wir uns fern waren, Du bist heraus aus dem frühern Gefühl.“

„Aber ich liebe Dich mehr als je!“ — rief er und hob sie empor an sein Herz. — „Sieh!“ sagte er nach einer kurzen Pause, „es fehlt in meinem Wesen noch eine Vermittelung; das reflectirende und unmittelbare Element ist noch nicht im Einklang in mir; meine Liebe zu Dir wird die Vereinigung bilden, wenn Du mir erst ganz angehörst. Die Erziehung des Mannes ist einseitig nur auf den Verstand gerichtet, und der Knabe ist geneigt, die Macht des Gefühles zu verwerfen, wie eine seiner unwürdige Weichlichkeit; — aber die ursprüngliche Natur giebt mehr oder weniger, doch niemals ganz ihre Berechtigung auf: so aber begründet sich leicht gleichsam ein Doppelwesen in uns, ein rein denkendes und rein empfindendes. Das mußte sich auch in meinem Verhältnisse zu Dir herausstellen, d. h. ferne von Dir: erst legte sich die Reflexion an unsere Zukunft, ohne Rücksicht auf das Gefühl, und ich bauete Zweifel auf

Zweifel, bis das Gefühl, gleich einer Riesenmacht, die ihrer Kraft bewußt, nur still geruht unter dem Kampfgewühle, sich emporgerichtet, um zu siegen. So eilte ich zu Dir. Als ich Dich nun wiedersah, zweifelte ich nicht mehr an Deiner Liebe, und als ich Dich wieder an meiner Brust hielt, fühlte ich, wie der Mensch erst ein ganzer wird mit voller Kraft, wenn er sein eigenes Herz anerkennt. Sieh, Florentine! mit der Liebe zu Dir hat eine ganz neue Phase meiner Entwickelung begonnen; aber in keiner Natur ist ein Uebergang ohne Kämpfe. Allgemeine Interessen haben, bis zu Dir, persönliche gleichsam in mir aufgehoben oder ausgeschlossen; mein Verhältniß zu Einzelnen bestand in jenen, und der Drang, für das Allgemeine Etwas zu leisten, absorbirte in mir die Ansprüche an eigenes Glück."

„O ich weiß das!" rief Florentine und schmiegte ihren Kopf an seine Schulter.

„Aber für Dich fürchtete ich dann in unserer Verbindung noch mehr die Grenze der Eigenthümlichkeit, als für mich selbst," fuhr er fort, „weil ich zugleich wußte, wie Deine harmonische Erscheinung mich wohlthätig durchklingt."

„Weil es Dir mehr Bedürfniß ist, glücklich zu

machen, als selbst glücklich zu sein, fürchtest Du mehr für mich," — wandte Florentine ein und blickte ihm liebreich in's Auge.

„Weil ich das lebendige Bedürfniß gewonnen, selbst glücklich zu sein," rief er, — „sollst Du mit mir ziehen und nicht den Einseitigkeiten meines Wesens mich wieder preisgeben."

Sie schüttelte langsam mit dem Kopfe. Scherzend schüttelte er wie sie, er glaubte nicht, daß ihre Verneinung ernst gemeint sei, drückte sie heftig an sein Herz und brach auf.

In ihrer Seele wogte es mächtig; noch lange saß sie, in Gedanken vergraben, auf demselben Platz, wo sie Rudolph verlassen. „Warum," — klagte sie, — „kann ich dem Zuge meines Herzens nicht folgen und „Ja," sagen, „ich gehe mit Dir!" Aber ich darf nicht von meinem Gelübde lassen, das ich gethan im vollen Bewußtsein meiner Liebe und seiner Natur. Ohne mich muß er ihre Kämpfe überwinden; ich kann nicht vermitteln, wo ich Partei bin. Doch er wird sie auskämpfen, seine Conflicte," rief es froh in ihr auf; — „unser Gefühl ruht nicht auf Illusionen, — zittere nicht, mein Herz!"

Sie stand auf. Unwillkürlich trugen ihre Schritte sie nach dem Fenster. Drüben saß Rudolph, noch einmal ihres Anblickes harrend. Nüchtern und öde lag seine Vergangenheit hinter ihm, mit all seinem Streben, das wie ein ohnmächtiges Ringen ihm erschien. Wie eine beflügelte Kraft durchdrang ihn das Gefühl, das er jetzt empfand; als könne er mit dem Reichthume, den ihre Liebe in seine Brust senkte, die ganze Welt erfüllen. War's ihm doch, als hätte mit dem Blicke in diese Räume sich ihm erst der Blick in's Leben geöffnet. — Florentine bedeckte das Gesicht mit ihren Händen, als fühle sie seine Seligkeit. „Möchte mir kein Tag wieder aufgehen, könnte ich jemals seine Liebe verlieren!" hauchte sie.

Alle zurückgedrängte Sehnsucht war in ihm aufgetaucht, als er die Geliebte wiedergesehen; jede Stunde fern von ihr erschien ihm eine Ewigkeit. „Ich kann diese unnatürliche Trennung nicht mehr ertragen," entschied er. Das Traumartige ihrer Erscheinung peinigte und erhitzte ihn; aber immer kehrte er wieder zum Fenster zurück, bis ihr Schatten verschwand, bis ihr Licht verlosch.

Am frühen Tage erschien Rudolph wieder bei Florentinen.

„Ich habe die ganze Nacht von Dir geträumt," — erzählte er, — „und immer den Moment, da ich Dich zuerst wiedersah. Und als ich am Morgen erwachte, stand er klarer vor mir, als gestern in der Wirklichkeit. Soll ich Dir aber beichten, daß er mir heute Schmerz gemacht?"

„Schmerz?" fragte Florentine verwundert.

„Es ist kindisch," antwortete er, — „aber es ist so! Ich sah wieder denselben Saal, jedes Auge war nach Dir gewandt und Alles lauschte Deinem Gesange, durch welchen Deine ganze Seele klang, — da war mir's, als gehörest Du nicht mir allein."

„So will ich Dir auch beichten," — erwiderte Florentine leise, — „was ich mir selbst kaum bekenne: ich habe auch Momente gehabt, wo ich eifersüchtig war auf alle Deine Bestrebungen, und doch wärest Du ohne sie ein Anderer, als der, den ich liebe."

„Ja, der Mensch ist oft seltsam in seinen Wünschen," erwiderte Rudolph; — „in der Erfüllung liegt zuweilen kaum ein Reiz, in der Sehnsucht nur war er begründet."

Florentine nickte langsam und nachdrücklich mit dem Kopfe.

„Weil die Sehnsucht der Ausdruck eines einseitigen Bedürfnisses in uns sein kann, die Erfüllung aber den ganzen Menschen in Betracht ziehen," fuhr Rudolph fort. — „Was denkst Du?" fragte er.

„Daß Du Recht hast," — antwortete sie. Er dachte nicht, daß sie auf ihr Verhältniß weitere Vergleiche bilde: wenn er aus einer subjectiven Anschauung zu objectiven Betrachtungen kam, so hörte auch seine Subjectivität gleichsam ganz auf.

Es wurde nun Zeit, der Verwandten zu gedenken. Rudolph kannte und betrachtete sie nur als Florentinen Schutz gewährend; so begrüßte er sie auch nur mit dankbarem, befreundetem Herzen. Florentine verschmähete die Mißklänge aus ihren andern Verhältnissen in dies glückliche mit Rudolph zu tragen; war sie doch auch auch nur Liebe im Verkehr mit ihm. So wußte er nichts von ihrem Unbehagen in diesem Hause, ihm selbst sollt' es sich nicht darstellen. Indem er so glücklich war, mit den verschiedensten Menschen leicht verkehren zu können, da er nie die Erscheinungen einseitig auffaßte, sondern zugleich die ganze Natur und die sie umgebenden Ver-

hältnisse, so fand er für die Schroffheit versöhnende Elemente, und sie berührte ihn fast nie in ihrer ganzen Schärfe. Er selbst stellte sich so auch zugleich nie einer andern Individualität als entschiedener Gegensatz dar. Das Geben war seinem ganzen Wesen mehr Bedürfniß, als das Empfangen, und mit seinem raschen Blicke fand er schnell in jeder Organisation den Punkt heraus, an welchen er anknüpfen und wo seine reiche Natur, sein umfassender Geist etwas gewähren konnte. So gewann sein Wesen unwillkürlich mit für seine Meinungen, begünstigte seine Wirksamkeit und ließ im geselligen Verkehr Niemand ohne Interesse für ihn. Seine freie, edle Hingebung übte zugleich auch einen imponirenden Einfluß auf die Charaktere, alle kleinlichen Reibungen hörten auf in seiner Nähe, und so übte sie über Jeden einen Zauber, weil Jeder sich freier und besser mit ihm fühlte und zugleich frischer, berührt von der Frische seiner Natur. Diese Macht verleugnete sich auch nicht an Florentinens Verwandten; selbst Hortensie, die ihn mit der Absicht betrachtete, ihn unliebenswürdig zu finden, fühlte sich in ihrer trostlosen Nüchternheit angenehm berührt von dieser Erscheinung. Und da Rudolph und Florentine das süße Geheimniß ihres Glückes in ver=

schwiegener Brust trugen, so regte ihr Verhältniß selbst auch unmittelbar bei den Mädchen weder Mißgunst noch Erinnerungen an, und der alte Herr, welcher Unterhaltung statt Langeweile durch Rudolph fand, erklärte diese Verbindung für so vernünftig, wie er sie eigentlich immer betrachtet habe. So herrschte in diesem unharmonischen Kreise diesmal nur Harmonie.

Für den Nachmittag wurde eine Wasserfahrt nach einer unfernen Burgruine verabredet. Frau von Sahlis ließ noch mehrere ihrer Bekannten auffordern, Theil zu nehmen, damit Rudolph den Kreis einigermaßen kennen lerne, in welchem seine Braut sich meist bewege; zugleich fügte die Familie sich nicht ungern in Florentinens Wunsch, Rudolph nur unter seinem Namen aufzuführen, nicht in der Eigenschaft als ihren Bräutigam, da es ihnen im Angesichte Anderer doch immer empfindlich blieb, einen Bürgerlichen, noch dazu ohne besonderes Vermögen, als zukünftiges Familienmitglied zu betrachten; sie selbst aber — Florentine — erklärte: um nicht mit lästigen Besuchen die kurze Zeit ihres Zusammenseins verschwenden zu müssen.

„Was kümmert's die Welt, was wir uns sind, was kümmert's uns, ob sie es weiß!“ — wandte sie

sich zu Rudolph. „Indem ich mich als Braut, unter dem so oft profanirten Namen, vorstelle, wäre mir's, als stellte ich mich mit in die Reihen jener Prosa, oder als gäbe ich das süße Geheimniß unsers Glückes Aller Blicken preis.“

Indem sie so zu ihm sprach, und er ihr in das tiefe Auge schauete, fühlte er nur die Begeisterung ihrer Liebe. Was das Gefühl spricht, muß mit dem Gefühle erfaßt werden; — wehe, wenn solcher Worte die nüchterne Reflexion sich bemächtigt! —

Es war ein warmer, sonniger Nachmittag; die Ruine erhob sich an einem schmalen Flusse und thronte, wie in alter Macht, weithin über den Wasserspiegel, auf welchem die Gesellschaft in leichten Gondeln dahinglitt. Rudolph saß Florentinen gegenüber; sie dachte daran, wie sie auf dem Züricher See allein im kleinen Nachen mit ihm gefahren, er selbst die Ruder geschlagen oder das Steuer gelenkt, und sie so ruhig und sicher sich ihm anvertraut, — wie sie bald, — ach vielleicht bald! ganz sich ihm anvertrauen und Ein Nachen, und für immer, sie dahintragen werde. Während sie so träumte und die Gesellschaft fast vergaß, war er mitten in der Unterhaltung. Nur zuweilen ging sein Blick

über sie hin, aber so tief, als wolle er in ihre innersten Gedanken dringen. Mit dem Geheimniß, das hier ihr Verhältniß umschloß, war's ihm zugleich, als sei sie ihm ferner, fremder, und er hatte die Freiheit der Bewegung verloren, wenigstens nur mit Anstrengung fesselte er sich an die Andern.

Sie nahten der Burg, die ihren Schatten weit über die Fläche warf, wie noch immer die alte Romantik über unsere Zeit.

„Ach, welch anderes Leben!“ rief der Baron Kalten, — „als diese Burgen noch keine Ruinen waren!“ — und die adelige Gesellschaft stimmte ihm bei. „Da war es noch eine stolze Befriedigung, Edelmann zu sein, da hatte er noch sein unbestrittenes Recht.“

„Da brauchte er nur an das Fenster zu treten, um von einem hohen Standpunkte betrachtet zu werden,“ — fuhr Hortensie fort, die weniger des Barons Ansichten, als seiner Person etwas anthat; — „wie viel Wesen ist jetzt erst nöthig, um nur bemerkt zu werden, und wie zweifelhaft noch, in welcher Weise!“

„Aber für die Menschen, die unten wohnten, war es doch sehr traurig!“ — bemerkte Anastasie, die Ver=

höhnung ihrer Schwester zu unterbrechen und ihrem gefühlvollen Herzen zugleich genug zu thun.

„Bah!“ — erwiderte Herr von Kalten; — „sie waren glücklicher, als jetzt in ihren unerquicklichen Versuchen, auf ungebahnten Wegen emporzuklettern.“

„Aber solch Klettern ist vielmehr sehr befriedigend,“ wandte Rudolph scherzend ein; „es fordert Kraft und Geschicklichkeit heraus. Ich betrachte z. B. schon lange diese Felswand hier, mit der Lust, sie zu erklimmen; — entschuldigen Sie doch einen Moment. — Fahrt einmal an das Ufer!“ rief er den Schiffern zu. Sie ruderten herüber. „Aber der Fluß windet sich um den Felsen,“ wandten sie ein; „auf der andern Seite ist ein geebneter Weg.“

„Ich liebe die Umwege nicht!“ — scherzte er und sprang an's Ufer.

Um Gottes willen, was wollen Sie, Tollkühner?“ — riefen erschreckt die Damen, als er schon wie eine Gemse rasch und gewandt den steilen Felsen hinankletterte.

„Es ist nicht gefährlich,“ antwortete Florentine statt seiner, indem ihr Auge mit Wohlgefallen ihm folgte, wie er so leicht von einem Felsstück zum andern sich schwang

und das Gebüsch zertheilte, das mit seinen Dornen nach ihm langte; — aber doch weinte ihr Herz. „Und wenn er auch will, er kann sich nicht in Fesseln schlagen; — frei muß er durch die Welt gehen! Und ich will es versuchen, ihn an die enge Alltäglichkeit zu schmieden?“ Sie freuete sich, daß sie schon entschlossen war, der Versuchung zu widerstehen, sich nicht jetzt schon mit ihm zu verbinden, ihn noch einer Prüfungszeit zu überlassen. Und doch war's ihr, als müsse sie ihm zurufen: nimm mich mit Dir! als müsse sie gleich in diesem Augenblicke an's Land steigen, von Fels zu Fels ihm zu folgen. „Und warum nicht? Warum sollte ich nicht von Gefahr zu Gefahr mit ihm nach der Höhe streben, warum ihn mit mir an den engen Nachen fesseln wollen, der so langsam dahin zieht, daß auch der Herzschlag immer langsamer, immer leiser wird?“

Die Gondel wandte sich mit dem Strome um die Felswand, — Rudolph stand hoch oben auf einem Vorsprung und grüßte herab; — Florentine aber ging mit dem Strome fort, und Rudolph war im nächsten Moment ihrem Gesichtskreise entschwunden. Sie war traurig; — bange Ahnungen drängten sich ihr in die Brust.

Endlich erreichte die Fahrt auch ihr Ende, und die Gesellschaft schlug den bequemen Pfad ein, der zur Ruine führte; Alles war ziemlich still von der Anstrengung, die dennoch das Steigen verursachte. Es war Florentinen unleidlich, wie man überall nur Mühseligkeit fühlte, sie flog voran und bald gewahrte sie Rudolph, der ihr schon entgegenkam. Sie athmete auf. Es war ihr, als hätte sie gar nicht gehofft, ihn wiederzusehen, und sie hatte zugleich Lust, über sich selbst zu lachen, daß das kleine Ereigniß sie so ernst angeregt. Er maß sie mit so listiger Miene, als wisse er wohl, wie sein Scherz sie ernsthaft gestimmt, und bot ihr mit affectirter Galanterie den Arm.

„Ungetreuer!“ — schalt sie scherzend. — „Ganz unbekümmert, wie sehr ich mich langweile, stürmt er seinem Uebermuthe nach.“

„Du verleugnest mich ja!“ — gab er ihr zurück. — „Nun so laß Dich entführen, da Du Dich nicht frei zu mir bekennen willst.“ Er beschleunigte ihre Schritte, rasch erreichten sie die Ruine. „Wie Du so schön bist!“ — sagte er hier, — „mit dem rothen Schimmer auf den Wangen! Florentine, ist es gewiß wahr, daß Du mir angehören willst? Ich möchte Dich wirklich entführen

gleich im Augenblicke, ich kann nicht mehr ruhig bei Dir sein, bis ich Dich sicher besitze."

Sie trat an ein niederes Gemäuer, der Felsen führte hier schroff hinab in das Thal. „Hier hinunter will ich mich stürzen," — antwortete sie. Sie konnte noch nicht gleich wieder heraus zur unmittelbaren Freude, wie es oft zu gehen pflegt, wenn man, in Gedanken versponnen, einem Geiste in aller Elasticität entgegentritt; es ist, als müsse man mit doppelter Schwere an jeden Gedanken sich anklammern.

„Um wem zu entfliehen?" fragte er.

„Dir, Dir!" rief sie und wandte sich nach ihm um; aber aus ihrem Auge strahlte eine holdselige Freundlichkeit, die sie Lügen strafte. Indessen flog wieder ein ernsterer Ausdruck über ihre Züge.

„Ja, Rudolph!" sagte sie, — „lieber wollte ich in diesem Augenblicke für immer von Dir scheiden, mit der ungetrübten Erinnerung an Deine überfluthende Liebe, als vereint mit Dir eine Zeit erleben, da Du mir ruhig gegenüber sitzen könntest und Dein Herz keine Bewegung mehr fühlen sollte, wenn Du von mir gehst oder zu mir zurückkehrst."

„Nicht doch!" antwortete er; „ich gerade freue mich

der Zeit, da ich werde ruhig Dir gegenüber sein, ruhig durch Deinen Besitz, ganz in die Tiefe Deiner Seele dringen können."

„Ich glaube an kein ruhiges Glück der Liebe," sagte Florentine. „Wenn ich in Deine Seele dringe und in Deinem Anblick Dein ganzes Wesen erfasse, — dann hat auch die Begeisterung der Liebe aufgehört."

„Um mir aber aller Begeisterung bewußt zu werden, um Geist in Geist, Gemüth in Gemüth mit Dir zu leben," — erwiderte er, — „muß Dein Anblick mich nicht mehr also berauschen, muß mein Herz nicht mehr so stürmisch klopfen."

Eine Bürgschaft für alle Zukunft, glaubte Florentine, ruhe in seinen Worten, und sie ahnete nicht, daß die ihren sich gegen dieselbe kehren könnten. Auge in Auge offenbart sich durch den Instinct der Liebe alles Fremde, das in der einen Natur für die andere begründet ist; aber getrennt, stehen nur unverstanden die Worte da.

Sie reichte ihm die Hand. „Aber sieh doch, wie köstlich!" — rief sie, nach der Gegend gewendet; „ich glaube doch an ein wundervolles Glück." Und wie das blühende Glück lag sie ihm zu Füßen, die Natur in ihrem bunten

Frühlingsschmucke, wie die Verheißung ewiger Dauer rauschte der Silberstrom durch Thäler und Wälder, dort wieder blinkend, wenn er hier verschwunden war, und wie in heiligem Frieden lag darüber die Stadt, wie unter dem Schutze der fernen Berge, die im bläulichen Dufte sich weithin zogen am Horizont, wie in gerader Linie, daß sie an die ewige See gemahnten.

Sie standen einige Momente schweigend. Warum sind wir nicht allein hier!" — sagte Rudolph; „ein beseligendes Gefühl durchdringt mich hier mit Dir, als ob die Welt mir nichts mehr bieten könne, als ob ich Alles besitze. Florentine! jetzt ahne ich jene Ruhe, die ich neben Dir erstrebe, und an die Du nicht glauben willst, — sie ist ein göttliches Gefühl!"

„Ist das Ruhe?" fragte sie und erhob ihr Auge mit dem wunderbar schönen Aufschlag zu ihm. „Ich nenne es Begeisterung," — wollte sie hinzufügen, indessen langte die Gesellschaft an.

Rudolph begrüßte sie scherzend mit einer demüthigen Verbeugung, wie an Verzeihung für seine Flucht appellirend.

„Sie haben ja die Burg förmlich erstürmt," — sagte Herr von Kalten; — „wahrhaftig, das lass' ich mir ge-

fallen! Wissen Sie, daß Sie auch sehr gut aussahen, wie Sie so gewandt als kühn hinaufkletterten?"

Rudolph verneigte sich noch einmal mit komischem Ernste — und versuchte dann noch sich wieder an die Gesellschaft zu fesseln. Aber Florentinen gegenüber erschien ihm Alles so klein, des Interesses, der Mühe so unwerth, so unschön neben ihrem classischen Bilde.

„Ich verliere mich selbst bei Dir," — sagte er ihr mit scherzendem Vorwurfe, als sie im Vorhofe um Erfrischungen Platz genommen, „alle meine gesellschaftlichen Talente hören auf."

„O Du kanntest nur vielleicht noch wenig den Kreis, der es liebt, sich ausschließlich die Gesellschaft zu nennen; hier giebt es keine Anregung, keine Wahrheit, keine eigene Natur. Man könnte von diesen Gesellschaftsmenschen — wie Sealsfield von den Newyorker jungen Mädchen sagt — die Seelen unter einander austauschen und würde es nicht merken."

„Wie Du abgeschlossen bist!" sagte Rudolph.

„Und doch nicht!" — antwortete sie weich. Sie erhob sich, um die Bewirthung mit zu übernehmen, hinter äußerer Bewegung das süße Geheimniß des Herzens zu bewahren. Sie dachte, wie sie in der neuen Heimath

mit Rudolph also schalten und walten würde, indem sie fühlte, wie sein Auge auf ihr weilte, und wie im Zusammenhange mit ihm ihr nichts mehr klein und unbedeutend sein könne, wie in seiner Nähe sie Alles warm durchdringe und sie allen Umgebungen sich menschlich nahe fühle. „Nicht die Erscheinungen waren es vielleicht," überlegte sie, „die mich so kalt berührten; es fehlt mir nur mit seiner Entfernung der Wärmestoff." Rudolph dachte aber zum ersten Male daran, in wie verschiedenen Verhältnissen und Gewohnheiten er und Florentine sich bewegten, er freuete sich aber, sie aus dieser Umgebung von Menschen, deren Wesen ihm so alt erschien wie ihre Wappen, in ein frischeres Leben zu versetzen.

Man durchstreifte noch die Ruine nach allen Seiten. Nachdem Herr von Kalten an verschiedene Damen, die er für Anastasie gehalten, Aufmerksamkeiten verschwendet, betheuerte er ihr endlich selbst, wie er jene Ritterzeiten schon darum als vorüber beklage, daß er sie nicht in der mittelalterlichen Tracht als Burgfräulein, die sie ganz reizend kleiden müsse, erschauen könne, und daß er auch ohne jene Zeit gern noch mehr als ihr Ritter wäre.

Anastasie überlegte, wie schon bisweilen, daß der Baron zwar sehr unliebenswürdig und sogar lächerlich

sei, wie die Schwester behaupte; zugleich aber auch sehr reich, und daß, wie wieder Andere behaupteten, man mit Geld sich über Alles wegsetzen könne.

Rudolph forschte mit Hortensien nach der Bauart der Burg und den zurückgebliebenen Andeutungen der innern Einrichtung, aus welcher Periode sie wohl stamme, und vertiefte sich in historische Reminiscenzen, die ihn nie weniger interessirten, als in diesem Augenblicke.

Mit dem aufgehenden Monde brach auch die Gesellschaft wieder auf. Träumend fuhren sie hin durch die stille Landschaft.

Heimgekehrt verweilte Rudolph noch einige Momente bei der Familie. Sociale Rücksichten pflegte er leicht und gern zu überspringen; aber nie gemüthliche. Florentine blieb in ihrem Kabinet. Sie stand am Fenster und schauete noch hinaus in das Mondlicht; in ihrer Brust wogte es allmächtig, alle Worte des Tages, Alles, was sie nur denken und fühlen konnte, ging zugleich durch ihre Seele. Sie setzte sich an den Flügel und ließ die Töne in einander rauschen, wie Jubel und Verzweiflung. Ihr Spiel führte Rudolph herbei. Sie sprang auf und umarmte ihn.

„Ich möchte mit dem Sturme durch die Welt rau=

schen — oder vergehen in einem Kusse der Liebe," hauchte sie, den Kopf an seine Brust gelehnt. Er preßte sie heftig an sein Herz. Sie wand sich los und setzte sich wieder an den Flügel und sang leise, wie versöhnend, wie um die Fluth zu beschwören:

„Halt ein!" — rief Rudolph. — „Deine Töne thun mir weh, Florentine!" sagte er weiter; — es ist noch ein Etwas in Dir, das ich nicht kenne."

Sie strich mit der Hand über das Gesicht, wie um die momentane Bewegung zu übergehen und zurückzudenken. „Ich bin nicht mehr die harmonische Erscheinung von Zürich," — antwortete sie; — „entweder ist es, in diesem unbefriedigten Leben hier, das zurückgedrängte Gefühl, das convulsivische Zuckungen erzeugt, oder es sind neu angeregte Elemente in mir, welche ringen, zur Erscheinung zu kommen. — Sollte denn auch nichts weiter in mir vorhanden sein?" — fragte sie lächelnd; — „sollte die Liebe ohne Einfluß auf meine Entwickelung bleiben?" — Sie sang weiter, die Stimme erklang wieder ruhig, wie getragen von höherem Bewußtsein, wie die Offenbarung eines verklärten Lebens. Als sie geendet, ließ sie die Hände noch auf den Tasten ruhen, und die Töne klangen nach. So klang es auch fort in Ru-

dolph's Seele. Sie saßen noch schweigend beisammen, dann schieden sie schweigend, für diesen Abend; seine Lippen berührten nur leise die ihren! Warum war dies nicht der letzte Abend für die neue Trennung!

„Florentine!" — fragte Rudolph, als er am andern Morgen wieder neben ihr saß, — „findest Du eine Befriedigung in dem Beifalle der Gesellschaft, für die Du keine Sympathie hast? Du verhüllst sorgfältig jedes Gefühl, daß kein fremder Blick es entweihe, und in Deinem Gesange giebst Du gleichsam Dein ganzes Seelenleben preis."

„O Rudolph!" rief sie schmerzlich. Dann fuhr sie ruhiger fort: — „Zunächst war die Musik der Punkt, der einen Zusammenhang zwischen mir und der Gesellschaft herstellte; aber weiter ist es ja eben der Zauber der Kunst, daß sie die Kluft austilgt, die den Menschen von dem Menschen trennt, oder in ihrer Inspiration, ihrer Begeisterung wie eine Offenbarung uns hineinklingen läßt in die Gemüther. Rudolph! die Welt wird nicht allein weiter gehen durch die Entwickelung der Ansichten, sie bedarf auch der Veredelung der Naturen durch die Kunst. Ich bin keine blos aufnehmende Natur, ich muß es zurückgeben und darstellen, was ich empfange,

— Du weißt es wohl! Ich kann nicht eingesperrt, einsam in mich hineinleben; hier, wo Alles mich beengt, ist der Gesang meine Freiheit, der mich, aller Fesseln los, über diesen Verhältnissen emporhält, mir das Gefühl eines beglückenden Lebens giebt. Ich gewinne keine Erkenntniß durch bloße Studien oder reines Nachdenken, — aus Gefühlen geht mir Alles zum Bewußtsein hervor; und in der Musik geht mir das ganze Gefühl auf: so finde ich mich selbst in meinen Tönen, sie lösen mein eigenes Wesen in Harmonie. Die lauschende Seele der Menge aber hebt meine Flugkraft, beseelt mich mit höhern Inspirationen. Ich ahne und fühle das Ideal! Ach, ich kann nur von der Begeisterung leben!... Da hast Du mich mit meinem ganzen innern Getriebe." — sagte sie, zu ihrem kindlichen Tone übergehend, und schmiegte sich an Rudolph.

„O Du göttliches Weib!" rief er. — „Und Dir gegenüber sollte noch eine kleinliche Eifersucht Raum in mir haben? Ich wäre Deiner nicht werth. O Florentine, ich will Deine heiligen Bedürfnisse nicht antasten!" —

Er hatte verschiedene Briefe zu schreiben, die ihn den Tag über meist von Florentinen fern hielten; aber nur mühsam vermochten sie ihn zu fesseln, seine Gedan-

ken waren bei ihr. „Ich bin aus mir selbst herausgeworfen,“ sagte er, „aber es ist nicht zu ändern: Alles ist Stückwerk, alles Streben nur ein elender Theil aus einem Ganzen gerissen und immer wieder nur für die Unvollkommenheit berechnet; sie aber ist die Vollendung, in ihr allein ruht mir alle Erfüllung. Ich weiß nichts mehr als sie; — ob sie als Räthsel vor mir steht, oder klar und durchsichtig, immer gleich ist der Eindruck, immer vereinigt sie alle meine Sehnsucht.“

Als er gegen Abend wieder zu ihr kam, war's ihm wie nach großer Anstrengung.

„Was hast Du getrieben?“ fragte sie.

„An Dich gedacht!“ — antwortete er.

„Darum bist Du so müde?“ fragte sie lächelnd weiter.

„Um bei Dir ruhen zu dürfen,“ — sagte er und lehnte sein Haupt auf ihre Schulter, sie klammerte ihren Arm um seinen Kopf; so saßen sie lange und wußten nicht, daß sie still waren; sprach doch das Herz mit dem Herzen und verrieth ihm sein ganzes süßes Geheimniß.

„Ich wollte nach Hause schreiben um die zur Trauung nöthigen Papiere,“ brach er das Schweigen; „das war das Einzige, wozu ich Lust hatte. Florentine!“ — fragte er

bestimmt, — „warum bist Du ausgewichen, wenn ich davon sprach, ich wolle nicht wieder ohne Dich von dannen ziehen? Ich kann Dich nicht wieder verlassen.“

Sie strich mit der Hand über seine Stirn und sah ihm freundlich in's Auge; aber doch umschwebte ihre Lippen ein Schmerzgefühl. „Du wirst nicht an mir zweifeln, Rudolph,“ — fragte sie — „auch wenn Du wieder ferne bist, nicht? wenn ich Dir sage: ich muß dennoch zurückbleiben, ich kann nicht anders, — die Zeit ist noch nicht gekommen, die uns vereinigen darf.“

Es flog eine Bläße über sein Gesicht. — „Florentine! Florentine!“ rief er aus.

„Und Deine amerikanische Reise?“ fiel sie ein.

Er lachte auf. „Du wirst mir doch nicht zumuthen, daß ich den Ocean zwischen uns lege? Vielleicht hab' ich Dich damals in Zürich, als ich den Plan noch festhielt, noch gar nicht geliebt. Wie ein Kunstwerk hab' ich Dich bewundert, hast Du mich angeregt; so hab' ich nach Dir gestrebt, und so kam auch die Sorge, als ich in meine Klause heimgekehrt, diese sei kein Raum für Dich. Jetzt erst weiß ich, daß die Liebe Alles kann, nur nicht sich selbst überwinden.“

Sie umarmte ihn lebhaft. „Rudolph!“ sagte sie,

— „Du hast in diesen Tagen nur an mich gedacht, um mich Alles vergessen, — ja, ich weiß es. Was ich in einem Moment unsäglicher Sehnsucht erwünscht, das hatte sich erfüllt; — aber ich weiß auch, daß das nur ein Moment sein konnte und durfte: so laß uns ruhig und muthig weiter gehen, mit der Erinnerung an diese Tage, wie an einen schönen Traum, daß wir nicht später aufschrecken, wie aus einem Irrthume, der uns um die Wahrheit betrogen. Rudolph, — indem Du um mich Alles vergessen, hast Du Deine eigene Natur auch vergessen: Du kannst nicht um ein Weib Deine Pläne opfern, denn sie sind aus Deinem edelsten Selbst erwachsen; Du kannst nicht plötzlich nur an Dein Glück denken, nachdem es Dir bis heute gar nichts gegolten, oder vielleicht trägt es eine ganz andere Gestalt, als Du jetzt wähnst.“

„Florentine, aber mein Gefühl für Dich durchdringt allein den ganzen Menschen in mir, alles Andere außer Dir regt nur eine Seite in mir an. Du liebst mich nicht!“ — klagte er, — „sonst müßtest Du fühlen, was Du mir bist!“

Sie hielten sich lange umklammert, in Schmerz und in Seligkeit, wie aufgelöst Eins in das Andere, nur getrennt durch die eigene Empfindung. Florentine zitterte

nicht mehr; es schien ihr, als ob keine Trennung sie mehr trenne, und Rudolph fühlte, daß nur ihre Liebe ihn von sich dränge.

„Höre mich, Florentine," — sagte er ruhig. — „Eine Reise nach den vereinigten Staaten würde mich jetzt vielleicht nur unsern Verhältnissen hier entfremden, mich dem Gesichtspunkte wieder entrücken, der mir eine nützliche Wirksamkeit sichert und den ich erst mühsam gewonnen. Ich würde mich vielleicht wieder in Idealismus und Träumereien verlieren. Das ist ja eben das Unglück des Deutschen, daß er nur immer Stoff sammelt, ohne ihn zu verarbeiten, und wenn der Tag der That einmal kommen wird, wird er ein Gebäude aufführen wollen, in welchem er Alles anbringen kann, was er gesammelt, aber den Boden wird er nicht mehr kennen, auf welchem er bauet."

„Du bist ein Sophist!" — sagte Florentine lächelnd; — „hattest Du die Reise schon aufgegeben, ehe Du zu mir kamst?"

„Nein!" erwiderte er. „Ich habe aber in der letzten Zeit in einer Einsamkeit vegetirt, die gesunde Auffassungen ausschloß, und so schleppte ich den alten Plan mit mir weiter, ohne jedoch auch seine Verwirklichung vor-

zubereiten. Meine gesunde Natur machte sich erst wieder Luft in dem Entschlusse, zu Dir zu eilen, und in dem Zusammensein mit Dir bin ich erst wieder zu mir selbst gekommen."

„Sieh," sagte Florentine, „der enge Kreis daheim paßt nicht für Dich, jetzt wenigstens noch nicht, er beengt Dein ganzes Wesen; Du mußt in's Weite! Wären wir reich, so könnte ich mit Dir reisen, so aber können wir von unsern Einkünften nur beschränkt zusammen leben. Nur zu bald würdest Du fühlen, daß Du Dich geopfert. Rudolph, Rudolph! Du mußt reisen; es giebt keine andere Wahl. Ich gehe Dir nicht verloren wenn wir uns noch einmal trennen; aber Du gehst Dir vielleicht selbst verloren, wenn ich jetzt mit Dir gehe."

„O Florentine!" rief Rudolph schmerzlich; „meine Natur zerfällt; je nach der Anregung herrscht unbedingt nur eine Seite über mich, — ich habe Dir's gesagt: es fehlt noch die Vermittelung in mir, bei Dir nur lebt Alles in mir auf, bin ich ein ganzer Mensch: so war es in Zürich, so ist es jetzt und mehr noch als damals; so fühlte ich noch nie meine ganze Lebensfähigkeit."

„Vielleicht in Zürich," erwiderte sie. „Rudolph, ein blindes Gefühl hält jetzt Dich einseitig gefangen."

„Nun so sei es!“ sagte er entschieden. „Ich weiß aber, trotz meiner Blindheit, daß mit Dir Alles, was gut in mir ist, und all mein Streben nur gedeihen kann, nur harmonischer zusammenklingen. Du meinst, ich passe nicht in den engen Kreis, in dem ich mich eingeschlossen; so werde ich aber noch weniger hinein passen, wenn ich einmal die Luft der großen Republik geathmet habe; weil dieser Kreis mich eben noch beengend umschließt, ist jene Luft gefährlich für mich. Mein Kreis ist aber eng, weil es unsere Verhältnisse sind, und so bedarf ich neben meiner Wirksamkeit, bei der endlosen Geduld und Zurückhaltung, die sie bedingt, eine Erhebung, wie Deine Nähe sie mir allein verleiht, bedarf zu einer gesunden Auffassung aller Erscheinungen, zur Thätigkeit für einen organischen Fortschritt, der Gesundheit, der Ruhe des eigenen Wesens; aber ein unbefriedigtes bleibt nicht gesund, ein Geist, in ewiger Sehnsucht befangen, ist nicht frei, kann nicht selbstständig wirken.“

„Florentine, in der Liebe zu Dir ist meine ganze Jugend aufgelodert; — sie ist noch von keiner Leidenschaft verbraucht, nur von ernsten Studien und ernsten Bestrebungen niedergehalten worden; aber sie läßt sich nicht verleugnen. Muß ich nun von Dir mich reißen,

reiße ich mich schmerzend in den ganzen Organismus meines Seins. Florentine, wir kämpfen nicht ungestraft gegen ewige Rechte, und wir können keine Zeit unsers Lebens überspringen, ohne daß eine Lücke in unserer Entwickelung zurückbliebe. Du bist meine Jugend, in Dir ruht meine Zukunft, — wende Dein süßes Antlitz nicht von mir!“

„Aber, Rudolph!“ — rief Florentine, — „ich will uns ja nicht für immer trennen, — nur für eine Zeit.“

„Aber es steht nichts zwischen uns,“ — erwiderte er; — „warum willst Du etwas zwischen uns drängen? Warum willst Du der Liebe süßesten Duft der versengenden Gluth vergeblichen Harrens und Sehnens preisgeben? Florentine, gieb mir das ganze Glück!“

Sie bedeckte ihr Gesicht mit den Händen und weinte heftig. Er lehnte ihren Kopf an seine Brust und strich sanft ihr Haar. Sie umschlang ihn.

„Rudolph,“ bat sie mit bewegter Stimme, — „ich beschwöre Dich, höre mich! noch eine Bitte: Kehre noch einmal in Deine alten Verhältnisse zurück und prüfe Dich dort, ferne von mir. Bleibt über jene Reise Deine Ansicht, wie Du sie jetzt hegst, und mein Besitz dieser lebendige Wunsch, ist Dir die Trennung die fühlbare

Lücke in Deinem innern Leben: so kehrst Du wieder in etlichen Wochen, und ich folge Dir in der Stunde Deiner Rückkehr, wenn Du es willst. Dann geh' ich beseligt mit Dir, jetzt könnte ich's nur unter Angst und Beben."

„So sei es!" — entschied er. „So will ich auch abreisen, um desto früher wieder zurückzukehren."

Da stand sie plötzlich vor ihr, die Trennung, die, wie sie geglaubt, keinen Schrecken mehr habe, — so fest hatte sie ihre Herzen vereinigt gefühlt. Es wurde ihr aber so beklommen, sie hatte keine Worte und Gedanken mehr, und doch war's ihr, als hätte sie ihm noch unendlich viel zu sagen. So kam der späte Abend und der Abschied.

Wie aufgeschreckt durch bange Kunde erwachte Florentine am nächsten Morgen. Sie eilte an's Fenster, ihn noch einmal zu sehen; Alles war still drüben, wie noch in nächtlicher Ruhe. Aber es war heller Morgen, er konnte nicht mehr säumen, — sie wartete und wartete, — da hörte sie die Glocke sechs schlagen. Das war die Stunde der Abfahrt; da hörte sie aus der Ferne den Schrill der Locomotive, — o so war er fort! An seinem Fenster war die niedergelassene Gardine an der einen Seite etwas zurückgeschlagen; von dort hatte er noch

spät am Abend und vielleicht heute in der Frühe nach ihr ausgeschaut, es war ihr wie ein Lächeln in erstarrten Zügen. Sie legte sich wieder nieder, als könne sie den Tag ohne ihn nicht wieder erschauen, und weinte lange. Endlich raffte sie sich auf, sie versuchte sich zu trösten mit der Hoffnung eines nahen Wiedersehens; aber jeder Tag ohne ihn erschien ihr eine Ewigkeit. Drüben wurde das Fenster aufgerissen. — „O Gott! vielleicht ist er noch da — und ich will mit ihm gehen, ich will nicht mehr „Nein" sagen." Aber es waren Leute aus dem Hôtel, die für neue Gäste das Zimmer wieder in Ordnung brachten. . . . „Wehe, wehe! wer an der Stunde, die ihm Glück bot, vorübergeht; es kehrt keine Stunde wieder!" — hauchte sie.

„Bin ich ihm klar aus diesen Tagen?" fragte sie bang. Aber der Mann wird selten einen tiefern Blick in das Seelenleben des Weibes und am wenigsten in ihre Liebe besitzen, in jenes zarte Gewebe von Hingebung und Opferfreudigkeit, von Muth und Scheu, von Demuth und Begeisterung. Das ist der Punkt, an dem das Glück oft scheitert. Wie ein süßer Zauber hält dieses Geheimniß der weiblichen Wesenheit den Mann umschlossen, so lange die ganze Erscheinung von seiner

Phantasie erfaßt wird; aber wenn diese ihre Spannkraft verliert, sei es durch die Gewohnheit des Beisammenseins, oder durch eine Trennung, so steht jenes Geheimniß nur kalt wie etwas Fremdes zwischen ihnen. Allein in dem Organismus der ganzen Natur ist keine Lücke, überall ist sie erfüllt durch ihre Wechselwirkung: sollten blos zwischen dem Manne nnd dem Weibe, in deren Vereinigung die Welt und die Ewigkeit ruht, nicht die Keime der gegenseitigen Erfüllung existiren? Nirgends in den Anlagen, nur in der Entwickelung, besteht jeder Mangel. Erziehung und Sitte stellt aber Mann und Weib so weit auseinander, schließt die Einwirkung ihrer Gegensätze so entschieden aus, daß nur zu oft auch die Fühlfäden für dieselben mit zerrissen werden. —

Im Hause des Majors wurde es lebendig. Ach, Alles bewegte sich wieder so monoton, so kalt; verschwunden war der Zauber! „O die Liebe ist Alles," dachte Florentine; „wer nicht liebt, ist elend, elend!" — Ohne am Frühstücke Theil zu nehmen, ging sie hinaus; unwillkürlich schlug sie den Weg nach der Ruine ein, sie nahm ein kleines Boot und fuhr hin. Schnell wie damals flog sie hinauf, als müsse er wie damals ihr entgegentreten, nachdem er wieder so plötzlich von ihr geschieden; aber

nur alte Erinnerungen tauchten vor ihr auf. Weithin sah sie die Bahn, auf welcher er von ihr geeilt war. „O warum ist er ohne mich gegangen!“ — klagte sie. — „O warum bin ich ihm nicht gefolgt! In welch' unselige Zweifel hatt' ich mich verirrt, warum versteh' ich erst heute sein Gefühl! Begrub ich denn seine Freiheit, wenn ich mit ihm zog! Konnt' ich ihm nicht Schwingen leihen, dort wie hier!“

Auf dem äußersten Felsvorsprung, außerhalb der Ruine, ruhte sie aus auf einer Moosbank und lauschte dem Winde, als erwartete sie, daß er ihr Grüße von Rudolph bringe. Es wurde ihr wohler und freier, als er wild in ihrem Haare wühlte, als würde sie eins mit dem Element und könne sich erheben im kühnen Fluge über alle Fernen. Gegen Mittag kehrte sie heim; da war die alte Stimmung: der Onkel in seiner Tyrannenlaune, die Tante in ihrer stillen Resignation, Hortensie in ihrem alten Spotte. Ihre Bitterkeiten drangen Florentinen noch nicht in's Herz, es war noch zu abgeschlossen; aber sie fühlte sich hier fremder als jemals.

Doch am andern Morgen war sie wieder kräftig. Sie empfing noch an diesem Tage einen Brief von Rudolph aus seinem ersten Nachtquartier. Er athmete die-

selbe Sehnsucht, denselben Schmerz, den sie empfunden. Er war in ihr, wie sie in ihm! Doch in Beider Naturen lag es nicht, nur allein zu träumen, sondern auch zu leben; aber das Leben ist die Wirklichkeit — und die Wirklichkeit lag doch für Beide wieder auseinander.

Freundschaft und Kunst.

Auf einem freien Platze, umschattet von Orangenbäumen, stand, von Säulen getragen, das Museum. In den Sälen war es luftig und kühl. Man hörte die Springbrunnen draußen plätschern, und Blüthenduft durchdrang wie mit lebendigem Leben die Räume der Kunst. Es war noch am frühen Morgen und noch wenige Besucher waren anwesend.

Im Antikenkabinet saß Florentine. Sie hatte keine einzelne Statue im Auge, nicht das specielle Bedürfniß, heute sich mit der Kunst zu beschäftigen; vielmehr war sie in sich gekehrt; aber unter den plastischen Gestalten des Alterthumes formte ihre eigene Welt sich plastischer, und alle neuen Eindrücke, die sie empfangen, gewannen Klarheit und Einheit. — Plötzlich störte ein Gruß sie auf: es war Emil Solern, der an ihr vorüber=

ging. Sie war unangenehm berührt, unwillkürlich erhob sie sich und näherte sich einer Niobe, wie um in deren Anschauen seiner Beobachtung oder Annäherung entrückt zu sein. Bald aber klang ihr seine wohlbekannte Stimme in's Ohr.

„Wenn ich Sie vor vierzehn Tagen hier getroffen hätte, gnädiges Fräulein," — redete er sie an, — „würde ich geglaubt haben, Sie wären in Ihre Heimath zurückgekehrt. Ihr Gesang war das einzige Lebenszeichen, das Sie unter uns offenbarten; aber er erklang wie ein Mährchen aus der Brust des Marmorbildes. Seit jenem letzten Abend bei Gräfin Liska begreife ich Sie erst."

„Das hätten Sie schon früher vermocht nach einem Lebenszeichen von mir," antwortete sie kalt.

„Nach Ihrem Briefe? Ja! Aber ich bedurfte der Anschauung, um an ein Gefühl zu glauben, welches das ganze Herzblut absorbirt."

„Das wäre kein edles Gefühl," — erwiderte Florentine; — „aber die Gesellschaft trägt nur kein Element in sich, das mich erwärmend durchdringt."

Er blieb einige Augenblicke schweigend neben ihr. Sie ging einige Schritte weiter, andere Statuen betrachtend.

„Sind Sie vorurtheilsfrei?“ fragte er sie plötzlich ernst. „Ich glaube es!“ fügte er hinzu.

„Ich glaube es auch,“ — antwortete sie ruhig; — „aber warum das?“

„Hören Sie mich!“ — bat er. „Wir sind Beide verlobt und aus freier Wahl des Herzens; aber die Liebe nährt sich nur von der Begeisterung, und die Begeisterung kann nicht Alles aushalten, was in der menschlichen Brust sich regt. Auch legen die Menschen, die für das Leben sich verbinden, ewig den beschränkten Maßstab der persönlichen Eigenthümlichkeit Eins an das Andere, und möchten nur noch nach dieser sie geformt sehen; die freie Auffassung ist verloren, und so drängt sich das freie Wort zurück in die Brust, oder zerstört, wenn es doch hervortritt, die Illusionen, auf denen mehr oder weniger das Glück ruht. Lassen wir die Illusionen jenen Verhältnissen, auf die wir einmal unser Glück gesetzt, und geben wir Beiden uns die Wahrheit!“

Florentine sah ihn verwundert an; sie bemerkte erst jetzt, daß er leidend aussah.

Er fuhr fort: „So selbstständig und abgeschlossen wir auch in unserm innern Wesen sein mögen, doch läßt sich ein Drang in uns nicht austilgen, mit Offenheit,

mit unbedingtem Vertrauen uns einem Wesen hinzugeben: es ist dasselbe Gefühl, das zuerst die Menschen zum Gebet drängte; das die katholische Kirche die Beichte einführen ließ; es ist vielleicht das letzte naive Gefühl in der menschlichen Brust, an welches zugleich noch die Sehnsucht nach Erhebung sich knüpft. Florentine, lassen Sie uns Freunde sein!"

„Wie fallen Sie auf mich?" — fragte sie ernst. — „Ich bedarf neben dem Geliebten keines Freundes. Und die Liebe, die nicht zugleich Freundschaft und Vertrauen in sich trägt, ist nicht schön und nicht heilig, und wird zusammenbrechen über kurz oder lang, so oder so, in jedem Falle. Sie schließt schon von Anfang her die Begeisterung aus. Diese aber muß nicht in Verblendung bestehen, die auch bei Zurückhaltung und Verstellung nicht Dauer haben kann; sondern in der Kraft des Gefühles, das nicht wankt, auch wenn die Fehler und Schwächen des geliebten Wesens ihm entgegentreten." Florentine stand auf und wollte sich verabschieden.

„Nicht doch!" — bat er, ohne daß sein Wesen zudringlich erschien. „Florentine!" — sagte er mit zurückhaltender Stimme, — „meine Seele ist nicht rein wie die Ihre, die ohne Rückhalt sich hingeben kann, wo selbst

Fehler und Schwächen noch edle Quellen haben. Ich müßte Isabellens Herz tödtlich verwunden, wollte ich ihr mein ganzes Innere erschließen. Und sie kennt die Welt nicht, und ist zu jung, um überhaupt den Mann zu verstehen, es fehlt ihr Alles, was mich noch entschuldigen kann; ich würde nur aufhören ihr die sichere Gestalt zu erscheinen, an die sie so fest sich anlehnen kann, und so ihrer Liebe den Boden entreißen. Sie, Florentine,'' — — er hielt einen Augenblick inne, — „Sie haben mich gekannt, als ich der gewöhnlichen Welt noch nicht gleich war, Sie haben die Kämpfe gesehen, die in mir wühlten und in mir vorbereiteten, vielleicht motiviren, was ich jetzt bin. Sie kannten meinen Ehrgeiz, da er noch von einer höhern Idee seine Kraft lieh, — — Florentine, — Sie kennen das Verbrechen meines Lebens, das meine Phantasie mir als nothwendig ausmalen mußte, um den Vorwurf zu ersticken, — und so zugleich den grauen Schleier über meine Ideale warf. Wem anders als Ihnen kann ich mein Inneres noch erschließen?"

„Isabellen!'' antwortete Florentine bestimmt. „Die Liebe reift und begreift rasch und sie kann Alles verzeihen, — nur die Täuschung nicht! Ein offenes Bekenntniß wird Ihr Verhältniß besser sichern. Thatsachen Ihres

Wesens, die sich nicht verleugnen lassen, werden ihr dennoch endlich zu Verrätherinnen Ihres Innern werden; aber dann nur, — um den Zauber zu lösen. Die Hingebung an das unschuldige Wesen und an sein offenes Herz könnte den grauen Schleier wieder von Ihren Idealen heben."

„O Isabelle kennt kein anderes Ideal, als daß ich unbeschränkt sie lieben soll," — antwortete er bitter, „und Alles stört sie, was außer ihr mich beschäftigt."

„Sie verstehen sich schlecht auf dieses Gemüth," — sagte Florentine.

„Sein Sie ohne Sorge, gnädiges Fräulein," — erwiderte er kalt, — „ich werde Sie nicht mit meinem Vertrauen belästigen."

Er grüßte kurz und ging.

Florentine strich sich mit der Hand über die Stirn. Es war ihr, als sei ein Schatten vor ihr Glück getreten. „Daß ich doch nicht wieder vor ihm erschienen wäre!" dachte sie. „Ich habe doch meinen Dämon herausgefordert. . . . Er ist ein unglücklicher Mensch! Meine Liebe zu Rudolph reizt ihn zu einem neuen Spiel; aber er spielt mit Isabellen, wie mit mir, und mit sich selbst,

wie mit uns!" Es war ihr beklommen und traurig zu Muthe.

Bald nach Solern verließ sie den Saal. Als sie heraustrat, regnete es heftig; indessen ging sie unter ihrem Schirme ruhig des Weges, die Luft wehete sie wieder erfrischend an. Eine alte Frau der arbeitenden Klasse in sehr dürftiger Kleidung, ganz durchnäßt und zitternd vor Frost, ging vor ihr her. Als sie sie erblickte, folgte sie ihr rasch und bedeckte sie mit ihrem Regenschirme. Die alte Frau sah ungläubig zu ihr auf; sie wußte nicht, ob sie zum Besten gehalten werde oder beschützt. Florentine fragte, ob ihre Wohnung noch weit sei. Sie bezeichnete dieselbe.

„So führt Sie Ihr Weg bei mir vorüber," sagte Florentine. „Sie können den Regen bei mir abwarten, oder ich will Ihnen doch meinen Schirm leihen."

„O mein Gott!" — sagte die Frau, — „solch ein Schutz paßt gar nicht für mich, der ist nur für die vornehmen Leute, die schöne Kleider tragen; meine Lumpen sind schon oft genug naß geworden."

„Aber Sie zittern in dem nassen Zeuge," wandte Florentine ein.

„Freilich, man wird alt," — sagte die arme Frau,

„und wenn man den ganzen Tag arbeitet, wenn die Arbeit auch nur gering und elend ausfällt, wird man schon so müde, daß man mit solchem Wetter kaum mehr fertig wird; schauert's mich doch, als hätt' mich der Tod gepackt. Und es wär' doch das Beste, wenn er's wäre; sein Lebtag' hat man sich mit seinen Kindern geplagt, und nun man alt ist, hat man doch Niemanden; die haben wieder genug zu schaffen mit ihren Kindern. Wenn ich nun Abends von der Arbeit bei einem Gärtner nach Hause komme, in's leere Nest, krieche ich, oft hungrig, nur geschwind mit meinen lahmen Knochen in's Bette und bitte den lieben Herrgott, daß er mich nur nicht wieder aufwachen läßt; aber früh geht's immer wieder von vorn los!"

Es war Florentinen, als risse man ihr das Herz auseinander. „Für das Alter sollte und könnte doch gesorgt werden, daß es ruhen dürfte," dachte sie. Sie nahm die arme Frau mit in ihre Wohnung, und während sich diese am Küchenherde ihre nassen Kleider trocknete, erbat sie sich von der Tante etwas Speise für dieselbe. Sie ließ sie dann in ihr Zimmer kommen, machte es ihr hier so behaglich wie möglich, und unter ihrer Freundlichkeit und beim Genusse des kräftigern Imbisses, als

sie gewöhnt war, richtete sich die gebrochene Gestalt der Unglücklichen immer mehr auf. und ein Zug von Wohlbehagen flog über das blasse, eingefallene Gesicht. Florentinen selbst wurde es dabei ganz gemüthlich zu Muthe; mit der Glückseligkeit eines Kindes pflegte sie die alte Frau. Sie dachte an das erquickende Leben in Zürich, wo sie der Noth sich so oft hatte annehmen können, sie dachte an die Zukunft, an ihr eigenes Haus, wo sie in freier Bewegung wieder mehr ihrem Herzen würde genug thun können. Indessen fiel es ihr schwer auf die Seele, daß sie im Augenblicke so ohnmächtig, so ohne die Möglichkeit war, die Lage der armen Frau irgend zu verbessern.

„Sie sind so gut, und es ist doch so schön bei Ihnen," sagte diese.

„Aber darum sollte ich Ihnen gerade helfen," — erwiderte Florentine, — „und ich bin doch arm!"

„All dieser Tand," dachte sie, „ist das Bollwerk um die Herzen der Menschen, über das hinweg der Jammer der Armuth nicht dringt, und indem ich mich hier wieder eingebürgert, hab' ich mein Herz mit verschließen müssen und vielen Thorheiten mich opfern." Sie dachte nach, ob es ihr denn gar nicht möglich sei, für die alte Frau etwas zu thun, aber ihre Einkünfte waren hier so ein=

getheilt, daß sie nur Kleinigkeiten erübrigen konnte. Indem fiel ihr etwas ein: als sie vorhin die Tante aufgesucht, hatte sie zugleich die Cousinen getroffen, wie sie im Begriffe waren, ihren Schmuck, der nun bis zum Winter ruhen sollte, wohl zu säubern. Sie ging zu ihnen und traf sie noch bei derselben Arbeit. Florentine hob eine Broche mit einem schönen Rubin von Hortensiens Schooße auf. — „Dir," — sagte sie, — „hilft sie zu gar nichts, aber der armen hochbejahrten Frau, die drüben bei mir ist, die sich zeitlebens so viel geplagt hat und nicht einmal sich ausruhen kann, nun sie alt und matt ist, könnten wir mit derselben viel Erleichterung verschaffen."

„Wo ist Dein Schmuck?" — fragte Hortensie. — „Du hattest manches Hübsche darunter?"

„O längst fort!" antwortete sie lächelnd; — „während meiner Abwesenheit von hier hab' ich ihn für arme Leute verkauft, und das letzte Stück hab' ich für die hungernden Gebirgsbewohner an Rudolph geschickt; ich besitze nur noch ein kleines Andenken von meiner Mutter."

„Wir sind nicht so überspannt, wie Du," — sagte Hortensie kurz und packte ihren Schmuck ein.

„Wie kann man aber Freude an solchen überflüssigen Dingen haben," — sagte Florentine, — „so lange es noch Menschen giebt, die Hunger leiden! Uebrigens abgesehen davon, hat das Behängen mit Geschmeide für mich etwas Verletzendes, es erscheint mir eskimoartig."

„Spare Deinen Witz!" — herrschte ihr Hortensie zu, — „Du überredest mich zu keinem Geschenk."

Anastasie ließ ihren Schmuck langsam durch die Finger gleiten, Willens, ein Stück für die arme Frau zu opfern; aber unschlüssig, welches. Sie trat dann vor den Spiegel, legte sich eins nach dem andern an und seufzte. Sie fand doch, daß Alles sie zu wohl kleide, und es schade sei, sich auch nur einer Wenigkeit davon zu entäußern. — „Mein unvergeßlicher Edwin sah mich so gern in diesem Schmuck," — sagte sie endlich in Erinnerungen versinkend und packte ihre Kostbarkeiten, wie gedankenlos, ein.

„Wie konnte ich auch hier auf etwas hoffen!" — dachte Florentine und floh zurück. Der Regen hatte aufgehört und die Frau entfernte sich, nachdem Florentine noch ihre Wohnung bemerkt. Sowie aber jene ihr Zimmer verlassen, hörte sie draußen des Majors

Stimme sich scheltend und drohend erheben. Einen Augenblick darauf trat er bei ihr ein.

„Was ziehst Du für Bettelvolk hier in's Haus!“ — ließ er sie barsch an; — „und bis in die Zimmer bringst Du es herein, es soll sich wohl die Gelegenheit zum Stehlen ansehen, oder doch immer anmaßender werden, als es so schon ist? Willst Du den Thorheiten der Zeit opfern, so arbeite wie meine Töchter etwas für die Frauenvereine, aber solcher Verkehr in meinem Hause ist ein für allemal untersagt, und so lange Du bei mir bist, hast Du Dich auch meinem Hausgesetze zu unterwerfen. Ich habe das Weib hinausgewiesen und Du wirst es nicht wieder hereinlassen!“ Darauf verließ er sie; um seinen Worten noch den gehörigen Nachdruck zu geben, warf er die Thüre so heftig in's Schloß, daß man es durch die ganze Wohnung hörte.

Es war Florentinen, als müsse sie mit der armen Frau das Haus verlassen, als habe sich ihr eine eiserne Hand auf die Brust gelegt und verhindere sie, zu athmen, zu fühlen. „Rudolph! Rudolph!“ stöhnte sie und verbarg ihr Gesicht in die Kissen des Sopha's. Endlich erhob sie sich wieder und setzte sich an den Flügel. Die Stimme war ihr bedrückt, doch nach und nach wurde sie

freier und ihre Seele auch. Plötzlich sprang sie auf, klatschte in die Hände und rief: „Nun weiß ich etwas!“ Sie nahm Hut und Shawl und eilte zur Gräfin Liska. Dieser theilte sie ihre Bekanntschaft vom Morgen mit und ihren großen Wunsch, der Frau eine Unterstützung zukommen zu lassen.

„Es ist mir unmöglich,“ — sagte sie, — „wie im vorigen Winter für die Gebirgsbewohner, wieder zu betteln, wir wollen zum Besten der armen Frau ein Concert geben.“

Frau von Liska war außerordentlich gern wohlthätig, wo es mit Eclat geschehen konnte; sie fand den Einfall sehr gut und beeilte sich, sogleich noch die besten musikalischen Talente aus der „guten Gesellschaft“ zur Mitwirkung aufzufordern.

Nach vierzehn Tagen fand das Concert statt, vor einem ganz gedrängt vollen Saale von Zuhörern. Florentinens ganze Erscheinung war einfach wie immer, und ihr Gesang einfach und klangvoll wie sie selbst, ohne Künstelei, ohne Coloraturen, nur mit seinem allmächtigen Tone Alles bezwingend. Es war ihr, als dehne sich ihre Brust aus in den weitern, höhern Räumen, als ihre Stimme bisher gewöhnt war; als könne

sie hier erst ihre ganze Kraft entwickeln. Sie hatte vorher gefürchtet, die größere Versammlung werde sie beklemmen; aber vielmehr fühlte sie sich durch sie noch gehoben, als habe sie einen höhern Beruf gewonnen. Sie fühlte ein Glück der Freiheit, wie noch nie, als sei Alles in ihr erwacht, was sie bisher nur noch dunkel geahnt und gefühlt, und könne es nun ausströmen in unendlicher Liebe. Rudolph erschien ihr, sie sah ihn wieder jenen Fels erklimmen; aber sie war mit ihm; verschwunden war der Nachen, verschwunden jedes bange Gefühl, in freier Begeisterung gehörten sie sich an.

Ein stürmischer Enthusiasmus folgte ihrem Gesange. Man glaubte sie noch nie in dieser Vollendung gehört zu haben, mit einer Andacht, wie einer höhern Stimme hatte man gelauscht. —

Einer der Zuhörer war auch Emil Solern. Er verzog die schmalen Lippen zu einem spöttischen Lächeln in diesem Sturme von Beifall. „Man sollte doch nicht denken, daß vernünftige Menschen so rasend sein könnten über ein paar Töne," wandte er sich zu Isabellen. Diese sah ihn zweifelhaft an, ob er wirklich ungerührt geblieben; er bildete sich's auch ein, denn er war darum hergekommen, sich selbst genug zu thun, nüchtern zu

bleiben, während sie Alles berausche. Er fühlte nicht, wie er in fieberhafter Bewegung war. Die Kälte aber, die er Florentinen, mit dieser Bemerkung zu Isabellen, zollen wollte, trug sich in seinem Gefühle auf diese über; sie hatte nichts, als was sie Alle hatten: bewundernde Worte für Florentine. Man wandte sich nun zu ihr, um jene zu preisen. Isabellens anmuthiges Wesen und ihr Reichthum gehörte ihm, wer kümmerte sich noch um sie? Wie unbedeutend erschien sie ihm, gegenüber jenem reichbegabten, glänzenden Wesen!

Das Concert war zu Ende; Florentine verschwunden. Der Gräfin Liska wurde noch der Hof gemacht; Solern trat ihr einen Augenblick näher. Er sagte ihr Schmeicheleien über die ganze Aufführung und das Arrangement. Ueber Florentinen sagte er nichts.

„Und Fräulein Berghe?" fragte sie, „war sie nicht allerliebst?" Sie konnte sich nicht versagen, ihn zur Bewunderung der verlassenen Geliebte aufzufordern und an ihre Triumphe zu erinnern.

„Sie sollte ich niemals hören!" antwortete er halblaut, nur ihr verständlich, — „der Zauber ihrer Stimme ist mein Gericht!"

Die Gräfin lachte. Solern empfand eine Art Be-

ruhigung über diese Annäherung der Gräfin. Es war zum ersten Male, daß er, einer Andern gegenüber, sein früheres Verhältniß zu Florentinen anerkannte. Er gab Isabellen den Arm — und dachte nur an Florentine.

Der Major und seine Familie hatten nicht versäumt, das Concert zu besuchen, also für die arme Frau mit beizusteuern, und die Theilnahme der Gräfin Liska, die Anwesenheit der ganzen Elite der Stadt, hatte ihn überzeugt, daß Florentine eine noble Handlung begehe, ja, der unendliche Beifall, der ihr zu Theil geworden, hatte ihn sogar gerührt.

Als sie nach Hause kamen, fanden sie Max. Florentine war in ihrem Zimmer, er fragte nicht nach ihr. Sie beeilte sich nicht so sehr, bei ihren Verwandten zu erscheinen; von Max' Anwesenheit wußte sie nicht. So oft die Thüre geöffnet wurde, wandte er sich wie in Erwartung um; als aber Florentine endlich eintrat, sah er nicht hin.

„Max!" rief sie freudig, — „Du bist zurück, das ist ja schön!"

„Ah, Florentine!" sagte er, als habe er noch gar

nicht daran gedacht, daß sie hier sei, und verneigte sich mit ironischer Höflichkeit.

„Wie geht es Dir?“ fragte sie, ohne sein veränder-tes Wesen zu beachten.

„Wie anders, als ausgezeichnet, da ich Dich wieder-sehe!“ erwiderte er nachlässig. Sie sah ihn befremdet an. „Du hast Dich sehr gut conservirt, Florentine,“ — fuhr er fort, indem er sie fixirte. „Du bist noch ebenso schön, als bei meiner Abreise.“

Sie wandte sich von ihm weg.

„Er scheint unterdessen alt geworden zu sein,“ — spöttelte Hortensie, — „da er sich wundert, daß sich Florentine in acht Wochen nicht verändert hat.“

Max warf der Schwester einen wüthenden Blick zu.

„Das war gut!“ — versicherte der Major und lachte sehr, vermochte aber nicht die Gesellschaft zu beleben. Sie blieben noch einige Momente einsylbig beisammen, dann gingen sie auseinander.

Am andern Tage erschien Max bei Florentinen.

„Ich hatte gar nicht auf das Vergnügen gerechnet, Dich wieder bei mir zu sehen,“ begrüßte sie ihn.

„Wie kommst Du darauf?“ — fragte er und warf

sich nachlässig auf einen Sessel. „Du weißt doch, daß ich immer gern tête-à-tête mit schönen Personen bin.“

Florentine setzte sich an ihren Arbeitstisch und nähete, als sei er nicht vorhanden. So saßen sie eine Zeit Beide stumm da.

„Hast Du denn gar keine Predigten mehr für mich?“ brach Max das Schweigen. „Florentine, es muß Dir eigentlich die Zeit recht lang geworden sein während meiner Abwesenheit, Du hattest doch Niemanden, bei dem Du sie anbringen konntest?“

„Das kann ich nicht aushalten!“ — rief Florentine schmerzlich, „ich habe Dich für besser gehalten, Max!“

„Nun ist es gut!“ — sagte er; — „nun bin ich zufriedengestellt.“

Sie saßen wieder lange stumm da. Er hatte die Augen auf sie geheftet, sein Gesicht hatte wieder einen andern Ausdruck gewonnen; der Spott war verschwunden, er betrachtete Florentine mit Schmerz und Theilnahme.

„Florentine!“ rief er sie endlich an.

„Max, es ist besser, wir sprechen nicht zusammen,“ erwiderte sie ernst. Sie schwiegen wieder.

„Florentine!“ rief er sie dann von Neuem an, aber leise und bittend. Sie sah endlich auf.

„Max!“ — sagte sie freundlich, — „welche Komödie hattest Du denn mit mir vor?“

„Verachten solltest Du mich,“ — sagte er hastig, — „weil ich Deine Achtung nicht verdiene, weil sie mich bedrückte, wie eine Aufforderung, ihrer werth zu sein. Ich bin ein Elender!“ rief er und stürzte fort.

Nach diesem Tage blieb er mehrere aus. Endlich erschien er wieder, aber nur auf Augenblicke. Er sah verstört aus.

„Was ist mit Max?“ sagte Frau von Sahlis zu Florentinen, „sein Wesen bedrückt mich unbeschreiblich. Vor seiner Abreise hatte er sich viel geändert, — Du hattest einen wohlthätigen Einfluß auf ihn geübt; aber er scheint es gleichsam zu bereuen, es ist trostlos mit ihm.“

„Nicht doch!“ — erwiderte Florentine. — „Er ist zerfallen mit uns Allen, und vorzüglich mit sich selbst; aber das ist ein Kampf, aus welchem er noch siegreich hervorgehen kann.“

„Du denkst es?“ fragte die Tante und küßte Florentine auf die Stirn. „Du bist nicht zufrieden in

unserm Hause," — fuhr sie fort, — „ich fühle es für Dich; ist es Dir aber eine Freude, zu wissen, daß Du mein Trost bist, so kann ich Dir's versichern."

Florentine umarmte die Tante. — Die Mädchen traten herein, und die Herzen verschlossen sich.

Indessen wurde Florentine auch immer unruhiger über Max, und durchaus stellte sich kein unbefangenes Verhältniß wieder zwischen ihnen her. Er kehrte nicht zu der Verhöhnung der ersten Tage zurück; aber auch nicht zu dem frühern freundschaftlichen Wesen. Oft kam er lange Tage gar nicht in's Haus, oder suchte sie doch nicht in ihrem Zimmer auf; dann aber saß er wieder stundenlang bei ihr, sprach abgebrochen über gleichgültige Dinge, oder auch gar nicht. Sie war freundlich wie sonst; aber er blieb immer derselbe.

„Du bist unverändert," — sagte er einmal mit weicher Stimme und reichte ihr die Hand, — „ich weiß es wohl; aber ich bin ein Anderer geworden."

„Max!" — sagte sie, — Dein Wesen thut mir weh."

„Mir auch, Florentine!" — antwortete er; — „so kann es auch nicht bleiben, das ist gewiß! Ich komme nicht gern zu Dir," — fuhr er fort, — „ich meide

Dich, wenn ich kann; oft aber kann ich mir nicht anders helfen."

„Denkst Du nicht an Deine Mutter, Max?" — fragte sie.

„Sehr viel!" erwiderte er.

„Dir kann nur Eins helfen." — sagte sie, — „ein kräftiger Entschluß."

„Ich weiß es wohl!" bestätigte er.

„Du mußt einen neuen Lebensplan fassen!" — fuhr sie fort.

Er lächelte; es war aber ein unaussprechlich trauriges Lächeln. — Er lehnte sich in den Sessel zurück und schloß die Augen.

„Ich möchte doch hier sterben," — sagte er. Dann sprang er plötzlich auf. „Nein, ich werde so weich bei Dir, ich muß fort! — Florentine — Florentine!" —

Darauf blieb er wieder tagelang aus, um dann noch verstörter wiederzukehren. Eines Morgens trat er wieder in ihr Zimmer. „Ich will mit Dir — sprechen," — sagte er und ließ sich nieder. Er rang nach Worten, — er war in heftiger Aufregung; dann sprang er aber auf. „Es ist doch aus!" rief er und eilte fort.

Florentine blieb in bebender Angst zurück. Es

war ihr wie ein Vorwurf auf der Seele, daß sie es nicht vermocht, sein Wesen zu lösen. Sie sann den ganzen Tag; es war ihr, als müsse sie etwas vornehmen; am Abend trieb es sie aus dem Hause. Schon zuweilen, wenn er ausgeblieben, hatten sie böse Gedanken gepeinigt, sie konnte sie heute nicht wieder überwinden; ihre Schritte trugen sie zu seiner Wohnung. Sie schauete nach den Fenstern hinauf, seine Zimmer waren erleuchtet, aber Alles war still. Ohne Zögern trat sie in's Haus und eilte die Treppe hinauf. Sie fand die Thüren offen. Er saß auf dem Sopha, den Kopf auf die Hand gestützt. Florentine stand einen Augenblick still, endlich sah er auf.

„Florentine!" — sagte er ruhig, als habe er sie erwartet, — „komm, setze Dich zu mir!"

Sie ließ sich neben ihm nieder. „Max," sagte sie, — „es betrübt mich, daß es so anders zwischen uns geworden, und Dir ist nicht wohl dabei, Du bedarfst eines Freundes."

„Ja, Florentine! Du mußtest kommen, denn Du hast mich zerstört!" — rief er schmerzlich. Er stand auf und ging heftig im Zimmer auf und nieder. Dann setzte er sich wieder zu ihr, das Haupt über seine Brust gebeugt,

den Blick am Boden. „Florentine!“ — sagte er sanft, — „mein Gefühl für Dich ist das schönste meines Lebens, ohne das wäre es nicht werth, daß ich gelebt hätte. In diesem Gefühle erschien ich mir wie geläutert von meiner Vergangenheit. Mit sündigem Verlangen trat ich Dir zuerst gegenüber,“ — sprach er zögernd, — „aber jede unreine Empfindung hörte vor Dir in mir auf; schon als ich mir selbst noch einbildete, daß ich Dich erobern möchte, war's ein Drang, mich zu erheben, der mich zu Dir trieb. Ich sträubte mich, an Deine Reinheit zu glauben, weil ihre Verleugnung überhaupt mir wie eine Rechtfertigung für mich selbst erschien; aber ich athmete sie ein, sie durchdrang mich unwillkürlich — in Deiner Nähe; ich suchte Deine Räume, wie der Kranke die reine, frische Luft, — o Du weißt es, — bis ich eine reine Freundschaft für Dich empfand, für Dich, schönes Weib, — und das war meine Entsündigung, aus welcher ich den Muth zu einem neuen Leben schöpfte. Ich liebte Dich nicht, Florentine: standest Du mir zu hoch, oder sträubte sich mein Wesen, für Dich das Gefühl in sich aufzunehmen, dessen Namen ich so oft entweiht; aber daß ich Dich nicht liebte und Du doch einen unwiderstehlichen Einfluß über mich übtest, das war

mein Triumph; ich begehrte nichts Dir gegenüber, als Deiner Achtung werth zu sein. So trennte ich mich damals von Dir. O Gott! o Gott!" — rief er verzweiflungsvoll und sprang wieder auf. Dann fuhr er hastig fort: „In der Garnison, enger zusammengedrängt mit meinen Kameraden, war ich wieder der alte Wüstling unter ihnen, eine verhöhnende Bemerkung von ihnen erschien mir unerträglicher, als ein nichtsnutziges Treiben, selbst als mir vor demselben noch grauete. So tauchte ich wieder unter, vorüber war nicht nur jedes bessere Streben, sondern auch wieder jeder höhere Drang in mir; entrückt Deiner Nähe, wußte ich nichts mehr von einem bessern Geist in mir, — ja, ich verhöhnte mich selbst wegen des reinen Verhältnisses zu Dir, um meinen Versuch, ein neues Leben anzufangen. Ich kam zurück, Du weißt es, wie! Aber sowie ich in Dein Bereich trat, empfand ich meine Schmach; allein ich wollte mich nicht mehr aus ihr erlösen, Du solltest mich kalt verwerfen, und ich glaubte dann ein Recht zu empfangen, elend zu sein; als Du Dich nun endlich mit Schmerz über mich entsetztest, — da zerbrach ich! Warum ich seit jenem Tage noch weiter gelebt, weiß ich nicht, ich weiß nur, daß ich das bestimmte Gefühl hatte, nicht

das Leben tragen zu können, ohne Deiner Achtung werth zu sein. Verächtlicher, als jemals, war mir mein leeres Leben; aber mehr, als je, zweifelte ich an meiner Erhebung. Ich fand meine Bücher wieder, aber ich hoffte nichts mehr von ihnen; ich hatte dasselbe Gefühl für Dich wie früher; allein es erhob mich nicht mehr in meinen Augen, war es doch zu keinem Wendepunkte in mir geworden, von Dir gehegt und gehalten, hatte ich mich nur emporgerichtet. Ich wollte Dich fliehen; es war mir, als entweihe ich Deine heiligen Räume; dennoch fand ich nur Ruhe bei Dir. So trieb es mich auch wieder zu Dir heute Morgen, — Dir zu beichten — und noch einmal ein neues Leben zu versuchen; aber ich fühlte keine Kraft, es schien mir nur wie ein Vorwand meiner Schwäche, mich an Dich anzuklammern: — so eilte ich von Dir — und es war mir wie unumstößlich, daß nur mein Tod mein elendes Leben noch sühnen könne."

„Max!" rief Florentine.

Er fiel ihr in's Wort: „Denk', mein Leben ist meiner Mutter ein ewiger Kummer, mein Tod nur ein einziger Schmerz. Wende nichts ein, Florentine, — höre mich weiter! In jener Betrachtung hast Du mich hier

gefunden, und mit dem Entschlusse, dem Leben zu entsagen, fühlte ich mich nicht mehr so elend, — fühlte ich noch eine Kraft in mir. Du kamst, — kamst, wie um die Beichte des Sterbenden zu hören. Ja, ich sah auf mit der Gewißheit, Dich zu erblicken, als müßtest Du bei mir sein im Tode, weil Du mir das Leben verleidet, — das sündige Leben!" Er ging auf und nieder.

„O Max!" — rief sie schmerzlich und bedeckte ihr Gesicht. „Das schöne, heilige Gefühl, das wir für einander empfunden, — in den Tod sollte es Dich jagen?"

Er schritt immer weiter; sie waren Beide still. Endlich blieb er vor ihr stehen und kniete langsam nieder: „Hast Du mir noch einmal Versöhnung gebracht, heilige Florentine?"

Er breitete seine Arme aus und umschlang sie sanft. Sie küßte ihn leise auf die Stirn.

„Die Kraft, die Du in jenem Entschlusse empfandest, das war Lebensfähigkeit, Max! Nur, so lange Du keines Entschlusses fähig warst, war das Leben für Dich verloren!"

„Vielleicht ist es so!" — antwortete er, — „und warum könnte es nicht sein!" Er stand auf, sie wan-

delten Beide auf und nieder, in Gedanken versunken. Dann faßte er Florentine bei der Hand.

„Höre mich!“ sagte er bestimmt. „Frei und stark, werth Deiner Freundschaft, sehe ich Dich wieder — oder nie! Ich weiß noch nicht, was ich anfange, aber ich fühle mich neu belebt! — Dein Hauch hat mich wieder entsündiget und beseelt; aber allein muß ich nun weiter kämpfen und ringen, um mich vor mir selbst zu erheben und Deine Freundschaft nicht wie Barmherzigkeit zu empfinden.“

„So sei es!“ — rief sie; — „aber ich hoffe fest auf ein Wiedersehen!“ —

„Dein Geist erscheine mir,“ sagte er nach einer Pause mit bebender Stimme, „wenn es wieder um mich dunkeln will, wie Du heute zu mir kamst in dunkler Nacht. Florentine, ich vergesse Dir's niemals!“

„Und ich war fremd und einsam hier ohne Dich, Max,“ sagte sie bewegt. „Du allein von Allen hattest Empfindung für mich, Dir allein konnte ich vertrauen.“

„Du liebe Florentine!“ rief er. „Ja, Du vertrautest mir, das war ja meine Erhebung!“

Sie brach auf und er geleitete sie heim. — Stumm reichten sie einander die Hand zum Abschiede.

Florentine fand die Ihrigen im Begriff, sich zur Ruhe zu begeben; sie suchte noch die Damen im Schlafzimmer auf.

„Wo warst Du so plötzlich hingeschwunden?“ — fragte die Tante.

„Die Mutter ängstigte sich um Dich,“ — versicherte gereizt Hortensie; — „wir stellten ihr vor, daß sie doch endlich an Deine Extravaganzen gewöhnt sein müsse.“

Florentine schien sie zu überhören. „Ich war bei Max,“ — wandte sie sich zur Tante. — „Er war heute Morgen so verstört, ich konnte mich nicht beruhigen, ohne ihn noch zu sehen, und vergaß in der Angst, Dir mein spätes Ausgehen noch anzuzeigen, oder vielmehr wollte ich Dir nicht meine Angst mittheilen.“

Die beiden Mädchen lachten laut auf. „Sie war bei Max!“ — riefen sie sich einander zu. „Das wird wieder eine köstliche Anekdote geben. Weißt Du,“ — fragte Hortensie, — „daß einige Anekdoten von Dir circuliren? Wie Du einmal auf der Straße für eine Hökerin, oder wer es war, Holz aufgelesen hast, und ein andermal ein Bettelweib unter Deinem Regenschirm im Triumphe dahergeführt!“

„Darüber macht man sich lustig?“ — fragte Florentine kalt.

„Sie gerirt sich, als ob sie noch nie unter civilisirten Völkern gelebt hätte,“ spottete Hortensie, zur Schwester gewendet.

„Und Ihr leider, als ob Ihr kein Herz hättet,“ — bemerkte traurig Frau von Sahlis. — „Du, Florentine,“ — wandte sie sich zu dieser, — „bist zu gut für die arge Welt.“ —

„Blos zu ungekünstelt,“ — erwiderte diese. „Würdet Ihr Euch denn gescheuet haben, Euer Mädchen zu Max zu schicken,“ fragte sie die Cousinen, — „um eine Nachricht von ihm zu empfangen?“

„Natürlich nein!“ — antwortete Hortensie. „Warum fragst Du?“

„Ich wollte nur hören, ob die Ehre des armen Mädchens es hätte erlauben müssen, Max aufzusuchen, während Ihr Euch bei mir entsetzet.“

„Die schöne Florentine ist verrückt geworden!“ wandte sich Hortensie zur Schwester. — „Ein sehr beklagenswerthes Ereigniß für die Welt!“

Die Tante begleitete Florentinen noch nach ihrem Zimmer, und diese gab ihr die beruhigende Nachricht,

daß sie bestimmt glaube, Max sei in einer Krisis, die ihn zu seinem Glücke führen werde, daß er schon wieder Muth und Selbstvertrauen fasse.

Am nächsten Vormittag empfing Florentine einen feierlichen Besuch des Majors, der ihr mit viel Salbung das Unpassende ihres Wesens zu Gemüthe führte und ihr vorstellte, wie ihre Extravaganzen ihre und seine Ehre gefährdeten. Die Schwestern hatten nicht umhin gekonnt, des alten Herrn Sorgsamkeit wegen Florentinens Unvorsichtigkeit anzurufen; betrachteten sie doch auch schon lange das freundschaftliche Verhältniß zwischen ihr und Max mit Tadel und Mißgunst. —

„Gut, daß die Zeit hier zu Ende geht!“ dachte Florentine, „es wird mir unmöglich, mich noch hierein zu fügen. Die eigene Welt in mir genügt mir nicht, ich muß sie auch außer mir darstellen.“ — Indessen beschloß sie, für die kurze Dauer ihres Hierseins noch nach Möglichkeit jeden Anstoß zu vermeiden; solche Scenen, wie sie darauf folgten, bedrückten sie zu sehr. Doch fühlte sie sich so beengt, daß die kürzeste Zeit ihr noch zu lang erschien. Sie athmete auf, indem sie an Rudolph schrieb, und freuete sich, aus seiner Hand die Freiheit zu empfangen.

Nach einigen Tagen hörte sie, Max habe Urlaub genommen und gehe auf einige Zeit nach dem Gute der Eltern. Er sah sie nicht, wie er beschlossen, und sie hoffte freudig, daß er ernst und kräftig einen neuen Lebensplan erfasse!

Die Gebäude wanken.

Frau von Liska bewohnte für die schöne Jahreszeit eine reizende Villa. Größere, diplomatische Festlichkeiten blieben dieser fern. Sie erlaubte sich hier die Gesellschaft nach ihrem Geschmacke zu wählen, und man bemühete sich für diese Zeit schon im Winter, nach ihrem Geschmack zu sein.

Florentine war erstaunt, eines Tages, zu einem Diner nach dieser ländlichen Besitzung eingeladen, auch Solern hier erscheinen zu sehen; bis jetzt war er noch immer aus dem Kreise des Geschmackes der Gräfin ausgeschlossen gewesen. Sie hatte ihm sehr plötzlich ihre Gunst geschenkt. — „Es ist ohne Zweifel,“ — hatte sie combinirt, — „Florentine interessirt ihn, und sein kleines Mädchen fängt an ihn zu langweilen; er fehlt nie, wo er Florentine treffen kann; er weiß stets, was er

sagt, er hätte nicht neulich seines frühern Verhältnisses mit Florentinen gedacht, wenn er nicht hätte daran erinnern wollen. Sie ist nicht reicher, als damals, da er sie verließ, aber nicht mehr das unbedeutende Mädchen; sie erregt Bewunderung, wo sie erscheint, und das ist ein unwiderstehlicher Reiz für seine Eitelkeit. Es wäre nicht unmöglich, daß dieser ihn Isabellens Vermögen vergessen ließe. Er ist aber wohl der Einzige, um welchen Florentine ihren Bräutigam aufgeben könnte; sie hat zu lange die Liebe zu Solern nicht überwinden können, als daß sie sich nicht sollte auch wieder anfachen lassen. Ist doch ihr Bräutigam abwesend, und die Abwesenden haben immer Unrecht. Solern ist zwar auch bürgerlich, aber — enfin, er gehört zur Gesellschaft und ist doch eine andere Partie, als jener demokratische Docent. Florentine wird begreifen, daß sie mit ihren Talenten hieher gehört, sobald nur ihr Herz hier eine leise Regung empfindet. Und am Ende wäre das einstweilen schon hinlänglich, wenn sie nur Bodinus aufgiebt, gleichviel, ob Solern dann an seine Stelle treten will."

Wie am ersten Abend ihres Wiedersehens, saß Florentine neben ihrer Tante, als er eintrat; aber nicht

unwillkürlich wie damals traf sie sein Blick, — sein Auge suchte nur sie. Zum ersten Male erschrak sie bei seinem Erscheinen und übersah ihn absichtlich. Er näherte sich der Gräfin einen Augenblick, unterhielt sie mit gewandter Galanterie und entfernte sich dann, ohne Florentine speciell zu begrüßen.

Es war ein sehr heißer Tag, die Unterhaltung war im Anfange des Diners äußerst matt. Solern war zu sehr gewöhnt, sich als die Seele der Gesellschaft zu betrachten, um nicht alle seine Unterhaltungstalente aufzubieten, Leben zu wecken. Wenigstens bannte er die Pausen. Zuletzt griff er zu einem von ihm beliebten Hülfsmittel: er recitirte Verse. Er gefiel sich in Gegensätzen: von leichter Unterhaltung ging er oft plötzlich zu ernster Poesie über, von Scherz und Satyre zu tiefsinnigen, melancholischen Gedichten; — es gehörte zu dem geheimnißvollen Nimbus, den er gern um sich breitete.

„Ihr naht euch wieder, schwankende Gestalten,
Die früh sich schon dem trüben Blick gezeigt ꝛc“

trug er so ernst, so gehalten, mit so tiefer voller Stimme vor, als ob jedes Wort in seiner Brust ein Echo finde. Als er endete, heftete er einen langen, traurigen Blick

auf Florentine; dann bückte er seinen Kopf tief herab und zerschnitt auf seinem Teller hastig Ueberbleibsel von Dessert in tausend kleine Stücke.

Florentine hatte jene Verse nicht zum ersten Male von ihm vernommen, sie gehörten mit in jene Vergangenheit. So oft hatte er ihr früher aus dem Faust vorgelesen, und wenn sie auch damals die Worte noch nicht verstanden, war doch mit ihrem Klange ihre Seele in sie übergegangen, sie war aufgewacht zu höherem Sehnen. Und indem er sie emporgehoben, hatte er nur ein raffinirtes Spiel getrieben, wußte er selbst nichts von jener Sehnsucht? — Florentine schüttelte unwillkürlich mit dem Kopfe über diese Betrachtung. — „Es ist doch unmöglich!" — dachte sie. — „Ist er nur Mephisto nie Faust?" — Sie wußte nicht, daß ein Auge durchdringend auf ihr weilte. Die arme Isabelle hätte ihr so gern in's tiefste Herz geschauet. Der diplomatische Solern hatte kaum Rücksicht mehr für sie, er hielt sie für zu sicher und zugleich zu unbedeutend. Als er nach aufgehobener Tafel Florentine einen Augenblick allein sah, verließ er jene mitten im Gespräche und wandte sich zu dieser.

„Sie haben Ihre Ansichten geändert, oder Ihre Ansprüche haben sich verändert,“ sagte er zu ihr.

„Wie so?“ — fragte sie.

„Sie entziehen sich nicht mehr der Freundschaft; nur ich bin nicht der Glückliche, dem sie zu Theil wird.“

„Sind Sie mein Spion?“ fragte Florentine, die nicht zweifelte, daß seine Bemerkung sich auf ihren Besuch bei Max beziehe.

„Nicht Ihr Spion; aber ich kann nicht anders, als Ihren Anblick suchen und Ihren Schritten folgen.“

„Erwarten Sie nicht Erklärungen über meine Schritte, die Sie belauscht haben,“ sagte sie stolz, ohne auf seine letzte Aeußerung zu achten; „ich muß es Ihnen überlassen, sie auch zu deuten.“

„Sie wissen wohl,“ — antwortete er, — „daß Florentine bei mir vor Mißdeutung sicher ist, es kennt sie Keiner, wie ich, und jenes Geheimniß ist für mich nur der Beweis, daß meine Voraussetzung richtig war, als ich Sie um Freundschaft bat: Sie sind frei von Vorurtheil!“

„Aber zwischen uns kann es dennoch keine Gemeinschaft geben!“ entschied sie und wandte sich ab.

Die Gesellschaft lustwandelte im Garten, immer be-

gegnete man sich wieder, immer erwartete man auch wieder dieselben Phrasen und Floskeln. Emil war mit Isabellen und ihrer Mutter verschwunden. — Aber dennoch athmete Florentine nicht freier, sogar die Natur erschien ihr unter diesen Menschen fremd und poesielos. „Mir ist, als gähnten die Blumen und schliefen die Bäume; aber einen Schlaf ohne Träume,“ dachte sie. Endlich blieb sie von den Promenirenden zurück, auf einem kleinen Belvedere, das ihr einen freien Blick gewährte.

Zu ihren Füßen lag eine Landschaft, ruhig schön, wie die schlafende Unschuld; fernhin zogen sich Berge, die mehr und mehr ihre Schatten ausstreckten, wie die Erfahrungen über die Jugend. Hinter diesen Bergen wohnte Rudolph. Es war ihr, als wisse sie nicht mehr, wie es ihm gehe, was er denke und treibe; seine Briefe waren selten und kurz; es sprach etwas Fremdes aus ihnen. Drüben überm See wurde geerntet; wie ein Gruß aus der Heimath bewegte sie dieses ländliche Treiben: die fleißigen Schnitter, die den innern Menschen gesund arbeiteten, und deren Glieder nur müde wurden, aber niemals ihr Herz; die scherzenden Mädchen und lustigen Bursche ohne Schminke und Lüge; die ein=

fahrenden Erntewagen mit den jubelnden Kindern als Kronen auf ihren Häuptern. Sie dachte an ihr Leben in der Schweiz, und wie sie theilgenommen an den Interessen des Landvolkes, und Natur geworden in der Natur. Sie dachte an Rudolph's Princip, überall einen Mittelpunkt zu finden, — und wie sie nur in freier Bewegung ihn zu finden vermöge, nimmermehr in einem vorgezeichneten Kreise. Ihre Zukunft erschien ihr plötzlich unklar, wie in diesem Augenblicke Rudolph's Welt. So saß sie lange. Die Gesellschaft kam immer abwechselnd zu ihr und entfernte sich immer wieder. Ihr Blick und ihre Gedanken kehrten von ihnen immer wieder zurück in jene Fernen. Die Sonne war untergegangen, Wolken thürmten sich über den Bergen und erhöheten gleichsam die Gebirgsketten. Himmel und Erde schienen nicht mehr getrennt. Das Abendroth erleuchtete die Wolkenberge, wie mit der Verheißung eines neuen Tages. In rosigem Scheine fluthete der See. Die Gesellschaft zerstreuete sich mehr und mehr. Florentine war in der weichen Stimmung, aus der man so schwer sich aufrafft. Plötzlich stand Emil Solern vor ihr!

„Zwischen uns kann es keine Gemeinschaft geben?“ — wiederholte er, als ob Florentine erst im vorigen

Moment diese Worte gesprochen, oder als ob seine Gedanken nicht wieder davon losgekommen. Schmerzlich ruhete sein Blick auf ihr.

„Sie noch hier?“ fragte sie erstaunt.

„Isabelle war unwohl,“ antwortete er; „ich habe sie nach Hause begleitet und bin hieher zurückgekehrt.“

Florentine war aufgestanden; sie war aus ihrer träumerischen Stimmung sehr plötzlich aufgeweckt.

„Ich beschwöre Sie,“ — rief sie mit weicher Stimme, — „machen sie dieses Mädchen nicht unglücklich!“

„Ich werde sie heirathen,“ erwiderte er ruhig; „weiter steht nichts in meiner Gewalt.“

„Sie können absichtlich Liebe fassen,“ erklärte Florentine, „Sie müssen auch absichtlich fortlieben können.“

„Ihre Worte sind wie Dolche!“ — sagte er, wie resignirt, — „aber Sie irren sich doch vielleicht in mir: wenn es auch mein Grundsatz war, keine Heirath zu schließen, die, um pecuniärer Rücksichten willen, mich zwingen könnte, den höhern Standpunkt meiner Bestrebungen aufzugeben, so hätte ich doch nie um des Vortheils willen eine Verbindung eingehen können. Isabellens äußere Verhältnisse machen mich frei; ich

kann ungehindert der Stellung nachstreben, die mich befriedigt, ohne an ihre materielle Seite denken zu müssen; oder sie aufgeben, wenn sie nicht meinen Erwartungen entspricht. Aber um ihrer vortheilhaften Verhältnisse willen hätte ich nicht Isabelle erwählt, wenn nicht ihre Persönlichkeit mich angezogen hätte: — sie ist liebreizend, von äußerer und innerer Anmuth, voll Zartheit und Hingebung, sie hat mich berauscht; aber es war eben nur ein Rausch! Mein Geist wird schlaff neben ihr, ihre Wesenheit faßt nicht in die meine, es giebt keinen Magnetismus der Naturen zwischen uns, der zu einer höhern Anregung wird. Ich habe sie lieb und ihr Glück ist mir theuer. Und als ich mich ihr verlobte, hab' ich nicht mehr erwartet, als ich gefunden; wenn ich aber an das Dasein von Elementen damals nicht glaubte, die doch existiren, und sie nun in ihr vermisse, ist das meine Schuld? — Interessiren Sie sich für Isabelle?" fragte er rasch, als solle Florentine über den vorigen Gedanken wegeilen.

„Gewiß!" — antwortete sie. — „Ihr Liebreiz ist der rührende Ausdruck ihres innern Wesens, es ist nichts Angenommenes an ihr; aber anziehender noch sind für mich die Elemente, die noch unentwickelt in ihr

ruhen, als die zur Erscheinung kommen. Es bedarf nur einer Leitung oder eines Ereignisses, zu ihrer Entfaltung und zugleich zu einem höhern Einflusse für Sie selbst sie gelangen zu lassen. Sie sind nie tiefer in Isabelle eingedrungen, Sie haben ihr Wesen nur äußerlich aufgefaßt; vielleicht haben jene noch verhüllten Elemente in ihr Sie gefesselt; doch eben nur als Geheimniß; das Geheimnißvolle gewährt aber keinen dauernden Reiz, hört auch auf, indem die Natur, die sich nicht entwickelt, wenn ihre Zeit gekommen, in ihrer Eigenthümlichkeit vergeht. Dringen Sie tiefer in Isabellens Wesen, daß es ihr und Ihnen ganz aufgehe."

„Das kann nur unwillkürlich geschehen," — erwiderte er, — „und dazu gehört eben jener Magnetismus der Natur, der zwischen uns fehlt. Durch die Absicht gewinnt man die Position eines Erziehers, das Gefühl wird ein halb väterliches, jenes ursprüngliche Verhältniß hört auf, um so mehr als durch eine absichtliche Entwickelung gerade das Eigenthümliche jener Natur verloren geht, das nur eben in dem eigenen Durcharbeiten besteht; indem ein anderes Wesen geflissentlich ihr helfen will, trägt es mehr von sich auf

dieselbe über, als daß es jenes zur Offenbarung brächte, und die eigenen Züge treten ihm entgegen. So wünschen es viele Männer; es stellt aber eine sehr eintönige Harmonie her, und ich habe Anregung gesucht. Ich habe es erfahren," — sagte er langsam, — „wie jenes Eingreifen verheerend in das Verhältniß zweier Liebenden faßt; freilich traten damals äußere Verhältnisse ein, die das veränderte innere mir klar machten, — — und doch war damals ursprünglich jener Rapport zu mir begründet, der zwischen mir und Isabellen fehlt. In die Entwickelung aber, die ich mir anmaßte, trug ich natürlich den eigenen Ideengang hinüber. Und nur das Neue regt an; das Wesen, das wir selbst erklärt haben, faßt nichts Neues für uns, und nur das aus sich selbst Hervorgegangene ist productiv. So will es mir scheinen, Florentine," sagte er leise, indem er ihr traurig in's Auge schauete, „als hätte ich Sie nur verloren, um Sie sicherer zu gewinnen."

„Sie combiniren seltsam," fiel Florentine ein; „aber von mir ist gar nicht die Rede."

„Doch!" antwortetete er rasch, daß sie ihm nicht zuvor entfliehe. „Sie waren damals gleichsam ein Theil meines eigenen Wesens geworden, Ihre anregende

Kraft war verloren, die über äußere ungünstige Verhältnisse triumphiren kann und soll, weil sie die Reaction bildet gegen die innere Beschränkung, welche die äußere mit sich führt. Ein fremdes Wesen in eigener Kraft, im freien Bewußtsein der eigenen Natur, aber jener Natur, die jenen Magnetismus über mich übte — kehren Sie wieder, und ich kann nicht anders, als wieder zurückkehren zu Ihnen. Die ganze Erbärmlichkeit des gewöhnlichen Lebens, dem ich jetzt mit angehöre, die Lüge unsers ganzen Wesens wird mir klar gegenüber Ihrer reinen Erscheinung, es drängt mich nach Wahrheit, unwiderstehlich zur Wahrheit vor mir selbst, Wahrheit in meinem Thun, zur Erkenntniß überhaupt. Alle meine Kräfte regen sich in mir und verlangen wieder nach einer höhern Bestimmung. Wie nach seinem guten Engel, flieht mein Blick nach Ihnen, ich flehe um Ihre Freundschaft, — Sie weisen mich stolz zurück; es ist nicht das Vorurtheil, die Sorge, die gewöhnlichen Grenzen zu überschreiten, was Sie mir fern hält; ich selbst schrecke Sie. O ich bin Ihrer Freundschaft bedürftiger, als Max von Sahlis in seiner Blasirtheit. Kann Florentinens große Seele nicht meine Schuld vergessen?"

Florentine fühlte sich seltsam bewegt, sie hatte ihn

nicht unterbrechen können. Das war dieselbe Sprache, die sie einst bethört, aus jedem seiner Worte fühlte sie die Berechnung heraus, — und doch drang ihr die Frage an's Herz: ob nicht dennoch ein höherer Drang in ihm existire, ein Verlangen, sich emporzuheben. Sie erschrak aber über diese Frage, wie über eine glitzernde Schlange.

„Ich weiß nicht," sagte sie, „wie weit Sie sich selbst täuschen und bewußt oder unbewußt Ihren Bestrebungen nach meiner Freundschaft edlere Motive unterlegen. Ihre Eitelkeit aber nur hab' ich angeregt, indem ich Sie gleichgültig wiedersehen konnte, — freilich glaubte ich nicht, daß ich noch diesen Einfluß auf Sie hätte, — und es verlangt Sie, meine Gleichgültigkeit zu erschüttern. Und weil im Besitze Isabellens Ihre Eitelkeit schon alle Befriedigung empfangen, vermissen Sie nun in ihr den anregenden Magnet. So gewähre ich Ihnen die erste Bedingung der Freundschaft: ich sage Ihnen die Wahrheit!"

„Und Sie hoffen," — erwiderte er, — „daß ich daran genug habe? Hören Sie noch ein Wort: Sie glauben, ich treibe ein berechnetes Spiel mit Ihnen, und die Vergangenheit wirft diesen Schein auf mich;

ich bin aber nur ein unglückseliger Anatom und secire fortwährend die eigene Seele: so bin ich mir aller meiner Gefühle und innern Regungen bis in ihre geheimsten Momente bewußt; dieses Bewußtsein nun verwechseln Sie mit Absichtlichkeit."

„Ja, Sie sind ein geschickter Anatom!" antwortete Florentine. „Aber nicht die eigene, jene Seelen, die Sie gewinnen wollen, zerlegen Sie, um die Stelle zu finden, von welcher aus Sie auf sie wirken können."

„Grausame!" rief er, hielt sie fest an der Hand und sah ihr vorwurfsvoll in's Auge. „Du weißt nicht, was Du thust. Du scheinst berufen, alle guten Geister in der menschlichen Brust anzuregen, und willst nur den Diabolus wecken!" —

Hastig ließ er ihre Hand los und sprang über die Mauer. Er irrte wild über Feld und Wiese, er verstand sich selbst nicht mehr.

„Was will ich von ihr?" fragte er sich. „Ich glaube wohl selbst an die Komödie, die ich mit ihr spiele?" Aber es brach ein Schmerz in ihm aus, als habe er sich wirklich an sie angeklammert wie an sein besseres Selbst und fühle sich nun hinausgeworfen in ein wildes Meer, wie sich selbst verloren. „Was folg'

ich ihr nach, deren Eitelkeit sich nicht einmal dadurch geschmeichelt fühlt!" rief es in ihm auf. „Aber so kann es nicht zwischen uns zu Ende sein," — warf er sich ein, — „so triumphiren darf sie nicht über mich!" Und an diesem Resultate seiner Betrachtung, daß es noch nicht zu Ende zwischen ihnen sein dürfe, wurde er einigermaßen ruhiger.

Florentine war in einer unheimlichen Angst zurückgeblieben. „Ich kann seinen erlogenen Empfindungen nur Kälte und die Wahrheit entgegenstellen," — dachte sie, — „aber sie enttäuschen und bessern ihn nicht. Seine Intrigue ist abscheulich; aber doch gehen bessere Regungen dabei durch seine Seele. Man fühlt die Falschheit in seinen Worten, und doch haben sie etwas Ergreifendes, wie die Wahrheit, wie Theilnahme fordernd. Räthselhafter Mensch! Arme Isabelle! — Könnte ich ihr helfen! Aber ich kann für sie und ihn nichts thun, als ihn von mir drängen."

Am andern Morgen erwachte Solern, wirr, wie der letzte Abend ihm vorschwebte; der Tag gähnte ihn an, er wußte nicht, was er vornehmen sollte. — Er ging zu Isabellen. Als sie ihm entgegentrat, staunte er über ihr bleiches Aussehen und gedachte seiner Worte,

im Traume jener Nacht nach Florentinens erstem Wiedersehen: „Kannst Du nur erröthen, nie erbleichen?“ Dahin war es also schon mit ihr gekommen, daß die blühende Farbe ihres Antlitzes entflohen: es war ihm, als ob er absichtlich bemüht gewesen, sie zu verscheuchen, und er schauderte einen Moment. Er betrachtete sie mitleidig und fragte sie theilnehmend nach ihrem Befinden, dachte aber zugleich: „Diese Blässe ist nicht schön, sie ist so krankhaft, das ist nicht das durchsichtige Weiß, das Florentine so verklärt.“ Und Florentine stand vor ihm, in dem ganzen Zauber ihrer Erscheinung; das Blut stieg ihm nach dem Kopfe. Er hörte nicht Isabellens Antwort; aber er schloß sie heftig in die Arme. Sie wand sich sanft los und drückte die Hand auf ihr Herz, als wolle sie ihm Schweigen gebieten; der Schatten, der ihre Augen umzirkelte, wurde noch dunkler, ihr Auge suchte umher, als suche sie die Reflexionen wieder, die ihr die Kraft zu einem Entschlusse geliehen. Emil begrüßte die Mutter, unterdessen gewann ihr Wesen wieder Sicherheit. Nach kurzer Unterhaltung schlug ihm Isabelle vor, sie nach dem Garten zu begleiten.

„Die Luft wird Dir nachtheilig sein,“ — wandte

die Mutter ein; — „Du hast diese Nacht Fieber gehabt!“

„O nein!“ erwiderte sie ruhig und hielt der Mutter die Hand hin, die kalt war wie Eis, zum Beweise, daß das Fieber vorüber sei. — „Die warme Luft wird mir vielmehr wohl thun.“

Die Commerzienräthin umkleidete sie mit einem warmen Shawl. Unwillkürlich lächelte Isabelle bei dieser Sorglichkeit; aber es war ein schmerzliches Lächeln. Was half ihr die Sorge für ihr physisches Wohl? —

Die Vögel sangen draußen munter im Sonnenschein, die Blumen blüheten im Morgenthau, wie in neuer Farbenpracht; die Springbrunnen plätscherten laut und lustig, kein Luftzug unterbrach sie. Arme Isabelle! es thut weh, von Hoffnung und Liebe zu scheiden, wenn selbst die Natur nur Freude zu athmen scheint. Die Sonne durchwärmte Isabellen nicht, fast zitterte sie vor Frost. „Laß uns etwas rasch gehen!“ bat sie Emil und nahm seinen Arm; dann vergaßen sie wieder Beide zu sprechen. Die raschere Bewegung ließ sie aber gleichsam mehr Energie gewinnen. Endlich ließ sie sich in einer Laube nieder.

„Setze Dich!“ bat sie ihn und faßte seine beiden

Hände, als wolle sie ihn festhalten, daß er nicht mit Ausflüchten sich der Wahrheit entziehe. „Ich habe mit Dir zu sprechen!“ sagte sie bestimmt.

„So feierlich?“ — fragte er leicht; er sah aber wohl, daß Todtenblässe über ihr Gesicht flog.

„Emil,“ — sprach sie weiter mit demselben festen Tone, — „Du liebst nicht mich, Du liebst Florentine?“

„Das alte Lied!“ unterbrach er sie verstimmt; „ich schlage vor, daß Du einmal etwas Neues erfindest!“

„Emil!“ — fuhr sie fort, — „laß mich sprechen; es ist keine eifersüchtige Aufwallung, die aus mir redet, es ist meine Ueberzeugung, die ich nach langer Beobachtung und langen Kämpfen gewonnen; es ist mir Alles klar: Du hast Florentine früher geliebt, längst, ehe Du mich kanntest; aber sie war arm. Du kannst drückende Verhältnisse nicht ertragen, sie passen auch nicht für Dich, — und Du gabst Florentine auf! — Meine Verhältnisse waren Deinen Ansprüchen entsprechender; ich glaube nicht, daß Du nur um ihretwillen mich gesucht, Du gewannst mich selbst lieb; aber Du sahst Florentine wieder, und das schönere, begabtere Wesen mußte Dich wieder zu sich zurückführen, es konnte nicht anders kommen, neben ihr mußte Isabelle verschwinden. Ich sage

nicht, daß Du mich täuschen wolltest, als Du mir versichertest, Du liebtest sie nicht: Du täuschtest Dich selbst noch über Deine Gefühle; aber jetzt, Emil, jetzt sind sie Dir kein Geheimniß mehr, — und Du strebst auch nicht, Deine Gefühle für sie zu überwinden, Du wirbst um ihre Gegenliebe! — So muß zwischen uns Alles enden!" —

„Wer hat Dir diese Dinge in den Kopf gesetzt?" fuhr er auf; — „haben Dein Eltern vielleicht einen vornehmern Schwiegersohn in petto?"

„O Emil!" bat sie schmerzlich, „verunstalte Dein eigenes Bild nicht so fürchterlich durch so elendes Mißtrauen! Höre mich weiter! Ich kenne Deine Reizbarkeit, weiß, daß die Meinung der Welt Dir sehr viel gilt: so überlaß' ich Dir ganz, als Grund unserer Trennung ein Gerücht zu verbreiten, welches Dir das liebste ist, welches auf Dich den wenigsten Schatten wirft: erzähle, wenn Du willst, ich sei Dir untreu geworden, auch meinen Eltern, und ich werde „Ja" dazu sagen, — ich kann jetzt Alles ertragen!"

Solern sah sie noch einen Augenblick zweifelnd an; er war nicht abgeneigt, selbst an eine Untreue von ihrer Seite zu glauben, da es ihm schwer wurde, solchen

Edelmuth zu begreifen; aber in ihren Zügen stand nur die reinste Selbstverleugnung, und nur das Zucken eines brechenden Herzens flog über sie hin.

„Du himmlisches Wesen!“ rief er und kniete vor ihr nieder, — „von Dir sollte ich lassen?“ —

Berausche Dich nicht in dem Augenblicke!“ — bat sie ruhig, — „ich bitte Dich: steh' auf!“

Er spielte keine Komödie, indem er sich ihr zu Füßen warf; so fern auch seine Seele jeder Größe war, so flößte sie ihm doch unwiderstehlich Bewunderung ein, wo er sie fand. Isabelle war nicht mehr das unselbstständige Kind, das ihn in blinder Ergebenheit liebte, in der Hülflosigkeit des Herzens. Sie war das vollendete Weib, stolz und stark durch ihre Liebe, durchdrungen von reiner Hingebung, opferfähig, ohne selbst zu empfangen. Es war ihm, als flöge sein ganzes Herz ihr entgegen. — Vielleicht war es der reinste Moment seines Lebens; der Drang nach Wahrheit, den er Florentinen vorgelogen, erfaßte ihn jetzt; er dachte daran, den Schleier von seinem ganzen Leben zu reißen, um ihr anzugehören mit seinem ganzen Wesen. Da fiel ihm ein, wie Florentine dieses Mädchen erkannt, — und ihr Instinct für jede Größe erschien ihm höher und

reizender, als diese Größe selbst: „Diese läßt sich zu eigen machen durch Reflexion, aber jener Instinct ist nur dem reinen Herzen eigen!“ — so überlegte er, und indem er noch bewundernd vor Isabellen kniete, durchdrang wieder eine heiße Sehnsucht nach jener weißen Erscheinung seine Brust.

Durch Wahrheit und Lüge, künstlich gemischt, suchte er Isabellens Zweifel wieder niederzukämpfen. Er gab ihr seine Eitelkeit preis, damit sie seine Leidenschaft übersehe. Wie Florentine selbst seine Annäherung auffaßte, stellte er sie Isabellen dar, indem er zugleich ein früheres Verhältniß bekannte, wie sie es muthmaßte. Er verdammte sich selbst, überhäufte sich mit so vielen Vorwürfen, daß sie in Isabellens Herzen erstarben; er erklärte sich unwerth ihrer Liebe, bis sie ihn liebend wieder umfing. Die Angst war nicht ganz aus ihr gewichen, indessen war sie doch überzeugt, daß er noch Herz für sie habe, noch Alles zwischen ihnen gut werden könne.

In Solern hatte aber dieser Vorfall dennoch wenig verändert. Zwar war sie in seinen Augen gestiegen, seinem Herzen theurer geworden, wie er dachte; aber das Verhältniß hatte für ihn doch nicht an Reiz gewonnen:

sie war versöhnt und geneigt, allen seinen Worten zu glauben, allen seinen Handlungen die einfachsten und möglich besten Motive unterzulegen; sie war ihm dennoch sicher, so lange er nur ihren Besitz wünschte. Florentinens Unglaube aber forderte seine ganzen Künste heraus, um sie zu gewinnen. Indessen empörte es ihn, daß alle seine Gedanken von Isabellen wieder zu Florentinen eilten. „Ich will sie nicht besitzen," — log er sich vor; — „aber ich muß sie einen Moment für mich erglühen sehen, wie sie für jenen Knaben erglühete." Er wußte nicht mehr, daß er Isabelle — in seiner Erklärung über sein Benehmen gegenüber Florentinen — hatte täuschen wollen; er war jetzt selbst überzeugt, daß nur die verletzte Eitelkeit ihn beherrschte. Und er athmete freier, indem er neue Pläne entwarf, und sich dabei bewußt glaubte, selbst keine Leidenschaft zu empfinden: so war ihm die Intrigue zur andern Natur geworden, daß er sich mehr im Rechte fühlte, wenn er mit kaltem Herzen Netze auswarf, als wenn er einer unwiderstehlichen Leidenschaft gefolgt wäre. Aber das war sein Fluch, daß er sich selbst betrog, wenn er Andere betrügen wollte.

Der Kampf der Extreme.

Aber Rudolph — wo bleibt er? Unterdessen hatte in seinem innern und äußern Leben sich Manches anders gestaltet. Das letzte Zusammentreffen mit Florentinen hatte neue Momente in ihm hervorgerufen, hatte den Menschen, als Ich, in ihm geweckt, mit eigenen Wünschen und eigenen Ansprüchen. Sie hatte ihn von sich gedrängt, getreu dem frühern Gelübde; aber er war nicht derselbe von damals: so schritt sie verletzend in sein Leben; sie wollte nicht lähmend in seine Bestrebungen treten, aber sie lähmte seine organische Entwickelung; sie wollte ihrem Gelübde treu bleiben, und wurde dabei sich selbst untreu, indem sie den Eingebungen des unmittelbaren Gefühles nicht folgte, die doch den Mittelpunkt ihres ganzen Wesens bildeten.

Rudolph kehrte zurück in seine Behausung. Er fand

den blassen Knaben jener Nacht, er fand seine Bücher und Acten und alle Erinnerungen an sein Leben der Arbeit und der Entsagung, — und in seinen Adern brannte die Leidenschaft, brannte die Jugend. Er kehrte zurück zu der frühern Lebensweise; an Florentinens Seite wäre es ihm leicht geworden; befriedigt in dem eigenen Gefühle, hätte er auch den ganzen Sinn für sein Streben zurückgewonnen, bildete es doch den Grundzug in seinem Charakter: aber mit der Trennung von ihr war er aus sich selbst hervusgerissen; er fühlte die Arbeit als Arbeit, und Beschränkungen im äußern Leben, die ihm sonst natürlich waren, einen Genuß gewährten, indem sie um Andere geschahen, nur wie Opfer, wie schwere Pflichten. Es schlich eine Nüchternheit, eine Leere durch seinen ganzen Tag, die ihm die Empfindung gab, als müßten die besten Kräfte in ihm versiechen. „Ich habe geglaubt, meine Lebensbestimmung iu Selbstverleugnung zu erfüllen," — sagte er, — „aber ich fühle, wie Lebensfreude, Genuß und Bewegung nothwendige Mittel mit zur freien Entwickelung des wahren Menschen sind, zur Erfrischung des Geistes und Herzens." Und eine unnennbare Sehnsucht, das Leben zu erfassen in aller seiner Lust, strömte durch seine Adern; Florentine zu besitzen im frohen,

freien Leben, dünkte ihm ein köstliches Glück; aber nicht mit ihr an Arbeit und Entbehrung gekettet, — und durch die Verbindung mit ihr sofort auf dieselbe hingewiesen zu werden, beengte und beängstigte ihn. — Die Aufregung, die er aus diesem Wiedersehen von ihr heimgebracht, drängte ihn hinaus, zu leben und zu genießen, und verdrängte ihr Bild in ihm; nicht die Erinnerung an sie, aber den vollen Eindruck ihrer Erscheinung auf ihn selbst; nur die Leidenschaft brauste fort und regte tausend Wünsche in ihm an, die aber alle abwärts von ihr führten. Das eigene, ungebundene Leben stand plötzlich verführerisch vor seinen Augen. Die Entfernung streifte seinem Gefühle für Florentine Begeisterung ab, und beraubte es so des erhebenden und zugleich bindenden Elementes. Sie blieb wohl als Ideal in seiner Seele, aber ohne lebenswarme Farben, — und eine einseitige Anregung wirkte in ihm fort, — aber trennend: so war es während ihrer ersten Trennung und so war es jetzt, nur in verschiedener Weise.

Unterdessen hatten sich seine Broschüren verbreitet und in ihrer klaren Einfachheit auch den Weg unter's Volk und in dessen Herz gefunden. Die nächste Folge waren Petitionen an die Regierung um Begnadigung

des Raubmörders; sie fanden keine Beachtung. Indessen wurde der zur Hinrichtung bestimmte Tag verheimlicht. Das steigerte die Aufregung; es ging das Gerücht, daß der Mörder um jeden Preis gerettet werden solle. Schon ein paarmal hatten an Tagen, die man zur Execution bestimmt geglaubt hatte, große Volksaufläufe stattgefunden, die durchaus nicht das Gepräge gewöhnlicher Neugierde trugen. Die Polizei hatte bereits eingegriffen, die Rotten auseinander getrieben, einzelne Verhaftungen vorgenommen, und damit zwar im Moment die äußere Ruhe hergestellt, allein ohne dem innern Proceß Einhalt thun zu können. Es bestand keine bestimmte Verschwörung, aber wie von einem Geiste durchdrungen erschien das Volk. Es existirte keine Seele mehr, die Rudolph nicht kannte; wo er sich zeigte, wurde er lebhaft begrüßt, im Hörsaale stets mit Enthusiasmus empfangen.

Seine Aufregung nahm eine andere Wendung. „Es scheint," — sagte er, — „das Volk ist weiter, als ich selbst glaubte, es regt sich Bewußtsein, und es bedarf vielleicht nur einer geringen Anregung zu seiner Erhebung; wir stehen am Vorabend eines neuen Tages." Es war ihm ein köstlicher Gedanke, sich in den Kampf zu stürzen, in äußerer Bewegung die innere auszuleben.

„Unsere träge Zeit,“ — sagte er, — „treibt uns zu Lust und Vergnügen, brach liegende Kräfte zu verbrauchen; aber wenn die Zeit selbst sich erhebt und unsere Kräfte beansprucht, unsern edeln Leidenschaften seinen Lauf läßt, werden wir nicht mehr im Sinnenrausche unsere Befriedigung träumen.“

Unterm Volke verbreitete sich das Gerücht, jener Verbrecher solle nicht öffentlich, wie es gebräuchlich war, sondern ganz in der Stille abgethan werden. Vom Morgen bis zum Abend, selbst des Nachts war das Stadthaus mit Volkshaufen umlagert; Militär marschirte auf, indessen scheuete sich die Regierung, das Volk gewaltsam auseinander zu treiben, gleichsam die Emeute herbeizuführen. Wie drohend standen die Parteien einander gegenüber. Die ganze Stadt war in Bewegung. Es galt ein Wort, und der Friede war hergestellt; aber ohne dieses Wort war nicht abzusehen, wohin die Aufregung führe; einmal in Empörung ausgebrochen, wurde sie zur Lavine. Und dieses Wort wurde gesprochen: der Verbrecher zu lebenslänglicher Zuchthausstrafe begnadigt. Die Ruhe war hergestellt, — indessen hatte doch das Selbstgefühl im Volke eine Wurzel geschlagen. In Rudolph's Seele fiel aber, wie entgeisternd, diese

Beruhigung der Gemüther nach jenem einzigen Zugeständniß, das gar nicht einmal zum Gesetze erhoben, nur als specieller Gnadenact aufgeführt worden, ohne weitere Consequenz.

Wie wenig hatte er noch im Ganzen erreicht, und wie viel konnte man es doch nennen, — dem gegenüber, was überhaupt die Zeit vollbrachte! Wie selten und in wie langen Zwischenräumen, und mit welchem Aufwande von Kräften wurde im Allgemeinen etwas erreicht! Wie das innere Mark verzehrend, erschienen ihm solche geringe Erfolge; indessen hatte der letzte Vorfall doch wieder den strebenden Geist in ihm wach gerufen, und mit dem Entschlusse, daß die Zeit, die höhern Kräften die Anwendung nicht gestatte, ihn doch nicht in das Geleis des Gewöhnlichen treiben solle, trat er seiner Jugendlust entgegen: doch blieb in seinem ganzen Wesen eine Verstimmung, eine Reizbarkeit zurück.

So schlugen auch Florentinens Briefe nur verstimmte Saiten in ihm an. Ihre Seufzer nach Freiheit erinnerten ihn nicht an ihre Sympathien, sondern nur an sein eigenes gepreßtes Herz in seinen engen Verhältnissen, und wie wenig Befriedigung ihr diese versprechen dürften. Hätte sie ihm ausführlich die Begebenheiten,

die sie bewegten und bedrückten, mitgetheilt, so hätte er vielleicht zugleich ihr ganzes Wesen wieder erkannt; aber etwas Fremdes in seinen Briefen hatte sie in der Mittheilung gelähmt: so wußte er nicht, was sie bedrücken könne, wußte er doch von ihren ganzen beengten Verhältnissen in ihrer Familie nichts. Die Lücke in einem Briefe giebt aber zugleich das Gefühl einer Lücke in dem Verhältnisse. In jenen Tagen der Bewegung in der Stadt hatte er, aufgeregt, wie er war, an sie geschrieben, und indem er schrieb, sich immer mehr hineingetrunken in den Rausch, in die Hoffnung auf neue Zeiten, naher, umgestaltender Ereignisse. Als aber Florentine diesen Brief beantwortete, war um ihn schon Alles wieder still geworden, und es erschien ihm wie bittere Ironie, als sie, angesteckt von seiner Begeisterung, ihm schrieb:

„Wie eine Römerin will ich Dir zum Kampfe das Schwert umgürten, wie die Burgfrau des Mittelalters von der Zinne Dir Abschied winken nnd mit meinem Auge Dir folgen, so weit es nur reicht; aber nicht — die Schärpe soll Dich an mich erinnern, sondern die Idee selbst, für die Du kämpfest und für die ich glühe, wie Du, die zu meinem Wesen wird, während Du ihr Banner mit aufpflanzest.“

„Ihre Phantasie hat wieder von mir ein Bild gewonnen, neben welchem sie selbst sich denken kann.“ — sagte er. — „Meine Bestrebungen nur hat sie von Anfang her geliebt, und mich selbst blos in der Bedeutung, die, wie sie träumte, dieselben mir verleihen müßten. Als ich aber, ein unbedeutender Mensch, in ihrem Kreise erschien, konnte sie sich nicht überwinden, sich als meine Braut darzustellen, hatte sie nicht den Muth, mir zu folgen. Meinen Bestrebungen wollte sie ausschließlich mich wieder anheimgeben, meine eigenen Wünsche galten ihr nichts. Und er stellte sich die weiße, glänzende Erscheinung von dem Abend ihres Wiedersehens vor, im glänzenden Saale, Aller Augen auf sie gerichtet, Alles von ihr erfüllt. — Ach nein, sie konnte sich nicht an sein enges Dasein fesseln!

Unterdessen wurde Rudolph mit sehr ungünstigem Auge von den Behörden betrachtet; man konnte ihm die Bewegung, die seine Broschüren im Volke verursacht, nicht verzeihen. Sie wurden um und um gewendet und communistische Tendenzen herausgeklaubt.

Eines schönen Morgens wurde ihm, als der Jugend gefährlich, das Lesen an der Universität untersagt. Am liebsten wäre er jetzt seinem frühern Plane gefolgt und

hätte Amerika besucht; aber weniger um die dortigen Verhältnisse kennen zu lernen, als um die heimathlichen einmal zu vergessen, weniger zur Belehrung, als um einem Drange hinaus in die Weite, aus sich selbst heraus, zu folgen. Allein je mehr es ihn lockte, je gefährlicher erschien es ihm, und er fürchtete seine Bestimmung zu verlieren, wenn er diese leere Unruhe gewähren lasse; vielmehr, meinte er, dürfe er nicht säumen, sich einen neuen bestimmten Wirkungskreis zu bilden, um aus den innern Conflicten der letzten Zeit sich zu retten. Zugleich glaubte er es auch Florentinen schuldig zu sein. Es schien ihm problematisch, ob er im Augenblicke sich an einer deutschen Universität werde habilitiren dürfen, und er fühlte sich in keiner Beziehung gestimmt, erst mit Widerwärtigkeiten zu kämpfen. Uebrigens hatte er sich in die speciellen Verhältnisse seines Vaterlandes einmal vertieft.

Zudem sagte ihm das Lehramt nicht sehr zu. — Sowie er dem Idealismus entsagt, hatte die Theorie keine Befriedigung für ihn; er beschloß, sich der praktischen Jurisprudenz zuzuwenden und als Advocat, dessen Stellung in den Veränderungen, die der Rechtspflege bevorstanden, immer mehr an Bedeutsamkeit gewinnen mußte, sich eine Wirksamkeit zu gründen.

Sie gewährte ihm zugleich einen tiefern Blick in den Staatsorganismus und stellte ihn in nähern Zusammenhang mit dem Volke und seinen Bedürfnissen; versprach ihm also einen sichern Gesichtspunkt zum Erfassen der Zeit, seinen ganzen Bestrebungen mehr Lebensfähigkeit. Es war unwahrscheinlich, daß ihm hier, im Orte, würde das Bürgerrecht gewährt werden, denn es war doch im Grunde seine Entfernung, die beabsichtigt wurde. Einem Zuge nach der Residenz in ihm mißtrauete er; er fürchtete, es sei das bunte Leben dort, das ihn reize, oder ihn doch seiner Lebensbestimmung wieder entfernen könne. Noch rang die Lust mit dem Ernste, und ein Extrem trieb ihn zum andern. Kurz und bündig entschied er sich, in die Provinz nach seiner Vaterstadt zu gehen; dort konnte ihm zunächst die Praxis nicht fehlen und zugleich ein Einfluß im Allgemeinen; dort war er gekannt und beliebt, und überhaupt gehört in einer kleinen Stadt der Charakter des Geschäftsmannes der Oeffentlichkeit mit an, und er kann auch durch diesen mit wirken. So schmückte er sich die beschränkte Existenz dort aus; aber es war ihm doch gewissermaßen, als habe er beschlossen, sich zu begraben. Indessen fühlte er sich wieder rein in seinen Bestrebungen. Mehr als je beengte ihn aber der Gedanke

an Florentine; es erwachte eine unendliche Sehnsucht in ihm, sie wiederzusehen, wie damals seine Scrupel mit einem Schlage zu vernichten. „Aber was hilft es," wandte er sich ein, — „wenn sie doch gegründet sind! Mag sie nüchtern bedenken, ob sie in meinen engen Verhältnissen neben mir leben kann. Meine Gegenwart, mein Drang, etwas zu vollbringen, könnte ihr wieder Illusionen machen." So schrieb er ihr auch ganz unmotivirt nur seinen Entschluß, in der kleinen Stadt sich als Advocat zu etabliren, daß sie nur das Resultat in's Auge fassen solle.

Hätte er seine Beweggründe hinzugefügt und das Opfer bekannt, das ihn jener Entschluß koste, dann hätte sie ihn verstanden und es ihm nicht erschweren mögen: so aber wollte es ihr erscheinen, als gebe er den höhern Gesichtspunkt seiner Bestrebungen auf, und von allen Seiten bedrückt, nach Freiheit seufzend, stellte sich ihr die Existenz in einer kleinen Stadt nur wie jeden freiern Aufschwung lähmend dar. Es fehlte seinem Briefe der Ausdruck jener Liebe, die einen Zauber über alle Verhältnisse breiten kann; so sah sie diesen, nur wie sie waren, in's Auge.

Sie erklärte ihm in ihrer Antwort ihren Wider-

willen gegen die kleine Stadt und ihr Unvermögen, ihn in seinem Entschlusse zu verstehen. Sie stellte ihm vor, wie man doch unmöglich eine befriedigende Wirksamkeit finden könne, wenn man sich selbst begrabe, und wie hauptsächlich die kleine Stadt, die zugleich die Vaterstadt sei, beengend einwirken müsse, indem man stets an einem fremden Orte viel eher in seiner Eigenthümlichkeit geduldet würde; in seiner Heimath aber mißtrauisch betrachtet, als wolle man eine Rolle spielen, wenn man sich anders entwickelt, als die Andern. „Die ganze Welt steht Dir offen," — schrieb sie, — „und Du willst Dich in das Joch der Kleinstädterei zwingen?

„Ich kann es begreifen, wenn Du müde bist, Deine heiligen Interessen in dem langsam-, todathmenden Zuge der Zeit zu verfolgen; aber nicht Deine Resignation überhaupt, Dein Aufgeben eines höhern Strebens, die Beschränkung Deiner höhern Fähigkeiten — nicht anders will sich mir Dein Entschluß darstellen. O Rudolph! Die Verzweiflung spricht aus ihm, glaube mir, es ist nicht Deines Herzens Zug. Raffe Dich auf mit mir aus der gedrückten Stimmung und den gedrückten Verhältnissen, in die wir gerathen sind, und laß uns einen andern Platz suchen, der uns gestattet, unsern eigenen

Bedürfnissen zu folgen und alle unsere Kräfte auszubreiten. Nur wenn wir wir selbst sind, können wir auch Andern etwas sein.

„Ein schmeichelndes Bild, gegenüber dem beängstenden des Lebens in der Provinz, stellt sich mir dar. Höre mich! Laß uns von unserm gemeinschaftlichen kleinen Vermögen in schöner Natur eine Besitzung kaufen, fern von dem Treiben der Welt, aber nicht um der Welt zu entsagen, nur um ungestört, ohne ihre verletzenden Einwirkungen, Du der Wissenschaft, ich der Kunst, zu leben und eine kleine glückliche Welt um uns zu bilden, die unsern Träumen entspricht. Sobald und so oft wir wollen, können wir unsere Zurückgezogenheit verlassen und die Gebilde unserer Seele rein und unversehrt, wie sie am Urquell der Wahrheit uns aufgetaucht, hinaustragen in das bunte Treiben. — Ich verstehe nicht, warum seine höhern Kräfte an das niedere Getriebe knüpfen, warum sich zu Andern herabdrücken, warum nicht lieber versuchen, sie zu sich emporzuheben?

„Dein Plan war, die Menschen in ihrer Erscheinung zu erfassen, um für das Lebendige und nicht für Phantome die Verhältnisse zu gestalten; aber das ist nicht der wahre ursprüngliche Mensch, wie er in unsern geschraub-

ten, beengenden Zuständen uns erscheint, und Du selbst hast in Dir den höhern Drang in jenem Streben vergessen. So komm, laß uns fliehen an die Brust der Natur und die Wahrheit belauschen, daß wir sie in die Kunst und in die Wissenschaft tragen, und durch ihre Stimme an das naive Gefühl in der Menschenbrust appelliren!" ...

Unterdessen hatte Rudolph die Universitätsstadt verlassen: die Studenten und eine Menge aus dem Volke hatten ihn am Thore erwartet und eine große Strecke Weges begleitet. Nicht ohne die Hoffnung, wirklich Sympathien erweckt zu haben, war er geschieden.

Mit unzweideutiger Theilnahme und Freude wurde er an seinem Geburtsorte erwartet; man erinnerte sich, wie der Knabe gleichsam sein Herz hätte zertheilen mögen, um alle Ungleichheiten auszugleichen, wie er schon damals unter den Schülern zum Vertheidiger der Schwächern und Unterdrückten sich berufen gefühlt, wie das Elend in jeder Gestalt bei ihm Theilnahme gefunden und er selbst entbehrt hatte, um Unterstützungen zu gewähren. Seine ganze Richtung erkannte man als nothwendig aus seinem Charakter hervorgegangen — und selbst entschiedene Gegner seiner Ansichten konnten diese nicht ankla-

gen, da sie ihn selbst achten mußten, vielmehr fühlten sich viele versucht, die Ansichten als recht anzunehmen, da sie dieselben aus einem ehrenhaften Charakter erklärt fanden.

So sah Rudolph, daß die Verhältnisse hier sich gestalten konnten, wie er es erwartet; er hoffte, nach und nach sich einzubürgern, und je mehr er sich einen Einfluß erringe, sich zufrieden zu fühlen. Nur eine Zeit der Freiheit hätte er sich noch gewünscht, es war ihm doch, als leiste er Verzicht auf jedes höhere Glück des Lebens. Indessen glaubte er das Rechte erwählt zu haben.

So traf ihn Florentinens Brief. Beide fühlten in ihrer Verblendung nicht, daß zum Theil dasselbe Bedürfniß ihn die kleine Stadt erwählen und sie dieselbe verabscheuen ließ; er fühlte nur, wie sein Opfer ihm schwerer werden müsse, wenn auch sie es schwer empfinde. „Mich kann sie nicht verstehen in meiner Wirksamkeit hier und sich selbst in diese Verhältnisse nimmermehr hineinpassen mit ihrem nur auf das Ideal gerichteten Sinn." So entschied er mit traurigem Herzen.

„Arme Florentine!" — antwortete er ihr, — „Du vergissest, daß uns zu jener Freiheit, in die Du Dich hineinträumst und die Dir unentbehrlich erscheint, die

Mittel fehlen, daß ich bei unserm kleinen Vermögen in meinen Bestrebungen zunächst mit an die äußere Existenz denken muß.“ . . .

Er schrieb ihr nur über die äußere Zweckmäßigkeit seines Schrittes, gleichsam als den einzigen Punkt, über welchen sie sich verständlich werden konnten. Indem er ihr Bild verloren, vermochte er auch nicht mehr das seine ihr anschaulich zu machen. So konnte Florentine seine Wahl auch nicht anders auffassen, als daß nur eine materielle Sicherheit, die sie verbürge, ihn zu derselben veranlaßt; zugleich wurde ihr plötzlich klar, wie ihr Verhältniß anfange ihn zu bedrücken, wie seine äußere Seite den Flug seiner Seele lähme; — aber nicht zur Fessel wollte sie ihm werden!

Und was sie dunkel schon lange empfunden, wurde ihr zum Bewußtsein, und wohin sie in unklarem Drange gestrebt, das beschloß sie zu erreichen mit festem Willen. . . .

Illusionen.

Umsonst hatte Solern versucht, Florentinen zu begegnen, weder in der Gesellschaft noch auf Spaziergängen hatte er sie getroffen: dieses Verfehlen steigerte immer mehr sein Verlangen nach ihr. Bei Isabellen hatte ihn bald wieder die frühere Langeweile erfaßt. Hätte er der Welt ihre edle Seele zur Schau tragen können, der Eindruck jenes Morgens hätte wohl länger in ihm gedauert; so gab es aber keine Anregung, die ihn im Bewußtsein ihres Werthes erhielt, oder wenigstens ihren Werth ihm theuer gemacht hätte. Er wußte nichts zu sagen und hörte nicht, wenn sie sprach. Nur wenn er müde und abgespannt von vergeblichen Versuchen, Florentine zu sehen, that ihm zuweilen ihre Nähe und ihre Liebe wohl, oder er empfand ein Mitleid für das unglückliche Mädchen und suchte mit Liebkosungen auszugleichen, was er

an ihr verbrach, sich selbst an ihnen wieder einen Rausch für sie zu trinken; aber sie waren nur der sündhafte Ausdruck der Gefühle, die er für eine Andere hegte. Zuweilen war es ihm auch tagelang unmöglich, sie zu sehen — und es ging ihm flüchtig der Gedanke durch den Kopf, das Verhältniß aufzulösen; es fing an ihn zu bedrücken, wie eine schwere Last. „Ich glaube, ich bin wahnsinnig geworden!" gab er sich aber selbst auf seinen Einfall kalt zur Antwort.

Sein wechselvolles Benehmen, Isabellens erbleichende Wangen und ihre Schwermuth konnten der Mutter nicht entgehen; sie beklagte sich bei ihrem Manne, und dieser nahm Solern vor.

„Ich leide zeitweise an Hypochondrie," — entschuldigte sich dieser; — „aber es ist eben nur periodisch und nicht von Dauer." Er bat, man möge Geduld mit ihm haben. Der Vater begnügte sich, mit dem Kopfe zu schütteln über ihn und über die heutige junge Männerwelt im Allgemeinen, — und Alles blieb beim Alten. — Isabellen aber war zu Muthe wie einer Verurtheilten, über die schon der Stab gebrochen und der nur noch kurze Tage das Leben vergönnt ist.

„Ich bin ein Narr!" — klagte sich Solern an; —

„hier lasse ich mein Spiel zu Ende gehen, und dort fördere ich nichts.“ Er nahm sich vor, Isabellen mehr Aufmerksamkeit zu beweisen; aber Florentine wiederzusehen, bemühete er sich allein. Da er sie nirgends traf, blieb ihm nur das eine Mittel, sie in ihrem Hause aufzusuchen. Er scheuete sich noch vor diesem Schritte, versäumte aber nicht, der Familie von Sahlis, wo er ihr begegnete, sich zu nähern, und vorzüglich bemühete er sich um Hortensie, bot ihr Bücher an ꝛc. Er wußte eigentlich selbst nicht, was er wollte, unwillkürlich folgte er dem nach, was mit Florentinen Zusammenhang hatte. So suchte er auch die Gräfin Liska mit kleinen Gefälligkeiten immer mehr auf.

Eines Morgens fand er sich allein mit ihr. „Ich habe Fräulein von Sahlis Bücher versprochen,“ erzählte er ihr, wie halb verlegen, „weiß aber nicht, ob ich wagen darf, sie ihr selbst zu bringen.“

„Begleiten Sie mich heute Abend zu meinen Verwandten,“ schlug ihm die Gräfin vor. Er verneigte sich, wie in stummer Ergebenheit. Vor dem Abend beschied aber Frau von Liska den Major noch zu einer vertraulichen Unterredung zu sich. Sie theilte ihm mit, daß sie Solern in seinem Hause einführen werde, und zugleich,

daß er eine neue Leidenschaft für Florentine gefaßt zu haben scheine, und er für sie immer eine angemessenere Partie sei, als der Doctor Bodinus. Der alte Herr begriff es sehr wohl, und die Gräfin legte ihm noch an's Herz, Solern ruhig gewähren zu lassen und Florentine nicht aufmerksam und scheu zu machen. Der Major versprach Alles.

Solerns Erscheinen mit der Gräfin erregte in der Familie kein geringes Erstaunen. Hortensiens verdrießliche Züge klärten sich auf, sie warf einen triumphirenden Blick nach Florentinen. Florentine aber schrak innerlich zusammen, als hätte sie eine Geistererscheinung. Umsonst hatte sie, ihm zu entgehen, sich fast klösterlich eingeengt: hier stand er wieder vor ihr. Es war ihr, als raube man ihr Luft und Athem, und den ganzen Abend durch konnte ihr Wesen etwas Gedrücktes nicht verleugnen. Solern hatte sie nur flüchtig begrüßt, neben Hortensien Platz genommen, und ohne ihr gerade ein Interesse an den Tag zu legen, wendete er sich hauptsächlich an sie; indessen entging ihm von Florentinen keine Bewegung. Sie bereitete, wie immer, den Thee, und die kleinen Geschäfte der Wirthin, die sie übernommen, waren ihr heute angenehmer als jemals, da ihr die Stimmung zu jeder

Unterhaltung fehlte. Solern aber war sie neu in dieser Sorglichkeit. „Was an allen Andern etwas Gewöhnliches ist, erscheint bei ihr wie etwas Außerordentliches,“ — dachte er, — „keine Bewegung von ihr ist ohne eigenthümlichen Reiz.“ Zugleich bemerkte er aber auch eine Veränderung in ihrem Wesen. „War es Mißmuth oder Befangenheit? Aber doch endlich eine Bewegung!“ Sein Kopf brannte, als er das Haus verließ; er streifte noch bis tief in die Nacht im Freien umher. Florentine blieb noch im Salon zurück, als die Fremden die Familie verlassen.

„Ich hoffe und bitte Euch,“ — sagte sie dringend, — „daß Ihr in keiner Weise den Verkehr mit Solern unterstützt.“

„Unser Umgang würde sehr beschränkt und einseitig werden,“ — fiel Hortensie scharf ein, — „wenn Jeder, von dem Du Dir niemals hast den Hof machen lassen, ausgeschlossen sein sollte. Uebrigens kann weder der Legationsrath Solern, noch können wir denken, daß seine Begegnung Dir störend ist, da Du im vorigen Winter nie in den Soiréen der Gräfin Liska fehltest, wo er doch stets anzutreffen ist.“

Florentine versuchte keine weitere Einwendung, sie

entfernte sich bald; aber in ihrem stillen Gemache überfiel sie ein unsäglich banges Gefühl; es war ihr, als ständen ihr wieder schwere Kämpfe bevor. —

Indessen bemühete sie sich, aus dieser Stimmung sich wieder emporzuraffen, indem sie sich ganz in die Kunst vertiefte, die bedeutsamer, als je, für sie geworden, — und sich äußerlich immer mehr abschloß.

Solern wurde rasch in der Familie heimisch. Frau von Sahlis versuchte umsonst, dem häufigern Verkehre mit ihm zu steuern; begünstigte ihn doch der Major, und Hortensie fand immer neue, zufällige Veranlassungen, die das Zusammensein mit ihm erheischten. Zudem brachte ein Ereigniß vermehrtes Leben in's Haus: Anastasiens Verlobung mit dem Baron von Kalten. Sie hatte, mit ihrem resignirten Herzen, doch wenigstens Wünschen der Eltern genügen wollen und, ob auch mit vielen Thränen und Erinnerungen an den unvergeßlichen Edwin, doch dem ungeliebten Manne sich anverlobt. Sie fand aber eine süße Genugthuung darin, das Glück eines Menschen begründen zu können, — und heiterte sich immer mehr auf. Der Major aber fand es angemessen, zu Ehren des vermögenden Schwiegersohnes diesen Winter ein größeres Haus zu machen; das begünstigte Solern's Annäherung

an die Familie. Und begleitete Florentine ihre Verwandten auch nicht zu ihren Vergnügungen außer dem Hause, so konnte sie sich doch im Hause der Gesellschaft nicht entziehen, wenn sie auch wenig zur Unterhaltung beitrug.

Solern fing es aber bald an lästig zu werden, sich mit Hortensien zu beschäftigen und ihrer Aufmerksamkeit verfallen zu sein, nachdem er durch sie erreicht, was er gewünscht. Eines Abends, als er das Haus verließ, fiel ihm Franz, der Diener, in's Auge, dessen pfiffiges, schlaues Gesicht ihm schon oft aufgefallen war; er ließ einen Ducaten in seine Hand gleiten. „Können Sie nicht Fräulein Hortensiens Wünschen und ihrer Achtsamkeit eine neue Richtung geben, das heißt: von mir ab?" fragte er ihn vertraulich.

„Sehr wohl, gnädiger Herr!" gab er zur Antwort.

„Ich bin zu Allem jetzt verdorben," — dachte Solern; — „nicht einmal eine kleine Intrigue kann ich mehr erfinden, diese Florentine concentrirt alle meine Gedanken." —

Am nächsten Morgen erschien Franz bei ihm.

„Herr Legationsrath," — sagte er, schlau lächelnd, — „ich möchte Niemand in unser Geheimniß ziehen,

bedarf eines Schreibers," — und legte ihm ein beschriebenes Blatt vor. — „Es ist ein Brief an das Fräulein, sie möchte aber Züge aus meinem Ausgabebuche wiederfinden, das dürfte den gewünschten Erfolg beeinträchtigen."

Solern las. Es war ein Brief ohne Unterschrift, ein Liebesbekenntniß, zugleich mit der traurigen Eröffnung, daß der hohe Rang des Briefstellers ihm nicht freie Wahl des Herzens gestatte, wenigstens nicht ohne große Opfer und lange Kämpfe er dem geliebten Mädchen seine Hand reichen dürfe; er indessen zu jedem Opfer bereit sei, wenn er auf ihre Liebe hoffen dürfe. Im Augenblicke bitte er sie, ihr Herz andern Bewerbungen zu verschließen, bis er sich ihr habe vorstellen dürfen, und bis es ihm vergönnt sein werde, selbst vor ihr zu erscheinen, zuweilen brieflich zu ihr reden zu dürfen. Zugleich hoffe er, der Zufall werde, wie bisher, ihm günstig sein, und er ihr zuweilen begegnen.

Solern lachte. „Das Fräulein wird aber ein Rendezvous erwarten," — wandte er ein.

„O, ich werde ihr zum Neumond im Freien das Vergnügen machen. Und weiter werden sich Ausflüchte finden, bis der Zweck erreicht ist. Vertrauen Sie mir!"

„Vorsicht, Franz, Vorsicht!“ antwortete Solern, — „auch keine Uebertreibung; indessen ich scheine mich an keinen Dilettanten gewendet zu haben,“ — fügte er hinzu.

Franz lächelte geschmeichelt. —

„Die Abschrift werde ich bis zum Abend besorgen,“ versprach der Legationsrath.

Am nächsten Vormittag, als Hortensie einen Augenblick allein im Zimmer war, überbrachte ihr Franz den Brief.

Sie betrachtete ihn staunend, seine Außenseite gewährte keine Vermuthung, hastig erbrach sie ihn. Eine dunkle Röthe drang ihr in's Gesicht, sie bebte; schon das Geheimniß erfaßte sie mit unaussprechlichem Reiz; gab es doch in ihrem ganzen Leben nicht die geringste außergewöhnliche Erscheinung. — Die Aussicht, welche ihr eröffnet wurde — welche Zukunft voll Triumph und Befriedigung! Einen Augenblick ging ihr der Gedanke durch den Kopf, ob man sie wohl persiflire. Aber wer konnte wohl einen besondern Scherz dabei haben, welche Absicht konnte zum Grunde liegen? Sie verwarf rasch diesen Einfall, hatte doch der Glaube zu viel Zauber. Sie wiegte sich immer mehr hinein. In Gedanken ging sie alle Prinzen ihres Hofes durch, welcher wohl ihr An=

deter sein möchte, und entschied bald für den einen, bald für den andern. Wo konnte er sie gesehen haben? Hoffeste hatte sie in diesem Winter noch nicht besucht; — im Theater, in der Kunstausstellung, auf der Promenade? — Sie trat vor den Spiegel, — sie staunte über sich selbst, sie fand sich ganz jugendlich und interessant; — wie konnte sie auch anders sein, da sie eine so großartige Passion einflößte; und wirklich, ihre freudige Bewegung ließ in diesem Augenblicke ihre Züge minder scharf erscheinen. Sie näherte sich nicht mehr dem Fenster, ohne zuvor ihre Toilette geprüft und ihr Antlitz betrachtet zu haben. Die Gesellschaft galt ihr plötzlich nichts mehr; sie war eigentlich unter ihrer Würde; nur den Orten, wo es möglich war, einen Prinzen anzutreffen, widmete sie ihre Gedanken und ihr Nachstreben und ihrem Erscheinen alle nur erdenkbare Sorgfalt. Und Solern? — Was galt ihr noch Solern, mit seinen zweifelhaften Bemühungen um sie, der bürgerliche Legationsrath mit einer Braut! Und welchen Triumph konnten ihr noch seine augenblicklichen Aufmerksamkeiten gewähren? Vielmehr konnten sie ihr Glück beeinträchtigen und herabsetzen. — Mit einem Worte: die Intrigue war gelungen. Solern hatte wieder freien Spielraum, ja, sie beobachtete ihn nicht

einmal mehr; war sie doch in ihren köstlichen Träumen befangen.

„Es ist gut!“ — dachte er, — „so hat sie doch wenigstens in ihrem Leben angenehme Regungen empfunden; am Ende läuft Alles auf Täuschung hinaus.“ Aber diese Betrachtung störte ihn nicht, selbst auf ungewissen Wegen weiter zu steuern.

Florentinens offenbare Theilnahmlosigkeit, die aber durchaus aus einer innern Bewegung hervorzugehen schien, übte immer mehr Reiz über ihn. Er kannte sich selbst nicht mehr, ihr gegenüber; ihr Ernst erfüllte ihn so feierlich, jedes Wort von ihr, das unbedeutendste, klang bis in seine tiefste Seele. —

Endlich, eines Abends, als größere Gesellschaft versammelt war, bot er Florentinen den Arm, sie zu Tische zu führen; jetzt konnte sie ihm nicht ausweichen. Sie unterhielt sich nach Möglichkeit mit allen ihren Umgebungen, ihm nicht anheimzufallen; — aber er war einmal ihr Nachbar.

„Sie haben keinen Moment für mich,“ — raunte er ihr zu, — „und ich habe längst nur noch Gedanken für Sie.“

Seine Worte und seine Annäherungen waren ihr

nicht mehr so bedeutungslos wie früher, als sie zu annulliren sie stets in ihrer Macht hielt; der ganze Mensch war ihr wieder ein Geheimniß, wenigstens empfand sie eine Scheu, ihn kalt zurückzuschlagen, als könne sie zugleich zartere Fäden in seinem innern Triebwerke zernichten.

„Warum verfolgen Sie mich?“ wandte sie sich zu ihm, — „ich habe Ihnen nichts gethan.“ Die etwas gehaltene Stimme klang noch weicher, als sie empfand. Solern bebte, es strömte ein Wonnegefühl durch alle seine Adern.

„Ich habe Sie einst um Freundschaft gebeten,“ sagte er nach einer kleinen Pause und langsam; — „wären Sie ruhig darauf eingegangen und hätten mir dadurch die Erhebung gewährt, deren ich so sehr bedurfte, vielleicht wäre ich befriedigt gewesen. Sie ließen mich aber einsam mit meiner ganzen Sehnsucht; — jetzt liebe ich Sie, Florentine!“

„Aber ich liebe einen Andern!“ — unterbrach sie ihn. Ihre andern Nachbarn waren in's Gespräch vertieft, die Tafel war breit, daß leicht eine Unterhaltung, ohne belauscht zu werden, fortgesetzt werden konnte, es gab für sie keine Rettung, sie mußte ihn weiter hören. — Mit

gedämpfter Stimme fuhr er fort, ohne auf ihre Antwort zu achten:

„Ein unseliger Wahn hat mich einst verblendet, daß ich Sie verließ; ich bin seitdem nicht glücklich gewesen, es war mir nicht vergönnt, durch gute Werke mein Verbrechen auszulöschen; es war ein Traum, daß ich durch eine höhere Stellung eine höhere Wirksamkeit erringen werde; es war Wahnsinn, daß ich, um eines höhern Zieles willen, zwei Herzen opferte. Nur die Befriedigung gemeinen Ehrgeizes blieb mir; aber keine Befriedigung löscht einen Durst, sie mehrt ihn nur. Mit Ihrem Erscheinen hab' ich erst die ganze Hohlheit meines Treibens begriffen, — begriffen, daß es das Glück, um dessen willen ich Sie aufgeopfert, nicht giebt, und daß, was ich aufgeopfert, — Ihr Besitz, — mein einziges Glück wäre! Das ist Nemesis!"

„So fordern Sie sie nicht noch einmal heraus, Solern!" — fiel Florentine sanft ein. — „Vergehen Sie sich nicht an Isabellen, und zerstören Sie nicht wieder dort ein Glück, auch um einer Phantasie willen! Es mag das innere Motiv sein, welches es wolle, das Sie treibt, mir nachzustreben; ich kann doch auf alle Ihre Erklärungen nichts erwidern, als daß ich einen Andern

liebe." — Sie hielt einen Augenblick inne. — „Solern!" — sprach sie ernst weiter; — „gehen Sie einmal gegen sich selbst in den Kampf, daß Sie die Befriedigung finden, der Sie noch vergeblich nachgestrebt, und höhere Bedürfnisse in Ihnen, die nur noch wie flüchtige Schatten durch Ihre Seele streifen, befreien." —

Sie waren beide einige Momente still; dann sprach Florentine weiter von gleichgültigen Dingen. Solern blieb einsylbig und in sich gekehrt. Ihr wurde es aber klar, ihre Zeit gehe hier zu Ende. Wollte sie auch selbst im Hause sich von der Gesellschaft mehr zurückziehen, wer würde, — da sie doch schon bisher von ihrem Onkel und der Gräfin Liska bedrängt wurde, der Gesellschaft sich mehr zu widmen, — ihre Gründe achten, die sie zurückhielten? Waren diese Verwandten, auf deren Schutz sie angewiesen war, nicht vielmehr im Bunde mit den gegen sie verschworenen Mächten? Und in der Abgeschlossenheit, der sie sich anheim gegeben, war ihr auch unheimlich zu Muthe; sie wollte in ihrer Kunst allen Ersatz finden, aber sie war wie mit ihr in enge Grenzen gebannt, es war ihr, als fehle, auf ihre Klause beschränkt, ihrer Stimme der Raum, sich auszubreiten und zu erheben, die Brust wurde ihr schwerer und schwerer, es war ihr

zuweilen, als müsse sie mit einem lauten Schrei sich befreien, wie Ballast lag ihr Talent ihr auf der Seele, — sonst lieh es ihr Flügel; keinem Menschen zur Freude erklangen mehr ihre Töne und keiner klang offenbarend in sie selbst hinein. „Hinaus, hinaus! in's offene Leben!“ rief es in ihr auf.

Solern traf an den nächsten Abenden Florentine nicht im Salon der Familie von Sahlis. Seine Aufregung steigerte sich immer mehr, und seine ganze Existenz erschien ihm schaal und leer. „Es ist mir zu Muthe, als hätte ich Alles verloren,“ zürnte er mit sich selbst, als er eines Abends nach seiner Wohnung zurückkehrte. Er warf sich auf's Sopha und schloß die Augen, wie um das Gedächtniß zu verlieren; aber gerade schauete er hinein in den Zustand seines innern Wesens. In seine Geschäfte war er so eingearbeitet, daß sie ihm gar nicht mehr das Gefühl der Thätigkeit gaben, sein Geist lag brach dabei; seine Zukunft, und wenn er sich die Möglichkeit der glänzendsten Stellung dachte, hatte keinen Reiz für ihn; es war äußerer Prunk, den sie versprach; — welche innere Bedeutung, welchen geringen Aufwand von Kräften hatte ein Diplomat eines kleinern deutschen Staates! In seinem Streben war die äußere Seite seines

Zieles sein Hauptaugenmerk gewesen; aber doch konnte sein Ehrgeiz keine volle Befriedigung in diesen Aeußerlichkeiten erwarten; seine Thätigkeit selbst mußte ihm Wichtigkeit und Selbstgefühl geben. Durch die Hindernisse und Anstrengungen, Combinationen und Intriguen hatte er bisher das Gefühl außerordentlicher Leistungen gewonnen, das mit dem erreichten Ziele aufhörte; vielleicht hatten auch Glanz und Rang an Schimmer für ihn verloren, indem er sich in Florentine vertieft und die Größe, die in ihrer Einfachheit lag, ihm aufgegangen war: — so stellte sich ihm Alles dar, und das Blut drang heiß nach seinem Herzen, wenn er sich dieses Mädchen in ihrer ganzen Wesenheit vorstellte, — und sie zu erobern, erschien ihm noch das einzige Ziel, seiner Mühe werth, — und so war es in der That, wie er glaubte, was er ihr vorgeschmeichelt. Er lachte auf in wilder Ironie. Er, der kalte, besonnene Mensch, dessen Verstand nur bis jetzt das Herz hatte schlagen lassen, hatte den Verstand verloren über ein Gefühl. Er wollte zurück zu dem Gedanken, daß er nur ein Spiel mit Florentinen treibe; daß er nur seiner verletzten Eitelkeit einen Triumph bereiten wolle. Aber der Gedanke schrumpfte zusammen vor dem Herzen, das sich ausdehnte: die Wunde, die er

ihr hatte schlagen wollen, hatte ihn selbst getroffen. „Zum Teufel, ich liebe sie!“ — schrie er sich zu, — „will ich mit mir selbst Komödie spielen? Als ob die Liebe nicht menschlich wäre!“ Ein neues Hohngelächter brach aus ihm hervor. „Dieses Weib hat mich behext, wann hat das Menschliche solche Anerkennung in mir gefunden? Mit ihrer ganzen Wahrheit ist sie in mich eingedrungen!“ Isabelle tauchte wie ein Vorwurf vor ihm auf, zugleich fiel ihn die Frage an: wohin sein Treiben eigentlich führen solle? Er wies aber Frage und Vorwurf von sich. Isabelle erklärte sich unwohl und besuchte keine Gesellschaft, das gab ihm freiere Bewegung und genügte für den Augenblick; es gab nur zu bedenken, wie bei Florentinen weiter zu kommen sei. „Die Tugendheldinnen haben mit den Courtisanen gemein, daß man ihnen etwas versprechen muß, damit sie empfinden lernen,“ — raisonnirte er, — „ob die Ehe oder Moneten, das kommt auf Eins heraus. Nun sei es! Ich muß bei ihr zum letzten Mittel schreiten; es ist ein gewöhnliches, aber ein drastisches.“ Er sprang auf. An dem kalten Hohne richtete er sich wieder empor. Indem er herzlos raffinirte, — erschien er sich wieder über der Gewalt der Leidenschaft, und da er wieder Plan für sein

nächstes Benehmen gewonnen, war's ihm, als müsse er die Verworrenheit mit lösen, an das Wie mochte er nicht denken, weil er nicht konnte über die Verwirrung in ihm selbst, und mit dem Plane, mit dem er Florentine bethören wollte, bethörte er wieder sich selbst. —

Am nächsten Abend erschien er wieder einen Augenblick bei Frau von Sahlis, ohne Florentine zu treffen. „Wir haben Neumond, Franz!“ raunte er beim Fortgehen dem Diener in's Ohr. Dieser verbeugte sich geschmeidig mit dem Ausdruck im Gesichte:

„Ich verstehe!“ —

Am andern Morgen empfing Hortensie wieder einen Brief von ihrem Prinzen. Er klagte über tausend Schmerzen und namenlose Sehnsucht und beschwor sie, einen Augenblick sie sprechen zu dürfen. Diesen Abend um 7 Uhr möge sie ihn im Schloßpark bei der Kaskade treffen; an einem grünen Zweige, den er in der Hand tragen werde, sollte sie ihn erkennen. — Wie pochte ihr Herz! Wie träge schlich der Tag dahin! — Herr und Frau von Sahlis wollten mit dem Brautpaare das Theater besuchen, Hortensie schützte Kopfweh vor, um sich überlassen zu bleiben. Von Florentinen wußte man schon, daß sie sich nicht anschloß. Herr von Sahlis be=

nutzte noch einige übrige Minuten, über „seine vom Spleen behafteten Frauenzimmer“ sich zu beschweren, die plötzlich das Vergnügen aufgegeben, und meinte: der Neid um Anastasiens Glück spiele ihnen mit. Die beiden andern Damen rüsteten sich zum Theater; Franz ergötzte sich noch, durch das Schlüsselloch, an Hortensiens Träumen und Schmachten. Endlich brach die Gesellschaft auf. Der glückliche Bräutigam war vorgefahren — und die noch glücklichere Hortensie war allein.

Sie sprang auf, sie preßte die Hand auf das Herz, wie um ihm Schweigen zu gebieten, sich rasch mit Umsicht zu ihrem himmlischen Rendezvous vorzubereiten. — Indessen hatte sie nicht so große Eile nöthig — — ihr Prinz mußte noch in bescheidener Stellung auf dem Wagen, der ihre Verwandten nach dem Theater brachte, aushalten; aber wie im Fluge kehrte er dann mit den Mänteln zurück. — Ein rascher Blick durch das Schlüsselloch überzeugte ihn noch, daß Hortensie zum Aufbruche bald bereit sei, dann verschwand er wieder. Bei Solern fand er Bärte und Kleider, die noch die Abenddunkelheit unterstützen sollten, ihn unkenntlich zu machen.

Hortensie schlich leise davon; es war ihr so lieb,

daß ihr der schlaue Diener nicht erst noch begegnete. Fast athemlos betrat sie den Park, wie Liebesgeflüster lauschte sie dem Rauschen der Kaskade. Langsam näherte sie sich ihr, — noch einmal ging ihr der Argwohn durch den Kopf, man könne sie mystificiren; aber da stand er plötzlich vor ihr, der Held mit dem grünen Zweige!

„Theure Hortensie!" — begrüßte er sie mit zurückgehaltener Stimme, auf der Spitze der Lippen die Worte gestaltend. „Sie sind von himmlischem Erbarmen, mich nicht vergeblich Ihrer harren zu lassen; aber Sie sind überzeugt, daß, wenn noch eine andere Möglichkeit existirte, Sie sprechen zu können, ich Ihnen nicht die Zumuthung gemacht haben würde, hier mich zu treffen."

„Erkannten Sie mich denn sogleich?" — fragte sie. — —

„O, ich sollte nicht von weitem schon diesen Mantel erkennen, den ich so oft unter der Bürste gehabt?" dachte Franz; aber er sagte: „Sie haben noch keine Ahnung von meinem Gefühle, wenn Sie denken, daß ich nicht an jeder Bewegung Sie erkenne." Er reichte ihr den Arm und führte sie tiefer in den Park, nach den dunklern Gängen.

„Ich habe so oft mein Schicksal beklagt," — versicherte Hortensiens Geliebter, — „das mir so wenig Freiheit gewährt; aber ich habe ein Glück gefunden, das selten einem Manne zu Theil wird, in dieser reinen Hingebung, die ich von Ihnen empfange. Wie kann es ein Mann, der auf gewöhnlichem Wege sich einem Mädchen nähert, wissen, ob nicht Eitelkeit es verblendet, seine Aufmerksamkeit anzunehmen; aber ungesehen, ohne auch nur den kleinsten Triumph dabei zu ernten, ja vielmehr, indem Sie Ihren Namen noch Gefahren aussetzen, gönnen Sie mir das süße Glück Ihrer Nähe, ohne daß Sie noch meinen Namen kennen, nur geleitet von dem Gefühle, einem treuen Herzen, das um Sie leidet, eine Beruhigung zu gewähren." Er drückte leise ihren Arm.

„Ich beweise Ihnen ein unbegrenztes Vertrauen," — erwiderte Hortensie, — „Ihre Worte sprechen so unmittelbar zu meinem Herzen; aber um so mehr schmerzt mich das Geheimniß, mit dem Sie sich umhüllen."

„Hortensie!" antwortete er, — „laß mir die süße Genugthuung, daß ich selbst Deine Theilnahme besitze, daß mein Name keinen Theil hat an unserm Verhältnisse; — verzeih, es klingt, als ob ich Dir mißtrauen

könnte; aber Alles außer Dir hängt nur an meinem Namen; — laß, so lange einmal das Schicksal noch nicht gestattet, daß ich ihn mit Dir theile, mich ihn Dir gegenüber auch vergessen; ich flüchte mich zu Dir, wie in das Reich der Himmlischen, wo kein Name mehr gilt. Du würdest auch nur zurückschrecken, wenn ich mich Dir nennte, über die vielen Hindernisse, die noch zwischen uns liegen; vielleicht kann ich auch nur zu Dir gelangen, indem ich meinen Namen abwerfe.“

„Man wird aber doch wissen, daß er ein Prinz ist,“ dachte sie. „So laß uns auch in den kurzen Momenten, die uns vergönnt sind, die unglücklichen Verhältnisse vergessen und von glücklichen träumen,“ bat sie.

„Ach Gott, ja!“ rief er. Glücklicherweise waren sie der Kaskade wieder näher, deren Fall seine gehobene Stimme überrauschte. Er umschlang und küßte sie. „Sie ist abscheulich mager!“ dachte er und ließ sie wieder langsam aus seinen Armen. Sie ließ noch rasch einen durchdringenden Blick über seine Züge gleiten, ehe sie an seinem Arme wieder weiter ging; aber die Dunkelheit gestattete ihr kein sicheres Bild.

„Eine Bitte kannst Du mir erfüllen,“ — sagte sie; — laß mich Deinen Vornamen wissen, die Sehnsucht

und die Träume verlangen doch gern eine Bezeichnung für die Gestalt, die sie erfüllt!" —

„Franz!" — gab der Uebermüthige zur Antwort.

„Es kann auch einer von den auswärtigen Prinzen sein, die jetzt zum Besuche hier sind," — dachte Hortensie. —

Ueber die Zeit der Rückkehr waren ihre Wünsche übereinstimmend; — Hortensie mußte zurück sein, wenn ihre Verwandten aus dem Theater heimkehrten, — ihr Prinz sie dort mit den Mänteln erwartete. Unter rührenden Versicherungen verstrich weiter die glückliche Stunde. Mit dem Versprechen baldigen Wiedersehens trennten sie sich. . .

Unterdessen war Solern zu Florentinen geeilt. Er hatte nicht blos Hortensie, sondern auch Franz heute zu entfernen gewünscht. War ihm doch so schwer und ernst zu Muthe, daß die Anwesenheit des übermüthigen Burschen ihn störte. Als ihm die Thür des Corridors geöffnet wurde, zeigte Florentinens Gesang ihm die Richtung ihres Zimmers an. Er wollte es nicht darauf ankommen lassen, ob sie seinen Besuch annehmen wollte; er folgte rasch ihrer Stimme und trat unangemeldet bei ihr ein. Florentine wandte sich um. Mit einer falschen

Cadenz brach sie ab, als sie ihn erblickte, und erhob sich langsam, mit düsterm Blick.

„Sogar Ihre Töne begrüßen mich unfreundlich,“ — sagte er vorwurfsvoll.

„So sollten Sie mich meiden, aber nicht mich suchen!“ erwiderte sie.

„Begreifen Sie nicht, Florentine,“ — sagte er mit tiefem Tone, indem er sich ihr näherte, — „daß es ein gewaltiges, unwiderstehliches Gefühl sein muß, das mich immer wieder zu Ihnen treibt, obwohl Sie mich immer von sich drängen?“ —

„Ich hätte Sie für stolzer gehalten,“ antwortete sie, indem sie mit einer kalten Handbewegung ihn einlud, Platz zu nehmen.

„Ihre falschen Töne bei meinem Eintritt, Florentine, haben aber doch Ihr gleichgültiges Wesen Lügen gestraft. Wenn auch Ihr Schreck nur Unwille bedeutete, es ist doch nicht diese trostlose Kaltblütigkeit in Ihnen, die Sie erheucheln,“ sagte er.

„Sie behaupteten einmal, meine Nähe dränge Sie zur Wahrheit,“ — erwiderte sie; — „so ist es aber umgekehrt: Ihre Nähe macht wenigstens meine Töne falsch.“

„Sie sind gut gelaunt!“ — rief er schmerzlich; — „mir ist aber wahrhaftig nicht wie Scherz zu Muthe. Florentine,“ — sagte er und faßte sie mit beiden Händen, — „ich muß ernst mit Ihnen sprechen!“ Eine Todtenblässe flog über sein Gesicht. Sie erbebte innerlich, doch einer großen Leidenschaft glaubte sie ihn dennoch nicht fähig.

„Wir sind längst zu Ende,“ — sagte sie, ihre Stimme gewaltsam beherrschend, — „es giebt gar nichts zwischen uns zu erörtern, ich muß es wiederholen, ich habe Sie für stolzer gehalten!“

„Ja, Florentine!“ sagte er langsam, „ich habe mich vor Dir gedemüthiget, wie nur ein Mann sich demüthigen kann; wirf auch Du Deinen Stolz ab, ich habe genug gebüßt, verzeihe mir endlich!“

„Ich habe Ihnen nichts zu verzeihen,“ — sagte sie ruhig, — „denn ich habe nichts durch Sie verloren.“ — Sie setzte sich nieder, wie gefaßt, seine Nähe ertragen zu müssen, und zugleich wie mit dem Gefühle, Alles von ihm anhören zu können, ohne berührt zu werden; dieser Mangel an Stolz in ihm durchdrang sie eiskalt.

„Weißt Du, daß Du fürchterlich bist, Florentine!“ — rief er und warf sich in einen Sessel. Es war eine

minutenlange Pause; Florentine glich einer Statue; mit verschränkten Armen, weiß und unbeweglich, saß sie da. Aber diese Züge konnten doch nur der Abdruck eines reichen, warmen Lebens sein. — Solern's Auge hing unverwandt und heiß an ihr, als müsse er sie in Gluth tauchen. Endlich sprang er auf und schritt heftig im Zimmer auf und nieder. „Wer von uns spielt Komödie?" — fragte er bitter, — „Du oder ich? — Es ist unmöglich, daß der Eine so glüht, und der Andere so eisig ist!"

Florentine richtete sich auf, wie aus einer Erstarrung erwachend; es ging ihr die Erinnerung durch die Seele an einen ähnlichen Gedanken in ihr, damals, als sie ihn mit aller Kraft geliebt und er erkaltet war. Unaufhaltsam gingen alle glücklichen Stunden, die sie mit ihm verlebt, an ihr vorüber, und alle Schmerzen, die sie um ihn gelitten; und das eigene Herz erschien ihr ein Räthsel, daß es nun so kalt bleiben konnte ihm gegenüber. Mit diesem Gedanken aber durchzuckte sie ein jäher Schmerz: hatte sie ein Recht, ihm diese tödtliche Kälte entgegenzusetzen, ihm, der einst so schöne Gefühle in ihr angeregt, der mit dem Glücke, wie mit den Schmerzen, die er über sie gebracht, doch erhebend in ihr inneres

Leben eingegriffen? Aber mit diesen Betrachtungen erschrak sie zugleich wie vor einer Gefahr.

Solern übersah in der eigenen Aufregung nicht ihre Bewegung. „Ein Weib wie Du kann nicht den Mann vergessen, an dessen Herzen sie geglüht,“ — rief er auf, — „in Deinem Kusse war Deine Seele!“

„Und darum bin ich zu Eis für Sie erstarrt, weil Sie damals ein Spiel mit mir getrieben. Gehen Sie fort!“ bat sie sanft und erhob sich.

„Hören Sie ein Wort,“ — sagte er bestimmt und so ruhig, als er es konnte, indem er ihr näher stand: — „— Es ist unmöglich, daß Sie die Zeit unserer Liebe vergessen haben, einer Liebe, die Ihr ganzes Wesen betheiligte, aus der Sie selbst erst hervorgegangen; es müssen doch heilige Sympathien zwischen uns bestehen, daß ich von dieser Bedeutung für Ihre Entwickelung werden konnte, — und wenn eine Absichtlichkeit in der Weise, mit welcher ich gegen Sie verfuhr, lag, so mußte ich doch ein ganzes Verständniß für Sie haben; es mußten doch die Elemente in mir ruhen, die ich zur Erscheinung bringen konnte: der Mensch kann nicht über seine Natur hinaus; wenn er mehr erscheint, als sein gewöhnlicher Ausdruck beweist, so fehlt ihm für ge=

wöhnlich nur die Anregung für seinen höhern Menschen; er kann nicht ausdrücken, was nicht in ihm ist."

„Sie sind eine Schauspielernatur," — unterbrach ihn Florentine, oder vielmehr sich selbst, indem sie aufmerksam ihn hörte, — „Sie phantasiren sich so in die Intrigue hinein, daß Sie selbst zuweilen vergessen, daß Sie Komödie spielen. Ihr künstlerischer Sinn verlangt für die Ausführung des kalten Gedankens plastische Formen und warme Farben."

„Und weißt Du nicht, daß, wenn eine Wahrheit in Deinem Ausspruche liegt," — erwiderte er langsam mit feierlichem Ausdruck, — „ich Dir darum näher bin, als jener Mann, den Du Deinen Verlobten nennst? — Florentine," — fuhr er rascher fort, — „Du bist eine Künstlernatur, glaube mir, Du machst Dich elend, Du giebst Dich selbst auf, indem Du Dich ihm hingiebst: er ist eine ganz praktische Natur, und seine philosophische Bildung giebt nur seiner Praxis die Tendenz, aber ihm nicht das Verständniß Deiner Wesenheit. Nach bittern Erfahrungen hat das reine, edle Gepräge seiner ganzen Erscheinung Dir wohlgethan, sein nobler Sinn Dich gefesselt, Die Stichworte seiner Bestrebungen haben sympathetisch Dich getroffen; aber es ist der allgemeine Begriff,

das Ideal, das Dich begeistert und erfüllt; und er strebt einzelnen kleinen Freiheiten, Wahrheiten, Rechten nach; sie sind die Stufenleiter, die zu der hohen Region Deines Ideals führen sollen, es ist ein mühsamer Weg und hat nichts von der Poesie seines Zieles, das Du mit Deinem Wesen schon erreicht hast; es ist ein nützliches Leben, das aber nur den unmittelbaren Nutzen begreift, nimmermehr das Schöne, weil es schön ist, und nimmermehr einer Erhebung durch den Genius und den göttlichen Offenbarungen einer freien Natur Zugeständnisse macht. Arme Florentine, wie würdest Du leiden unter der Prosa an seiner Seite und nicht beglücken mit allen Deinen Fähigkeiten, glücklich zu machen. — Florentine, Du liebst ihn nicht, nur einzelne Eigenschaften liebst Du an ihm. Florentine, fliehe mit mir Deinem nahen Unglücke! Wie Du, tauge ich nicht zu jenem langsamen Erklimmen jener Stufenleiter. Willst Du mein sein? Ich werfe von mir alle Eitelkeiten, mit denen ich in eitler Verblendung bis jetzt mich betrogen."

Florentine zuckte zusammen. Zum ersten Male traf sie der Gedanke, daß er eine wirkliche Neigung für sie empfinde und daß er in dieser Neigung zu einem bessern

Dasein sich erheben könne. Sie war so von Weh durchdrungen, sie hätte weinen mögen.

„Solern!“ — sprach sie mit unaussprechlich sanfter Stimme, aber doch entschieden; — „Sie irren sich, wenn Sie den innern Zusammenhang zwischen Rudolph und mir bezweifeln, Sie kennen mich nicht, und kennen ihn nicht; Sie kennen mich nur in den Salons, — in ihr todtes Marionettenspiel tauge ich freilich nicht; aber mein Herz wurzelt, wie das Rudolph's, in dem wirklichen Leben, und seine Seele erfüllt, wie die meine, das Ideal; in seinen Bestrebungen ist die edelste Selbstverleugnung. Habe ich doch aus ihm erst das Bewußtsein für mein Wesen gewonnen.“ — Wie eine feststehende Ueberzeugung erklärte sie die Harmonie in ihrem Verhältnisse mit Rudolph. Aber es fehlte ihr im Moment das Gefühl dafür, je weiter sie sprach, je mehr zitterte ihre Stimme.

Mit Entzücken sah Emil ihre Bewegung. „Aber ich habe sie doch allein, die ganze Empfindung für Dein Wesen!“ — rief er aus. — „Du warst einst weiches Wachs in meiner Hand, Deine Eigenthümlichkeit ging verloren, wenn Du damals mein wurdest, es mußte so kommen, wie es geschah; aber wir waren doch für ein-

ander bestimmt. Florentine! Florentine! — Ich muß Dich besitzen! Höre mich weiter und unterbrich mich nicht. — Laß von unserm kleinen Vermögen uns eine Besitzung kaufen und freie, glückliche Menschen sein," — fuhr er rasch fort, damit sie nicht Zeit zur Unterbrechung gewinne, — „Du lebst der Kunst, ich der Wissenschaft; die Welt bleibt uns offen; überall, wo unsere Interessen Anklang finden, können wir wieder hervortreten; wir haben uns Beide durchgearbeitet durch die Eitelkeiten der Civilisation, wir können muthig arm sein, tragen wir doch auch die Mittel in uns, uns zu helfen, wir riskiren nichts, in jedem Falle bleiben unsere Bedürfnisse mit unserm Treiben im Einklange. — Ich habe nichts mehr von jenem Ehrgeize, der mich einst von Dir trennte, er bildete nur eine nothwendiga Phase, es war die halbe Entwickelung, das Bewußtsein scheidet ihn aus mir."

Florentine war sprachlos: stand er nicht vor ihr als höllischer Verführer, indem er ihr das Leben vorspiegelte, das sie ersehnte, und das Rudolph als eine Ueberspanntheit zurückgewiesen; oder hätte er sich wirklich aus widerstreitenden Gewalten durchgekämpft zu einem höhern Dasein, war er der außerordentliche Mensch,

den sie einst in ihm geahnt, und der viel geirrt, weil er viel gestrebt?

„Aber ist denn eine neue Zukunft für Sie nur an mich Unglückselige gefesselt?“ — fragte sie schmerzlich. Sie klammerte sich fest an einen Sessel, das Zittern ihrer Glieder zu verbergen. — — „Aber, Solern, ich liebe Rudolph!“ — rief sie auf. In ihrer Stimme lag ein heißer Schmerz um die Wunde, die sie mit diesem Worte schlug, aber zugleich der Ausdruck ihres ganzen Gefühles für Rudolph; es durchdrang sie allmächtig in diesem Moment, sie wußte, sie konnte nicht anders. —

„Aber Du bist in einem Wahne befangen,“ — antwortete er heftig, — „und ich liebe Dich mit einer Leidenschaft, die mir keine Wahl läßt, als Dich zu besitzen oder zu sterben!“

„Solern!“ — rief Florentine mahnend, — „das ist dasselbe Wort, mit dem Sie mich einst umstrickt; diese Drohung, mit der Sie mich bethört, gegen meines Vaters Willen Sie zu sehen, — sie müßte mich jetzt zur Besinnung bringen, wenn ich auch schwankte.“

„Florentine!“ — sagte er langsam, mit dem Ausdrucke der tiefsten Leidenschaft: — „ich werde Dich

besitzen oder sterben! Jetzt sprich kein Wort mehr — ich gehe. Dann prüfe Dein Herz. Nicht die Drohung soll Dich bestimmen; aber denk' an Alles, was ich Dir gesagt."

„Es ist trostlos mit Ihnen!" — erwiderte Florentine — „Sie hören nichts, was gegen Ihre Wünsche spricht. Solern, Sie haben einst heiße Schmerzen über mich gebracht, es ist nicht edel von Ihnen, daß Sie mich zu stören versuchen, da ich wieder glücklich bin. So fangen Sie kein neues Leben an!"

„Daß ich Dich hassen könnte!" — rief er, indem sein Auge wild über sie hinflog. Rasch ging er von ihr.

Seine Unruhe nahm jeden Tag mehr überhand. Seine Phantasie klammerte sich an die Momente von Florentinens Bewegung, und er glaubte in ihr an ein aufdämmerndes Gefühl für ihn; aber er trauete ihr die Kraft zu, es niederzukämpfen und ihrem, Rudolph gegebenen, Versprechen treu zu bleiben. Er hatte eine Komödie gespielt, indem er ihr eine Verbindung vorgespiegelt und die Absicht, aus seiner Carrière zu treten; aber indem er ihr es vorstellte, hatte es unwiderstehlichen Reiz für ihn gewonnen. Florentine zu besitzen, erschien

ihm kein Preis mehr zu hoch, und seine amtliche Stellung hatte so sehr den Zauber für ihn verloren, daß ihn der Einfall, ein neues Leben mit neuen Kämpfen anzufangen, wie mit neuer Lebensfreudigkeit durchdrang, und er für seinen Ehrgeiz wieder Befriedigung hoffte; zugleich schmeichelte ihm der Gedanke an die Bedeutung, die Florentine durch die Kunst gewinnen könnte, und ihre Triumphe versprachen ihm immer neuen Reiz. Er dachte daran, um Florentinen einen Beweis des Ernstes seiner Neigung zu geben, das Verhältniß mit Isabellen aufzulösen, dann erschien es ihm aber eine Thorheit, hier Alles abzubrechen, ehe er es dort zu einem Resultate gebracht hatte, und sein ganzer Plan kam ihm wie ein Wahnsinn vor. Aber er besuchte Isabelle nicht mehr, er konnte sich nicht dazu entschließen; er verabsäumte seine Geschäfte, und ruhelos, wie den Tag, brachte er die Nächte zu. „Es ist ein sehr bedrückendes Gefühl, den Kopf verloren zu haben," verhöhnte er sich selbst; aber es wurde nur immer unklarer in ihm; am Tage floh er die Menschen, des Nachts sich selbst, er brachte sie meist in Weinhäusern oder am Spieltische zu.

Endlich, eines Abends, erschien er bei Isabellen, mechanisch hatte er den Weg verfolgt, den er oft ge=

gangen, und schrak auf, als er sich ihr plötzlich gegenüber befand. Isabelle begrüßte ihn mit schmerzlicher Freude; er warf sich ihr zu Füßen und weinte, sie weinte mit ihm und umarmte ihn, — lange hielten sie sich umfaßt; der Schmerz war das einzige sympathetische Gefühl zwischen ihnen.

Fortwährend bemühete er sich wieder vergeblich, Florentine zu sehen. Er schrieb ihr, — das hatte der Diplomat bis jetzt noch vermieden; aber er kannte keine Klugheit mehr und schrieb sich immer mehr die Gluth in's Hirn; nicht blos im Traume, auch wachend erschien ihm Florentinens weiße Gestalt. Oft glaubte er, sie sei gekommen, und wenn er die Arme ausbreitete, sie zu umfangen, und das Phantom in der Luft zerfloß, hätte er aufschreien mögen vor namenloser Qual. Sein Zustand wurde ihm ganz unerträglich, er dachte zuweilen einen Augenblick daran, sich rasch mit Isabellen zu verheirathen und dann mit ihr auf eine Zeit die Stadt zu fliehen. „Aber ich kann mich selbst nicht fliehen!“ wandte er rasch seinem Einfalle ein. —

Als Solern Florentine an jenem Abend verlassen, war sie zusammengebrochen, als sei ihre Kraft erschöpft; es war ihr, als könne sie hier keinen Tag länger weilen.

Sie dachte daran, abzureisen, sich zu Rudolph zu flüchten: wo sollte sie Schutz und Trost erwarten als bei ihm? Aber sie hatte nicht die Zuversicht, ihm willkommen zu sein; mit unsäglichem Wehe durchdrang sie das Gefühl, daß es anders mit ihnen geworden, sein Bild stand nicht mehr deutlich vor ihr, Emil's Darstellung ihrer Verschiedenheiten wollte wie eine Wahrheit sich ihr aufdringen. Sie hatte seinen letzten Brief noch nicht beantwortet, weil sie mit einem Entschlusse, der seitdem in ihr gerungen, noch nicht fertig geworden. Plötzlich schien ihr Alles klar. Sie schrieb:

„Rudolph! Es ist unmöglich, daß ich länger hier bleibe, das Drückende meiner Verhältnisse im Hause meiner Verwandten hat sich bis zur Unerträglichkeit gesteigert, es ist mir, als ränge ich vergebens nach Luft und Athem, ich bin gelähmt in meinem ganzen Wesen, und nur die Freiheit ist das Element, in welchem ich existiren kann. Es giebt noch einen Umstand, der meinen Aufenthalt hier unmöglich macht; klage mich nicht an, daß ich es nicht früher gewußt, aber die Unempfindlichkeit meines Herzens und mein Zweifel an der Empfänglichkeit eines Andern erhielt mich in Achtlosig-

keit — ich will es kurz sagen: Solern liebt mich! Ich habe die traurige Ahnung, daß zum ersten Male ein Gefühl, das er zeigt, eine Wahrheit ist, und — ist es eine Verblendung der Eitelkeit, oder ein Gefühl, das wahrer spricht, als alle Combinationen — ich fange an zu glauben, daß in seiner Neigung, soviel Unwahrheit sich auch mit hinein mischt, ein besserer Mensch in ihm auflebt. Ich Unglückselige! warum mußte ich es sein, für die er empfindet! —

„Nun zu meinem Plane: Ich will nach Paris gehen, unter Garcia meine Stimme zur größtmöglichen Vollkommenheit auszubilden. Rudolph, es ist mein tiefinneres Bedürfniß, und meine ganze Natur drängt zur Künstlerin. In meiner Kunst athme ich Freiheit, in ihrer freien Ausübung ruht die Bedeutung meines ganzen Wesens. — Sie soll auch der Weg sein zu meiner äußern Selbstständigkeit. So, Rudolph, stehen wir uns wieder als zwei freie Menschen einander gegenüber. Nun überschaue noch einmal die neue Wirksamkeit, die Du Dir gründen willst, jene einseitige Thätigkeit, in der Du Dein besseres Selbst vergessen mußt. O Rudolph! — Wie freudig folgte einst mein Auge dem

kühnen Fluge Deines Geistes! Und wie einem Jugendtraume wolltest Du jenem Streben entsagen, wolltest Sclave werden anderer, kleinerer Interessen? In der Sorge für das materielle Leben wolltest Du Deine schönen Kräfte verschwenden, Deinen Geist in Fesseln schlagen? Eher könnte ich begreifen, daß man, wenn jene Sorge mit höhern Zwecken sich nicht vereinigen ließe, als Tagearbeiter das tägliche Brod zu gewinnen suchte; bleibt doch der Geist dabei ungefesselt und gesund, und ihm unbenommen, seinen Bedürfnissen getreu zu denken, zu dichten und zu arbeiten. Ich beschwöre Dich, Rudolph, folge noch Deinem frühern Plane, gehe nach dem freien Amerika, daß Du Dir Deiner selbst wieder bewußt wirst! Erst wenn Du dann wiederkehrst, entscheide über Deinen Wirkungskreis! — In dem unausgesetzten Streben, für die Wirklichkeit zu existiren, bist Du in die Gefahr gekommen, den höhern Gesichtspunkt für Deine Leistungen zu verlieren. Und wenn Du dann wiederkehrst, vielleicht sind wir dann auch in unsern Ansprüchen und Ansichten uns wieder näher getreten.

„Antworte mir bald, ich will nicht abreisen, eh' ich

Deine Meinung über meinen Plan kenne. Und doch muß ich fort, bald, bald! Rudolph, wäre es möglich, daß ich Dich noch wiedersehe, eh' ich gehe! Ach eile zu mir, eile, ich muß Dich sehen und sprechen, auf daß ich wieder Muth gewinne für unsere Zukunft."

Die Hochzeit.

Anastasiens Hochzeit sollte in einigen Tagen stattfinden. Alle Vorbereitungen wurden getroffen, die Gäste sollten eingeladen werden. Die Familie, die beim Frühstücke versammelt war, berieth über dieselben. „Lieber Onkel,“ — wandte sich Florentine an den Major, — „wahrscheinlich werde ich in Kurzem hier ausscheiden, gewähren Sie mir noch eine Bitte: ich würde gern Anastasiens Hochzeit beiwohnen; es ist mir aber unmöglich, sobald Solern eingeladen wird, und ich bitte Sie, lassen Sie ihn fern!“

„Es ist mir noch nie vorgekommen,“ — fiel Hortensie ein, — „daß man nicht zur rechten Zeit der Annäherung eines Mannes hätte entgehen können, wenn man es gewollt hätte, ohne so ein auffallendes Benehmen.“

Der Major verwies sie zur Ruhe; ihm war es gerade gelegen, sich über diesen Punkt endlich aussprechen zu können. „Ich habe Dich frei gewähren lassen, Florentine," — sagte er feierlich, — „und es nicht bemerkt, wie Du den Bemühungen des Legationsrathes Solern ausgewichen; da Du ihn aber zur Sprache bringst und ein überspanntes Mädchen bist, so kommt es mir als Deinem nächsten Verwandten zu, Dir den Kopf zurechtzusetzen. Es scheint mir außer Zweifel, daß der Legationsrath Solern reelle Absichten auf Dich hat; dieser Diplomat würde sich nicht so entschieden um Dich bemühen und seine Braut vor den Kopf stoßen, wenn er nicht gesonnen wäre, die Braut zu vertauschen. Was nun seine Untreue an Fräulein Isabelle betrifft, das geht Dich nichts an, das hat er mit sich und mit ihr abzumachen; es ist übrigens etwas, was tagtäglich vorkommt und in der Gesellschaft nicht ruinirt, — Du hast es nur mit Dir zu thun. Deine Verlobung mit dem Doctor Bodinus war ganz vernünftig, als Du keinen andern Bewerber hattest: ein Sperling in der Hand ist besser, als eine Taube auf dem Dache; aber ein Unsinn wäre es, wenn Du noch jetzt, da eine bessere Partie sich Dir darbietet, an jene Verbindung denken wolltest. Bodi-

nus ist ein ganz netter Mensch, aber ohne Namen, ohne Carrière und ohne Aussicht bei wenigem Vermögen, noch dazu ein unruhiger Kopf, der eigentlich an's Heirathen gar nicht denken sollte, da er seiner selbst keinen Augenblick sicher ist. Die Ereignisse, die kürzlich mit ihm stattgefunden, kannst Du als einen anständigen Grund zu Deinem Rücktritt benutzen; hast Du ihn und die Unsicherheit seiner Zukunft doch auch erst recht aus dieser Angelegenheit kennen gelernt. — Solern hat ein gutes Auskommen, mit noch bessern Aussichten, und bekleidet ein Amt, das früher nur mit Adeligen besetzt wurde. Uebrigens kann er Dir auch gerade nicht zuwider sein, — was, beiläufig gesagt, bei so vielen Vorzügen ein für allemal eine Thorheit wäre, — da Du früher schon einmal gern seine Frau geworden wärest."

Mit sehr selbstgefälliger Miene hatte der Major zu Ende gesprochen und zuweilen einen Blick nach seiner Frau geworfen, ob sie nicht über seine Beredtsamkeit staune. Florentine hatte ihn ruhig angehört; wenn er die Genugthuung hatte, seine Meinung ausführlich auseinander zu setzen, verlor er etwas an Leidenschaft für dieselbe. Sie dachte auch nicht daran, seine Ansichten bekämpfen zu wollen, sie sagte nur: „Lieber Onkel,

mein Gefühl entbindet mich nicht des Wortes, das ich Rudolph gegeben, es ist mir unmöglich, mit Solern noch zusammentreffen zu können. Nehmen Sie sich meiner an, halten Sie ihn fern, daß ich in diesen Tagen noch bei Ihnen sein kann."

„Du bist ein thörichtes Wesen!" entschied Herr von Sahlis, „indessen bist Du mündig, Du hast selbst über Dich zu verfügen; ich habe meine Schuldigkeit gethan, habe Dir meine Meinung gesagt; da sie aber kein Gehör findet, nun so werde der Legationsrath nicht zur Hochzeit eingeladen; denn es würde allerdings sehr auffallen, wenn Du dabei fehlen wolltest. Deinem Eigensinne wäre es wohl zuzutrauen. Uebrigens überlege Dir noch, was ich Dir Alles gesagt, vielleicht besinnst Du Dich noch eines Bessern: guter Rath kommt über Nacht."

Die Tante weilte mit schmerzlichem Blicke auf Florentinen, die sie bald hier ausscheiden sehen sollte und mit ihr das einzige Wesen, in dessen Brust ihr Kummer Verständniß und Theilnahme gefunden. Aber zu sehr gewöhnt, für sich selbst zu resigniren, vergaß sie auch rasch die eigene Entbehrung, die sie erleiden sollte, und dachte nur, wie beengend und unheimlich Floren-

tinen wohl dieses Haus einschließen müsse, darum athmete sie in ihrer Seele froh auf, daß sie es bald verlassen werde.

Als Florentine wieder nach ihrem Zimmer zurückkehrte, fand sie einen Brief von Max.

Max an Florentine.

„Die Hochzeit meiner Schwester wird in diesen Tagen alle Verwandten in Eurem Hause versammeln, — ich allein werde fehlen; damit Du aber meine Mutter über mein Ausbleiben beruhigen kannst, daß ihre Freude an dem Feste nicht gestört werde, und Du auch an mir nicht zweifelst, muß ich Dir eine Nachricht von mir geben, noch ehe die Zeit eigentlich gekommen ist, wo ich Dir erst wieder nahen wollte.

„Florentine! Denkst Du noch an jenen Abend? In meinem Gedächtnisse lebt er unvergänglich, und denke Du an ihn, wenn Dir leere Stunden kommen sollten — und sie stehen Dir bevor; aber nicht, weil Du zu arm, sondern weil Du zu reich bist, und Anderer Seelen leicht zu eng, Dich zu umfassen. An jenem Abend

gingst Du in Deinem ganzen Wesen einem Menschen auf und in ihm aus Dir ein neues Leben! —

„Für die Zukunft habe ich noch keinen bestimmten Plan, ich bin nur entschieden, vom Militär meinen Abschied zu nehmen, dort ist einmal für immer meine Sphäre nicht mehr, war es eigentlich nie. Ich beschäftige mich viel mit der Landwirthschaft, ich gewinne ihr mehr Geschmack ab, als ich von vornherein dachte, daß es sein könnte. Unser Gut kommt dabei in einen bessern Zustand, das wird meinen Vater seiner Zeit mit meinem Entschlusse, aus dem Dienste zu treten, versöhnen.

„Uebrigens stärke ich mich bei jenen Beschäftigungen geistig und körperlich. Zugleich vertiefe ich mich in die Verhältnisse der Menschen hier und gewinne mehr und mehr Einfluß. Außerdem studire ich eifrig Staatswissenschaft, und sollte in die Politik ein frischerer Zug, ein Umschwung kommen, so wäre es mein Wunsch, als Deputirter in ein Volkshaus zu treten. Ist's, weil in mir selbst eine Revolution vorgegangen, — aber es will mir scheinen, als ob die allgemeine Stimmung nach bedeutungsvollen Veränderungen drängte. Hoffen wir es! Das wäre die Zeit, wo ich Dich wiedersehen möchte.

Du wirst dann mit Rudolph vereinigt sein, und seine und meine Bestrebungen dürften uns einander begegnen lassen. Im Augenblicke bleibe ich Dir fern, weil ich nicht vor Dir erscheinen will, so lange ich nicht entschieden eine neue Stellung gewonnen, und auch nicht eher meine alten Verhältnisse wiedersehen, bis ich sie auch äußerlich überwunden habe. So leb' wohl, — auf Wiedersehen!!!"...

„Endlich ein Lichtpunkt in dieser dunkeln Zeit!" rief Florentine freudig auf, nachdem sie den Brief gelesen.

Gegen Abend, als sie in ihrem Zimmer beschäftigt war, das Hochzeitgeschenk für Anastasie zu vollenden, öffnete sich leise die Thür, und eine verschleierte Gestalt trat herein. Florentine erkannte sogleich Isabelle, obgleich sie nicht mehr jenem frühern Bilde glich: das schöne Roth war auf ihren Wangen ausgelöscht, die Augen waren nicht mehr klar, ihr Licht war matt und traurig; aber aus den traurigen Zügen sprach ein noch rührenderer Liebreiz.

Florentine erschrak: — welchen Trost hatte sie für die arme Isabelle! — Sie hatte ihr nichts zu bieten, als ihre Theilnahme. Sie eilte ihr entgegen und schloß sie in die Arme. Isabelle sank ihr weinend an die Brust.

„Weißt Du es, warum ich zu Dir komme?“ fragte sie leise. Florentine hatte keine Antwort, aber sie schloß sie noch fester an ihr Herz. Dann entkleidete sie sie der überflüssigen Verhüllungen, daß sie leichter athme, und führte sie zu einem Sessel. — Sie kniete vor ihr nieder und umschlang sie von Neuem, es war ihr so unsäglich weh, diesem süßen Geschöpf das Glück gleichsam entwendet zu haben, und doch war es für sie nur ein Unglück, dem sie zu entfliehen gesucht hatte, sowie sie es geahnt.

„Florentine!“ — bat Isabelle, — „beantworte mir eine Frage so wahr, wie Dein ganzes Wesen ist: liebst Du Emil Solern? Ich wünsche nichts als sein Glück, das meine ist längst untergraben!“

Florentine richtete sich empor. „Ich liebe ihn nicht, Isabelle, mein Herz gehört ungetheilt einem Andern; ich erwarte blos noch einen Brief meines Verlobten, dann reise ich ab.“

Obgleich Isabelle sich bis zu dem Punkte gelangt glaubte, Florentinens Liebe für Solern, um seiner Ruhe willen, zu wünschen, so drang ihr doch dies Wort schmeichelnd in's Ohr, und Florentine gewann, dem liebenswürdigen Wesen gegenüber, noch eine leise Hoffnung, daß nach ihrer Abreise sein Herz zu Isabellen zurückkehren werde; es gab für ihn keinen Kampf, nichts zu erobern bei der Hingebung, die in dieses Mädchens Wesen lag: Isabelle verdiente ein edleres Herz.

Doch auch für Solern tauchte ihr noch eine Hoffnung auf: war sie fort, und er vertiefte sich in dieses Mädchen, vielleicht durchdrang sie ihn noch mit der Erhebung, der sie ihn noch fähig hielt, und fesselte ihn so inniger und dauernder an sich.

Die Beiden blieben noch einige Augenblicke beisammen, ihre Nähe that ihnen gegenseitig wohl. Isabelle faßte wenigstens den Muth, die Eltern zu bestimmen, ihre Verbindung mit Solern, die eigentlich nur noch dem Namen nach zu bestehen schien, nicht förmlich aufzulösen. Hatte doch der Name noch einen Trost, eine Hoffnung für sie; nur wenn ihr Verhältniß das Hinderniß seines Glückes sei, wollte sie es freiwillig lösen. Die Eltern waren erzürnt über Solern's Vernachlässigung ihrer

Tochter; doch ahnten sie nicht die Ursache; seine Bemühungen um Florentine waren in der Gesellschaft auffallend gewesen, nur dem Auge Isabellens waren seine innern Vorgänge anschaulich geworden, jene rechneten sein Benehmen gegen die Braut mehr einer unbegreiflichen Hypochondrie an, die vorübergehend sein könnte, und so konnten sie den Bitten ihres bleichen, dahinschwindenden Kindes nicht widerstehen, — duldeten weiter dieses Scheinverhältniß, obwohl sie zuweilen dachten, daß sie durch ein energisches Einschreiten der beklagenswerthen Braut eine größere Wohlthat erzeigen würden. —

Florentine hatte den Abend noch bei ihren Verwandten zugebracht; erst spät kehrte sie nach ihrem Zimmer zurück. Den Kopf in die Hand gestützt, saß sie in einer Sophaecke, Alles wurde still im Hause, sie erhielt bange Unruhe wach: vergeblich hatte sie von Rudolph einen Brief erwartet, und zum ersten Male flog es ihr durch die Seele, daß er ihr Schreiben wohl mißverstehen könne. Sie beklagte die Trennung, die etwas Fremdes zwischen sie gebracht, und eine unendliche Sehnsucht drang ihr in's Herz. Wie ein wüster Traum erschien ihr die vergangene letzte Zeit, sie barg ihr Gesicht in das Kissen

und weinte heiße Thränen. Warum hatte sie sich nicht bemüht, die Spannung zu lösen, die zwischen ihn und sie getreten, sich mit ihm zu verständigen! War es doch unmöglich, daß etwas Fremdes zwischen ihnen innerlich begründet sein könne; es konnten nur verschiedene Stimmungen sein, ihre verschiedenen Verhältnisse, die diesen Eindruck hervorgebracht. — Ihr letzter Brief in seiner kalten Form war aber nicht geeignet, ihn auszulöschen. Rudolph tauchte in seinem ganzen Wesen vor ihr auf, seine Selbstverleugnung, der tiefbegründete Ernst seiner Bestrebungen, die das Kleine erfassen, um das Große nicht zu verlieren; in einem Moment hatte sie den Blick in seine ganze Handlungsweise und empfand wieder in seinen Bedürfnissen die verwandten Elemente mit den ihren. Sie strich mit der Hand über die Stirn. „Warum war dies Alles mir nicht stets gegenwärtig, warum erkannte ich ihn nicht aus seinen Briefen, wenn auch andere Stimmungen sich seiner bemächtigt hatten?" — fragte sie. Es ist zuweilen, als ob einige Kammern unsers Fassungsvermögens verriegelt wären und sich dann plötzlich wieder öffneten. Sie wollte einen zweiten Brief schreiben, der Alles wieder in's Klare bringen sollte, — heute noch. Sie stand auf, indem bemerkte sie ein Rau=

schen hinter den Gardinen; — wie erschrak sie, als Solern hervortrat!

„Sind sie wahnsinnig?“ — rief sie ihm entgegen.

„Vielleicht!“ — antwortete er. — „Klage mich nicht an, Florentine; Dich selbst klage an, Du hast mich zum Aeußersten getrieben.“

„Sie verlassen mich im Augenblick!“ sagte sie bestimmt. Indem ihr Auge über ihn hinstreifte, erschrak sie von Neuem: sein Blick hatte etwas Irres, seine Haltung eine Nachlässigkeit, die sie nicht an ihm kannte.

„Das Haus ist geschlossen,“ antwortete er, indem er ihr näher trat, und in einem Tone, der sie erzittern ließ. Wie ein aufgescheuchtes Reh flog sie zurück.

„Es wird wohl nicht Alles im Todtenschlafe ruhen,“ — rief sie — „und das Haus noch wieder zu öffnen sein.“ Sie eilte nach der Thür; er kam ihr zuvor und faßte das Schloß.

„Besinne Dich!“ rief er ihr zu, „Du compromittirst mich nicht, ohne Dich mit zu compromittiren.“

„Ich habe nur daran zu denken, Sie zu entfernen,“ — antwortete sie. Sie eilte nach der Thür; sie war verschlossen. Solern hatte diese schon im voraus bewahrt.

Er schloß nun auch die Thür ab, die er bewachte, und steckte den Schlüssel ein.

„Was versprechen Sie sich von diesem Manöver?“ fragte sie eiskalt. — „Es ist in der That wenig geeignet, mich für Sie einzunehmen.“

„Florentine!“ — sagte er, — „seitdem ich Dich nicht gesehen, hab' ich nichts gedacht, als wie ich wieder zu Dir gelangen konnte; es ist mir zur fixen Idee geworden, und hätte ich sollen einen Mord begehen, ich mußte Dich wiedersehen, — ich mußte es!“

„Den Schlüssel, Solern!“ rief sie. —

„Florentine, sprich ein Wort, das mir eine Hoffnung giebt, an der ich zehren und leben kann, und ich will von Dir gehen! Du hast nie geliebt, Du hast keine Ahnung von der Gluth, die mich versengt; sie müßte, und wäre es nur einen Moment, Dich entzünden.“ —

„Solern, den Schlüssel!“ wiederholte sie mit unerbittlicher Kälte. Sie hatte alle moralischen Waffen vergeblich gegen ihn erschöpft, sie hatte keine Gedanken mehr ihm entgegenzustellen, und ihr Herz krampfte eisig zusammen vor dieser finstern Gluth; aber doch zitterte sie so heftig, nicht blos in eigener Angst über diese Situation, sondern auch um ihn, über seinen Zustand, daß sie

sich kaum aufrecht erhalten konnte; sie lehnte sich in die Fensternische und stützte sich auf die Brüstung.

„Du machst mich rasend!“ fuhr er auf. Er schritt heftig im Zimmer auf und nieder. — „Florentine!“ — redete er in höchster Bewegung weiter, indem er vor ihr stehen blieb. „Mein ganzes Leben ist Lüge, dieser Augenblick allein ist Wahrheit! Die Leidenschaft, die ich einst nur geheuchelt, hat unwiderstehlich mich erfaßt. Ich habe sie Dir vorgelogen vor sechs Jahren, weil ich Dich benutzen wollte, meinen Ehrgeiz zu befriedigen, ich habe sie Dir vorgelogen bis vor Kurzem, um Deine Ruhe, die meine Eitelkeit verletzte, zu erschüttern. Ich habe gelogen, als ich einen Drang nach Wahrheit Dir darstellte; nur in Dein Herz wollte ich mich schmeicheln; ich habe gelogen, als ich Dir sagte, ich wollte mich von meiner Vergangenheit ablösen, Dich zu besitzen, daß Du an einen Ernst in mir glauben solltest; — aber nun ist für mich Alles zum furchtbaren Ernste geworden, jede Lüge zur Wahrheit! — Nun ich meine ganzen Fähigkeiten concentriren möchte, eine Gestalt zu gewinnen, die Dich bewegen könnte, drängt es mich unwiderstehlich zur Wahrheit, die mich in allen Zügen entstellt; — nun die ganze

Welt für mich verschwindet in dem Verlangen nach Dir, kann ich nur Worte finden, an denen Du erstarren mußt!"

„Aber Sie haben sich nur hineinphantasirt in die Leidenschaft!" — rief Florentine; — „da Sie aufgehört, mich zu belügen, haben Sie sich selbst belogen."

„Ja, mich selbst hab' ich mehr betrogen, als je ein Wesen!" -- sagte er langsam mit dumpfer Stimme, seinen Kopf schwer gebeugt. — „Als ich Dich noch zu belügen glaubte, belog ich längst mich selbst. — Mit Deinem Herzen wollte ich ein Spiel treiben und das eigene Herz hab' ich geopfert. Ist es nun die Strafe für meine Vergangenheit, daß eine innere Nothwendigkeit mich zwingt, mich Dir in meiner ganzen Jämmerlichkeit zu zeigen, oder ist es die Leidenschaft, die mein Hirn versengt hat, daß es zu arm geworden für die Heuchelei?" — Als ob er zusammenbräche, stürzte er vor ihr auf die Knie. — „Ich liege vor Dir!" rief er empor, — „wie vor dem Throne Gottes, die Falschheit flieht zurück, ihr Reich ist zu Ende. Der Schimmer und Flitter der Welt existirt nicht mehr für mich, ich habe meinen Götzen verloren, — sei Du nun mein Gott!!" —

Florentine rang vergeblich nach Worten, sie war erschüttert bis in's innerste Mark.

„Zitterst Du, Florentine?“ fragte er mit bebender Stimme. — „Schaudert Dir vor mir?“ —

„Nein!“ — antwortete sie, — „ich fange an, an Sie zu glauben. Wer den Muth hat, so mit seinem eigenen Herzen in's Gericht zu gehen, der muß auch den Muth haben, sich emporzuheben; Sie können nicht diese Erkenntniß über sich selbst gewonnen haben, um in neue Verirrungen sich zu stürzen.“

„Ja! ich will mich erheben,“ — rief er auf, — „zu Dir! Ich sage mich los von allen verführerischen Ehren, die ich bis jetzt errungen und die ohne Genuß sind; meine Brust schmachtet nach freiem Athem, nach Leben und nach Luft! Florentine, ich beschwöre Dich, sage auch Du Dich los von Allem, was Dich von mir hält! Sei mein; kein anderer Mann kann Dich lieben, wie ich Dich liebe!“

„Eine unsinnige Leidenschaft ist es, begründet in der Unmöglichkeit, mich zu besitzen!“ — rief sie. — „Sie müssen sich von ihr lossagen, wie Sie der Lüge entsagt! Richten Sie sich empor, Solern!“

Er sprang auf und faßte sie heftig am Arme. — „Kaltes Geschöpf, glaubst Du, man lege eine Leidenschaft ab, wie ein Kleid? — Florentine! — ich ertrage diesen Kampf nicht länger! Treibst Du ein Spiel mit mir,

so laß es enden; fesselt Dich nur ein Pflichtgefühl an jenen Mann, so erkenne die Thorheit! Jetzt antworte, willst Du mein Weib werden?"

„Nein!" — antwortete sie bestimmt, — „nein!"

Er ließ sie los und warf sich zur Erde. Lange Minuten lag er in krampfhaftem Weinen. Rathlos stand Florentine da. Es schauderte ihr vor ihm; aber zugleich empfand sie ein tiefes, tiefes Mitleid; sie wagte kaum sich zu regen, als möchte sie ihn ihr ganzes Dasein vergessen machen. Plötzlich raffte er sich zusammen und umklammerte, wie in wahnsinniger Verzweiflung, ihre Füße.

„Stehen Sie auf!" rief sie.

Er erhob sich und warf sich in einen Sessel, der neben ihm stand; auf die Lehne drückte er seine Stirn, als wolle er ihr Klopfen unterdrücken. „Florentine!" — stöhnte er, — „bist Du keines Opfers fähig? — Gieb mir eine selige Stunde — nur Eine! — Dann will ich hingehen — und Isabelle heirathen — oder, wenn meine Existenz Dich bedrückt, — mich erschießen; — — nur einmal überlaß mich dem berauschenden Wahne, als seist Du mein!!" — —

„Keinen Augenblick länger erdulde ich Ihre Nähe," — rief sie und schritt nach der Thür. „Jetzt den Schlüs-

sel; außerdem sind meine Verwandten mir nicht so fern, daß ich sie nicht rufen könnte!“ In ihrem ganzen Wesen lag eine Bestimmtheit, die keinen Zweifel mehr ließ.

Stumm reichte er ihr den Schlüssel. Sie öffnete und eilte leise zu ihrer Tante an's Bett; Sorgen erhielten diese noch wach. Florentine berichtete ihr rasch den Vorfall und bat um den Hausschlüssel. Dann schloß sie auf und floh eilend wieder hinauf, um Solern nicht noch einmal zu begegnen.

Er hörte die Hausthür öffnen, raffte sich auf und entfloh.

Ohne Ruh' und Rast trieb er sich die Nacht im Freien umher; er hätte Bodinus ermorden können, wenn er ihn getroffen, so zügellos raste die Leidenschaft in ihm. Ein Gedanke trieb ihn endlich heim. Er setzte sich an seinen Schreibtisch und schrieb mit verstellter Hand:

An Herrn Doctor Bodinus.

„Ihre Braut bemüht sich, ihre Freiheitstheorien mit allen Consequenzen praktisch zu üben: vor einigen Wochen sah man sie am späten Abend in die Wohnung des Lieutenant von Sahlis schlüpfen, — in der vergangenen

Nacht verließ der Legationsrath Solern ihr Haus, das sie selbst ihm leise öffnete.“ . . .

Er siegelte und trug selbst diesen Brief zur Post. So dachte er seinen glücklichen Nebenbuhler tödtlich zu verletzen, und setzte zugleich für sich selbst auf diesen teuflischen Act noch eine Hoffnung. Indessen faßte er in diese Hoffnung sein ganzes Sein, so daß sie ihm selbst schwach schien gegen das, was er einsetzte, und dieser Druck seines ganzen Wesens auf einen Gedanken wirkte immer zerstörender auf seine moralische Kraft.

In der Stadt verbreitete sich das Gerücht: der Legationsrath Solern sei wahnsinnig geworden. —

Endlich, am Morgen nach jener unheilvollen Nacht, war Florentine entschlummert und schlief in den Tag hinein, aber ihr Schlaf war schwer, als ob Angst und Kummer auch im Schlafe noch ihre Brust bedrückten. Als sie erwachte, wollte sie gern den gestrigen Abend als einen Traum erkennen; aber er war nicht auszulöschen, und sie konnte nicht los von der Erinnerung, die sie mit unheimlicher Angst erfüllte. Langsam erhob sie sich, langsam ging sie an die Beschäftigung des Tages; es war ihr, als sei ihre Zeit hier nun schon abgelaufen, und sie habe eigentlich nichts mehr vor; aber wenn sie weiter

blickte, wurde ihr nicht freier; der Plan mit Paris gewährte ihr im Augenblicke keine Beruhigung; sie sehnte sich nur nach Rudolph, wieder zu ruhen in dem sichern Gefühle seiner Liebe. Ihn wiederzusehen, fühlte sie sich bedürftig wie der Luft. Es war ihr, als müsse er kommen, als müsse es ihn zu ihr treiben. Unwillkürlich eilte sie immer an's Fenster, die nahenden Gestalten zu prüfen, als dürfe sie ihn gleich im Augenblicke erwarten.

Nicht er, aber der Briefträger trat in's Haus, und ihr Herz klopfte, als sei er es selbst. — Sie lauschte, — er kam herauf, ihre Klingel wurde gezogen, — sie hörte ihren Namen nennen, — sie eilte hinaus, — der Brief war für sie, — er war von Rudolph.

Rudolph an Florentine.

„Du mußt mich wiedersehen, um Muth zu gewinnen für unsere Zukunft! Arme Florentine! weißt Du nicht, daß diese Zukunft verloren ist, indem Du künstliche Mittel suchst, um an sie glauben zu können? Ein künstliches Mittel nenne ich unser Wiedersehen, wenn es uns die Sympathie für einander in's Gedächtniß prägen soll. Wenn sie wahr ist, muß sie auch aus der Ferne empfun-

den werden, oder sie bestand nur in einem Rausche, ist also — eine Täuschung! — Schrick nicht zurück vor diesem rauhen Worte; wohl ist die Wahrheit oft rauh, aber wir dürfen uns ihr nicht entziehen, überall ist sie das endliche Ziel, und je weiter wir von ihr weichen, desto mehr Irrthümer haben wir zu büßen. Florentine! das Leben ist für uns Beide von zu hoher Bedeutung, als daß wir uns besinnungslos in seine Strömung stürzen sollten. Der Zauber vergangener Tage unsers Beisammenseins liegt Dir noch zu nahe, um an seine Macht nicht mehr zu glauben, Du hast mich noch so lieb, um Dich überreden zu können, Du liebest mich; darum wünschest Du unser Wiedersehen — und darum muß ich Dir fern bleiben, weil es die Täuschung ist, die Du mit mir rufst! — Florentine! Du bist los von mir, und es ist nicht in einem augenblicklich abgeirrten Gefühle; durch eine innere Nothwendigkeit ist es bedingt. Was ich oft und schon lange unklar gefühlt, das wird mir zur Klarheit in Deinem Briefe: unsere Wege können sich nicht vereinen — wir müssen uns lassen! —

„Als wir uns kennen lernten, that Dir in Deiner Herzenseinsamkeit mein Interesse an Dir wohl; was das Gefühl Dich gelehrt, trat als Gedanke Dir in mir ent=

gegen, Du glaubtest mich zu lieben, aber der Gedanke war es, welchen ich vertrat, den Du liebtest. Dir selbst unbewußt, lebte ein anderes Bild fort in Deinem Herzen; Du wähntest es ausgelöscht, weil seine Farben verblichen waren; als er Dir aber wieder entgegentrat, sein früheres Wort zu lösen, da löschte er auch die frühere Schuld aus. Du glaubtest Dein Ohr verschlossen für seine Liebesworte; aber sie drangen doch ein, sie klangen doch wieder. — Indem Dir mit meinem ersten Erscheinen Manches zum Bewußtsein kam, was nur ein dunkler Drang in Dir gewesen, da stattete Deine Phantasie mich köstlich aus und lieh mir glänzende Talente; meine Begeisterung erschien Dir Thatkraft, und Du träumtest für mich Bedeutung und Ruhm. Als wir uns wiedersahen, warst Du, mir gegenüber, wohl noch in Deinem Wahne befangen; aber gegenüber der Gesellschaft bedrückte Dich mein unbekannter Name. Darum Deine Scheu, mich als Deinen Verlobten vorzustellen. Als ich nun in der kleinen Stadt mich etablirte, da wurde Dir's plötzlich klar, daß Du mit andern Ansprüchen und andern Leistungen mich geträumt; da trat zugleich das enge kleinstädtische Leben, die dunkle unbekannte Existenz, an meiner Seite, Dir mahnend vor die Seele; da erschrakst Du vor dem

ganzen bürgerlichen Leben und Treiben. Es schwand Dein Traum, mit mir die Freiheit zu gewinnen, und Du wolltest Dir ein eigenes Leben schaffen. Als Du noch vor unserm Wiedersehen mit Eifer Deine Kunst erfaßtest, da war schon unleugbar das Bedürfniß in Dir rege geworden, einen neuen Anhaltepunkt zu gewinnen; da füllte schon die Liebe zu mir Dich nicht mehr aus. Nun willst Du Dein Talent ausbilden, auch um äußere Selbstständigkeit zu erlangen. Mit diesem Worte sagst Du Dich los von mir, in diesem Entschlusse sprichst Du das klare Gefühl aus, daß Du meine Verhältnisse nicht theilen kannst.

„Solern steht in dem Kreise, dem Du durch Geburt und Erziehung angehörst, und von dessen kleinen feinen Aeußerlichkeiten der verfeinerte Geist sich so gern schmeicheln läßt, jenem Kreise, der hauptsächlich auch Deinem Talent freien Raum gewährt. Solern hat auch Sinn für das gefeierte Weib, er sieht nicht mit seinem Auge allein, er sieht auch mit dem Auge der Gesellschaft und findet Befriedigung, wo Du mich leiden sahst. Für ihn hat dies Alles Dich nicht unmittelbar eingenommen; aber Du hast gefühlt, daß Du um meinetwillen zu viel opfern müßtest. Das war Dir nicht klar, indem Du mir schriebst;

aber es stand in Deinen letzten Briefen zwischen allen Zeilen. Du willst Solern entfliehen, aber Du fühlst, daß Du ihn nicht vergessen kannst, — darum möchtest Du die Erfahrung seiner Rückkehr zu Dir aus Deinem Leben streichen. — Und könntest Du es, arme Florentine! könntest Du auch für die neue Richtung meiner Bestrebungen, die Dir der höhern Motive zu entbehren scheinen, den rechten Gesichtspunkt wiederfinden und mich gerechtfertigt, — Du müßtest dennoch an meiner Seite Alles entbehren, was Dir unentbehrlich ist. Nur von der Begeisterung kannst Du leben: — so hast Du mir's selbst bekannt; aber liegt auch Begeisterung meinem Streben zum Grunde, so ist doch die That des Tages, der Stunde, so einfach, so alltäglich, daß Du nimmermehr Dein Interesse daran knüpfen könntest. Darum will Dir's auch scheinen, als hätte ich mich selbst verloren in meinem neuen Plane; aber um in Wahrheit etwas zu leisten, müssen wir rückwärts gehen in unserm Wollen. Der in die Weite fliegende Enthusiasmus der Jugend muß sich auflösen in eine Thätigkeit für ein erreichbares Ziel. Es ist tief in meiner Natur begründet, für Andere zu leben, nicht für mich allein, darum bedarf ich auch immer der Vergegenwärtigung dessen und tauge besser für die

practische Seite meiner Wissenschaft, als für die theoretische, und ich könnte mich nicht erfüllen in jenem abgesonderten Leben, das Du mir vorstellst, wenn es auch Reiz und Freiheit verspricht; — das Resultat seiner Forschungen verspräche nicht Lebensfähigkeit. An Bestehendes müssen wir das Neue anknüpfen, sonst schwebt es in der Luft, und wir selbst verlieren allen Halt. Ich gebe Dir zurück, was Du mir einst selbst gesagt: „Die Welt wird nicht allein weiter gehen durch die Entwickelung der Ansichten, sie bedarf auch der Veredelung der Naturen.“ Aber von fern, durch die Wissenschaft, werden nur die Ansichten cultivirt, die Naturen kann man nur veredeln, wenn man mit einem höhern, reinen Streben sich mitten hineinstellt in's kleine Leben und darin einbürgert. Und es ist auch an und für sich selbst nicht immer ohne Reiz, es gewährt viele Befriedigung; aber ruhige Gemüthlichkeit ist Dir der Tod! Die häuslichen Verhältnisse, denen Du jetzt angehörst, wären Dir sonst nicht unerträglich. O, auch vor der Ruhe des Besitzes bebtest Du zurück, schon in jenen glücklichen Stunden unsers Beisammenseins, und doch wäre es gerade diese Ruhe, die für viele Entbehrungen Dich entschädigen müßte. Mit dem Sturme möchtest Du durch die Welt

rauschen! Das klang damals in Deinen Tönen, das riefst Du aus, als Du in ihnen nach einem Tage voll widersprechender Gefühle Dir klar geworden; meine Sehnsucht nach Ruhe in Dir trieb Dich zu dieser Unruhe. Ach, Florentine! mein Leben hat nichts von den bewegenden Elementen, die Dein Wesen electrisiren, hat nichts von jener Freiheit, die Dir ein Lebensbedürfniß ist! — Und so: leider — leider! müssen unsere Wege auseinander weichen! Ich kann die Beschränkungen, die meine Verhältnisse mit sich führen, ertragen, indem sie meine Wirksamkeit mit bedingen; aber sie würden mir unerträglich, müßte ich Dich unter ihnen leiden sehen. Ich klage Dich nicht an, daß Du sie nicht überwinden kannst, wie ich den Aar nicht anklagen kann, daß er nur auf den Höhen wohnt und nicht in Feld und Wiese. Du bist doch das herrlichste Wesen, das ich je gekannt! Lebe wohl — Florentine! Gieb mir eine Antwort!" . . . .

Florentine schrie laut auf, als sie diesen Brief gelesen; sie las ihn wieder und wieder; aber den Trost,

den sie suchte, die Hoffnung, an die sie sich klammern wollte, fand sie nicht. Die Gedanken waren ihr wie ausgestorben, sie konnte sich zu keiner Antwort sammeln, sie wußte nur Eins: daß sie vernichtet sei.

Im Hause wurden zur Hochzeit, auf den morgenden Tag, alle Vorbereitungen getroffen; es war ihr wie zum Ersticken zu Muthe, der Boden brannte unter ihren Füßen. Gegen Abend floh sie nach einem nahen, einsamen Park; aber das Abenddunkel umschleierte nicht ihren Schmerz, und die frische Luft kühlte nicht seine brennende Qual.

„Ruhige Gemüthlichkeit ist Dir der Tod!“ — Immerfort klang ihr dies Wort in die Ohren. „Ja ruhelos wird mich's umher treiben, darf ich in seiner Liebe nicht mehr ruhen!“ Der Kopf brannte ihr, sie nahm den Hut ab; hohe Bäume schwankten über ihrem Haupte und kühlten ihre Stirn, der Wind wühlte in ihrem Haar. Sie dachte daran, wie sie so in innerer Bewegung an jenem Morgen, nach ihrer letzten Trennung, sich dem Elemente überlassen; aber damals in Seligkeit, — jetzt in Schmerz. Sie weinte laut; aber ihre Klagetöne verflogen im Sturm: so stirbt der Jammerschrei des Einzelnen unbeachtet, ungehört im allgemeinen

menschlichen Elend! „Ein Sturm ist über mich gekommen,“ — stöhnte sie — „aber er haucht kein Leben!“ —

„Hatte er Recht, Solern: — die Liebe schließt die Freundschaft aus? Ich konnte nicht mehr jeden Gedanken zu Rudolph tragen, ohne von seinem Gefühle einzubüßen? Eh' er mich liebte, begeisterte er sich desto mehr, je tiefer er in mich eindrang; seit er mich liebt, hat er die freie Auffassung für mich verloren.“

„Aber was bleibt dann zurück von jenem göttlichen Gefühle, wenn es nicht Seele in Seele klammern darf?“ — fragte sie. — „Ein Rausch — eine Täuschung?! — Ich habe schon heiße Schmerzen überwunden,“ — jammerte sie, — „aber diesen Schlag ertrag' ich nicht! — Er löscht die Begeisterung in mir aus, von der ich nur leben kann!“ —

Florentine wußte selbst nicht, wie lange sie durch Nacht und Sturm gewandert; gespenstisch schwirrten ihr die vereinzelten Gedanken durch die Seele. Endlich faßte sie sich etwas und kehrte heim, brachte den Rest des Abends — es war Anastasiens letzter im elterlichen Hause — noch in der Familie zu, dann trug sie ihr schweres Herz wieder in ihre einsame Klause. Ach! wie war ihr Zauber entschwunden, — verflogen die Träume,

mit denen sie einst sie ausgeschmückt! Aber trug sie nicht auch eine Schuld? Hatte sie nicht auch Rudolph mißverstanden, wennn auch nur einen Augenblick? Sie raffte sich empor und schrieb.

Florentine an Rudolph.

„Eine Antwort soll ich Dir senden; aber schließt Dein Brief sie nicht aus? Ach, Rudolph, jedes Wort in ihm spricht das Urtheil über mich! Jeder Verbrecher wird gehört, eh' er verdammt wird; aber ungehört hast Du Deine Florentine verdammt, — Florentine, die Du doch einst geliebt hast! Hab' ich Deinen Stolz verletzt, indem ich Deiner Handlungsweise, in letzter Zeit, einseitige Motive untergelegt? — O, so werfe ich mich vor Dir nieder mit aller Demuth, deren mein Herz fähig ist, und flehe Dich an: vergieb mir! Oder glaubst Du, ich liebe einen Andern, und stellst, in übermenschlichem Edelmuthe, unsere Trennung, durch Verschiedenheit in uns, als nothwendig dar, um mir die Untreue zu erleichtern? — O, so schwöre ich Dir bei Allem, was mir heilig ist: — in keinem Augenblick, seit wir uns kennen, war Dir mein Herz entwendet; ich habe Mitleid empfunden, wo ich dem Leide begegnet, gleichviel in welcher

Gestalt; und je ohnmächtiger ich ihm gegenüberstand, desto tiefer hat es mich ergriffen. Und die Leidenschaft, die mir entgegentrat, hat mich beängstet und gequält; — aber geliebt hab' ich nur Dich allein! Und es sei, daß Du mich verstößest oder wieder zu Dir emporhebst, — mein Herz kann nicht von Dir lassen! Stehen aber Mißverständnisse zwischen uns, — o so laß uns sie lösen! Oder hast Du aufgehört mich zu lieben, — ja — dann muß ich verstummen! —

„Noch eh' ich diesen letzten Brief von Dir empfangen, war ich wieder klar in Deinen Bestrebungen. Weil Du Deiner Thätigkeit eine andere Richtung gegeben, glaubte ich, Dein Wesen habe eine andere Richtung angenommen, und Du hattest die Geduld verloren, mir Deine Handlungsweise zu erklären, weil Du schon den Glauben an mich verloren hattest. Und weil Du Deine innern Vorgänge mir nicht mehr offenbartest und in mir ein künstlerischer Drang, das Ideal darzustellen, sich ankündigte, sah ich einen Augenblick nur die Beschränkungen und die unvollendeten Erscheinungen in Deiner praktischen Thätigkeit, bei der langsamen Bewegung der Zeit, und erschrak; aber im Grunde meiner Seele hat Deine edle Selbstverleugnung, mit der Du Dein Ziel

verfolgst, und die tiefe Wahrheit, die in Deinem Streben liegt, in dem Du keine Entmuthigung kennst, — was ich so sehr an Dir bewundre, — mich begeistert. So schließt Deine unmittelbare Wirksamkeit nicht die Begeisterung für mich aus. Ich erkenne Dich in ihr, wie ich Dich liebe. — O Rudolph, warum hast Du die einzelnen Zweifel, die gegen mich in Dir emporstiegen, mir verborgen? Es wäre so leicht gewesen, uns zu verständigen; still hast Du sie in Dir emporwachsen lassen, bis sie zur Meinung sich gestaltet, bis Du mein ganzes Bild verloren und zugleich den Boden, auf dem unsere Liebe ruhte. Es gab noch eine Möglichkeit, daß Du mich wiederfinden konntest, wenn Du meine Bitte erfülltest und zu mir eiltest; aber Du hast ein Wiedersehen als unnütz verworfen; Du vergissest, daß Aug' in Auge die Seelen klarer sich erfassen, daß ein Zusammensein, in dem man unter gleichem Einflusse steht und wieder die volle Anschauung des ganzen Wesens gewinnt, Mißverständnisse, welche die Entfernung erzeugt, aufhebt. Aber Du weißt nichts mehr von einem Verständnisse zwischen uns, Du verwirfst mit dem Wiedersehen unser Gefühl als eine Täuschung, — einen Rausch!

„An diesen Worten scheitert immer von Neuem wieder meine Fassung. O wo giebt es denn eine Wahrheit, was ist denn heilig in der menschlichen Brust, — warum lebt man noch weiter in dieser Verzweiflung?! Eine Täuschung — das Gefühl, aus dem wir Bewußtsein und Harmonie gewonnen, aus dem wir uns selbst aufgegangen! Ein Rausch — jenes Gefühl, das wie eine göttliche Offenbarung uns durchdrang!

„Mein Herz war nicht einsam, als ich Dich kennen lernte, nicht voll jener Sehnsucht, die es so leicht der Täuschung öffnet; es war an das Leben, das mich umschloß, mit tausend Interessen geknüpft; aber ihre Bedeutung durchdrang mich mit Dir. Ja, Du warst der Gedanke meines Wesens; aber das war doch nicht das Motiv einer Täuschung? Das war uns der sichere Boden für unser Gefühl! Und in jenem Magnetismus, den wir auf einander übten, empfanden wir die heilige Nothwendigkeit des Besitzes. Ein Rausch faßt keine Resignation. Weil ich Dich mehr liebte als mich selbst, konnte ich mich damals noch wieder von Dir trennen, da der ganze Zauber des Beisammenseins mich umfing. Das hast Du Alles gewußt — und Alles vergessen, Rudolph? Oder hast Du mich nur in einzelnen

Zügen geliebt, mein Wesen im Ganzen nie in Dich aufgenommen und darum mein Bild verloren, da ich Dir fern war?

„Ruhige Gemüthlichkeit ist mir der Tod? Aber weil im Hause meiner Verwandten die Gemüthlichkeit fehlt, darum gerade war mir's unbehaglich, und weil es mir widerstand, klagend dieser Verhältnisse Dir gegenüber zu gedenken, hast Du mich verkannt. Hast Du vergessen, wie befriedigt Du mich in der stillen Einfachheit des Landlebens fandest, wie fröhlich ich in den Hütten dort einkehrte und mit den Menschen dort lebte? Vor der Ruhe des Besitzes bin ich zurückgebebt? Wußtest Du nicht, daß ich unter dieser Ruhe nur Gleichgültigkeit verstehen konnte? Weil Alles in dem Verkehre zwischen uns mir bedeutungsvoll und nichts gering erschien, da bebte ich einen Augenblick, daß die Gewohnheit unser Verhältniß dieses heiligen Zaubers berauben könnte, und ich bebte zurück vor jener trostlosen Lethargie, die der Besitz in dem gewöhnlichen Leben oft mit sich führt; aber es war nicht das gewöhnliche Leben, das wir erstrebten, wir wollten aufgehen Eins in dem Andern, nicht untergehen, und das wurde mir klarer und klarer an jenem Tage; — nach dieser Lösung rangen

am Abend meine Töne; das war der Sturm in mir! Und der Sturm draußen hatte nur Reiz für mich in der Ruhe meiner Liebe. Der frische Luftzug für unser Verhältniß erschien er mir zugleich. Still zurückgezogen hatte ich nur gelebt, eh' ich Dich kannte, unverstanden und verschlossen lag außerhalb meiner Sphäre die Welt, und ihr Geräusch lockte mich niemals; erst als ich in Dir ruhete, wagte sich mein Blick hinein in ihre bewegenden Elemente, und sie durchdrangen mich. Aber der Kreis, dem ich hier angehöre, hat nichts von jenem bewegten Leben, das Freiheit athmet, er umschloß mich nur beengend mit seinen kalten, aristokratischen Gewohnheiten, von denen Du mich umstrickt glaubst; Du hast vergessen, wie alles Erkünstelte, Raffinirte mir widersteht und ich überall dem Natürlichen zustrebe, bewußt und unbewußt, wie ich nach dem Naturleben mich zurückgesehnt. — Du sagst, Deine Verhältnisse gewähren nichts von der Freiheit, deren ich bedarf; aber meine Freiheit ist nichts Anderes, als daß ich in meinem Wesen eine Wahrheit sein will, meine Ueberzeugungen in mir selbst verwirklichen. Ich bin keine Gelehrtennatur, ich kann nicht von der Theorie leben; aus dem Gefühle geht mir die Idee hervor und wird mir wieder zum Ge=

fühle, und ich kann nicht anders, als in meinem Wesen darzustellen, was mir eine Wahrheit geworden. So erschien mir das Zusammenleben mit Dir als die Freiheit, weil ich von Dir anerkannt und nie verkannt das Recht und den Muth zu gewinnen glaubte, ganz Ich selbst zu sein. Nur als Mißverständnisse zwischen uns traten, tauchte wie drohend das Richtschwert der Kleinstädter vor mir auf.

„O Rudolph! als Du bei mir warst und ich so stolz und selig mich in Deiner Liebe fühlte, hast Du denken können, Dein unbekannter Name habe mich geschreckt in jenem Kreise, in welchem ich zum ersten Male mich nicht mehr fremd gefühlt, da ich Dir zur Seite war. Aus eitlem Hochmuthe, glaubst Du, habe ich's nicht über mich vermocht, als meinen Verlobten Dich dort vorzustellen? — Weil man den Namen dort so oft entweiht, der mir heilig ist, konnte ich ihn dort nicht nennen! Das hast Du nicht gewußt?

„Bedeutung und Ruhm, glaubst Du, habe ich für Dich geträumt und in Erwartung äußerer Ehren mich für Dich begeistert? O Rudolph, schließt nicht mein ganzes Wesen jenen Argwohn aus? Ja, ich habe geträumt Du könntest nicht ohne Spuren durch das Leben

gehen; aber die Macht, die Du über mich übtest, hat mich zu diesem Traum geführt, nicht dieser Traum Dir eine Macht über mich gegeben. —

„In dem Gefühle, noch eines Anhaltepunktes zu bedürfen, — sagst Du, — habe ich schon nach unserer ersten Trennung mich mit Eifer meiner Kunst hingegeben? Weil ich von Dir getrennt war, bedurfte ich eines Anhaltepunktes, und weil das Gefühl für Dich gleich einer Sonne in mir aufgegangen, trieb es Keime in mir zur Entwickelung. Wir hatten uns die Liebe auch nicht anders gedacht, und die Erfüllung seiner selbst nicht anders, als in der größtmöglichen Ausbildung und Anwendung seiner Talente und Fähigkeiten. Von welcher Bedeutung mir meine Kunst ist, hab' ich Dir erklärt, als Du bei mir warst, als Du mich fragtest, welche Befriedigung ihre Ausübung mir in dem größern, fremden Kreise gewähre. Damals verstandest Du mich wohl. Mit meinen Fortschritten in der Kunst wuchs auch mein Bedürfniß ihrer freien Ausübung, überhaupt ihrer Einwirkung auf mich selbst. Ich gehöre ihr nicht an, wie das Kind der Puppe, sie gehört zu mir, wie die Seele zum Menschen.

„Meine Selbstständigkeit schreckt Dich! O Rudolph,

sie war es, die zuerst Dein Interesse an mich knüpfte, die Dir die Anregung gewährte, aus der Dein Gefühl emporwuchs. Du hast mich erwählt, weil ich anders war, als gewöhnliche Frauen, und dann hast Du mich verworfen, weil ich nicht gewöhnlich sein konnte! —

„Das dachte ich nicht, daß die Künstlerin uns trennen solle, vielmehr glaubte ich, sie werde uns sicherer vereinen. O Rudolph! wenn das Weib auch tausend Schranken zerbräche, um frei in das Leben zu treten, in der Tiefe ihrer Seele liegt ihrem Streben nach Selbstständigkeit noch Hingebung zum Grunde!

„Ich konnte lange nicht darüber zur Ruhe kommen, wie unsere Verbindung Deinem Streben, Deinem Bedürfnisse, Andern zu leben, nicht lähmend werden, wie die Sorge für die Häuslichkeit nicht Deine Interessen für die Welt bedrohen solle, und als Du nach der kleinen Stadt übersiedeltest, ich die innern Motive nicht begriff und Du mir nur die materielle Zweckmäßigkeit entgegenhieltest, da dachte ich, unser Verhältniß habe in Deine Lebensbestimmung schon störend eingegriffen, da wurde mir es plötzlich klar, wie meine Kunst die Conflicte lösen könne, wie, indem ich durch sie äußerlich unab-

hängig würde, sie Dir Deine Bestrebungen wieder freigebe. Da schien mir's, als könne diese Freiheit uns nur fester an einander schließen, als sei es ein schöneres, heiligeres Verhältniß, nur getragen von dem Gefühle, und nicht von einer äußern Abhängigkeit. Ich hatte unsere Verbindung als die zweifellose Nothwendigkeit, wofür wir sie bei unserer Verlobung erkannt, festgehalten und meinte, das äußere Verhältniß müsse uns angepaßt werden, wir nicht ihm.

„Es war ein Traum, Du hast ihn verworfen — und mich mit ihm! Mit Deiner Liebe hört auch mein Genius auf: Zu einem Schmerzensschrei vereinen sich nun meine Töne! Rudolph, es war doch nur die Harmonie, der ich weiter zugestrebt, und die in meinem Wesen einst so versöhnend Dich berührt!

„Lebe wohl! Hab' ich das Versöhnungs- oder Abschiedswort gesprochen? Mit aller Kraft hab' ich nach Fassung gerungen, Dir ein klares Bild meiner Seele zu geben — — nun entscheide Du — — ach nach diesem todten Blatte, das doch nicht meine Seele trägt! — — Rudolph! lebt in Dir noch eine Sehnsucht nach der Vergangenheit, — so eile zu mir! — Es ist nicht die Täuschung, die ich rufe, Rudolph! Rudolph!!"

Als Florentine den Brief geendet, sank sie erschöpft zurück auf den Sessel und entschlummerte. Ein Frösteln weckte sie am hellen Morgen, sie war wie erstarrt. Sie erhob sich. Im Hause war reges Leben: heute war Hochzeitstag! Sie sandte ihren Brief ab, dann begab sie sich zur Braut, sie zu beglückwünschen. Natürlich fand sie dieselbe in Thränen und in Erinnerungen an ihren unvergeßlichen Edwin; aber zugleich wurde sie auch nicht müde, ihre elegante Brauttoilette immer wieder zu betrachten. Der Major befand sich in seinem Element; es gab heute unendliche Anordnungen zu treffen, und damit nichts versäumt werde, war es nothwendig, daß jeder Befehl zehnmal erlassen wurde. Vom frühesten Morgen an war er in äußerster Geschäftigkeit. Zu Hortensiens Verzweiflung rief er unaufhörlich nach Franz: Sie konnte es kaum ertragen, mit diesem Namen, den ihr hoher Geliebter trug, den Diener rufen zu hören.

Es trafen auswärtige Verwandte ein, glückwünschende Freundinnen, Blumen und Geschenke; das ganze Haus war Leben und Bewegung. O es versprach auch eine sehr glückliche Ehe zu werden zwischen dem Baron und Anastasien: sie hörte mit himmlischer Ge=

duld seine Anekdoten an und belachte stets seine Witzworte; er übersah dagegen ihre Rührungen, die weniger schmeichelhaft für ihn waren; zugleich bot sein Vermögen ihrer Vergnügungssucht und diese seiner Sucht, Aufsehen zu machen, alle Befriedigung. —

Frau von Sahlis schauete noch wie ungläubig in das Treiben, daß es in ihrem Hause einem Glücke gelten sollte; doch war sie froh des Friedens im Augenblicke. Den tiefen Kummer Florentinens kannte sie nicht. Diese zog sich aus dem Geräusche wieder nach ihrem Zimmer zurück und wand Anastasiens Brautkranz. Sie fühlte sich wie ausgestorben. „Und wenn noch Alles wieder gut würde," — dachte sie, — „ich glaube, ich habe keine Empfindungen mehr für das Glück." Sie stand auf und trat vor den Spiegel, auf ihren Locken den Kranz zu versuchen, ob er die rechte Größe habe; als sie sich aber mit diesem Kranze geschmückt erblickte, zuckte sie zusammen. Ach, für den Schmerz hatte sie noch alle Empfindung! „Rudolph! Rudolph!" stöhnte sie und sank in einen Sessel. Das Gesicht in die Hände begraben, saß sie einige Momente, dann rang sie sich auf, trug den Kranz zu Anastasien und half diese zur Feier mit schmücken.

„Aber, Florentine, Du denkst gar nicht an Dich,“ — erinnerte die Tante; — „Du allein bist noch nicht in Toilette. „Es ist wahr!“ sagte sie und zog sich zurück.

Zögernd legte sie Hand an; langsam kehrte sie zu den Verwandten zurück.

„Du bist wohl schön in Deinem weißen Seidenkleide und Deinen schwarzen Locken ohne Schmuck und Blumen,“ — raunte ihr die Gräfin Liska zu, — „aber hochzeitlich siehst Du nicht aus. Hast Du nicht einmal ein Bouquet?“

Sie ging zu den Blumen an ihren Fenstern, von diesen abzupflücken; aber sie waren alle welk, sie hatte vergessen sie zu bethauen. „Welk,“ — sagte sie leise — „wie mein Glück! — Es ist zu spät,“ — wandte sie sich zur Gräfin, — „ich kann nun keine Blumen haben.“

„Das ist aber unmöglich,“ — sagte diese — und theilte ihr großes Bouquet mit ihr. Es war aber Florentinen, als müßten die Rosen ihrer Hand entfallen.

Die zur Ceremonie bestimmte Zeit nahte, der Bräutigam wurde erwartet. Seufzend betrachtete Ana-

stasie noch einmal das bekannte Medaillon, küßte die Locke — des Bedienten und barg sie wieder an ihrer Brust. Dann erschien der Bräutigam. Den gewöhnlichen Verwechselungen vorzubeugen, flog Anastasie ihm entgegen, und er umarmte entzückt die Geliebte. Dann wurde zur Kirche aufgebrochen.

Florentine und Hortensie standen der Braut am Altar zur Seite; Hortensie schauete verstohlen umher, ob ihr Geliebter vielleicht gekommen sei, sie aus der Ferne zu sehen. Wie armselig erschien ihr das Glück der Schwester gegen das stolze Glück, von dem sie träumte!

Geisterbleich, ohne Bewegung in den Zügen, stand Florentine hinter der Braut; aber immer knickte sie zusammen, als müsse sie versinken. Eine unheilige Verbindung wurde hier geschlossen, — — ein schönes, heiliges Band war zerrissen! — —

Bis tief in die Nacht dauerte der Hochzeitsjubel. Mit stiller Resignation hatte Florentine ausgeharrt. Als die Gäste sich zerstreueten, war's ihr, als habe sie nun allen Anforderungen genügt; — wie um zu sterben, legte sie sich nieder.

Die Tage kamen und gingen: aber mit jedem neuen

Tage erbleichte nur mehr ihre Hoffnung. Sie verweigerte Speise und Trank.

„Konnte Er jener Liebe vergessen, sollen auch diese Lippen verdorren, die er geküßt!“ rief es in ihrer Seele. . . .

Im Westen stürzte ein Königsthron! Ein Jubelschrei ging durch das ganze Europa. Wer denkt nicht an jene Tage voll Hoffnungen und Träume! Wer kann sie vergessen!

Mit der Kunde dieses welterschütternden Ereignisses lebte Florentine auf. Sie verließ ihr Lager, ihr Auge glänzte wieder, ihre Gestalt bebte nicht mehr, in ihrem Wesen war neue Spannkraft. Es war ihr, als sehe sie eine andere Welt wieder, als sei mit Ludwig Philipp der Egoismus geflohen, als habe das ganze Leben eine andere Bedeutung gewonnen, und jeder Einzelne tiefern Gehalt. Sie zweifelte nicht mehr, Rudolph mußte mit ihr versöhnt sein. Die kleinen Zerwürfnisse traten zurück, er mußte ihre tiefe Sympathie wieder empfinden. Es war ihr, als bedürften sie keiner Ausgleichung mehr, als hätte sie aber auch nicht mehr das

Recht, ihn zu rufen, gegenüber den gewaltigen Forderungen der Zeit, die alle Kräfte beanspruchten. Und doch war's ihr auch, als müsse es ihn zu ihr drängen, als müsse sie ihn in ihre Arme schließen, gerade jetzt!

Es klang in ihr noch die erste Begeisterung, da flog die Thür auf — und Rudolph trat herein!

„Florentine!“ rief er, und sie hielten einander wieder umfangen. Das Herz wußte nichts mehr von seinen Schmerzen, sie fühlten nur die Beseligung des Wiedersehens; es gab nichts mehr zwischen ihnen zu rechten, sie empfanden nur die heilige Gemeinschaft ihrer Wesenheiten.

„Die Zeit ist aber kostbar!“ — sagte Rudolph nach kurzem Beisammensein, — „jetzt gilt es kein Ruhen, kein Säumen, — morgen muß ich wieder aufbrechen; — aber Du gehst mit mir, Florentine!“

„Ich gehe mit Dir!“ — rief sie und kniete vor ihm nieder, — „und wohin Du mich führst!“

„Das war unser Unglück,“ fuhr er fort, indem er sie emporhob und wieder an sein Herz nahm, — „daß wir uns damals noch wieder trennten, ich fühlte es wohl, als Du mich von Dir drängtest. Ich war wieder

aus mir herausgeworfen und verfiel wieder einer Einseitigkeit, wie ich Dir's im voraus gesagt. In mir selbst zersplittert, fehlte mir auch die Auffassung im Ganzen für Dich — und ich bin einmal kein Träumer, ich bedarf des unmittelbaren Verkehres zur vollen Veranschaulichung und vollen Empfindung. Als, mit Deinem letzten Briefe, Dein ganzes Wesen wieder vor mir auftauchte, fühlte ich auch wieder die Einseitigkeiten, denen ich anheimgefallen; harmonisch durchklangst Du mich wieder! Es waren dennoch Wahrheiten in Deinen frühern Briefen: wir würden uns in der kleinen Stadt opfern; man muß sein Wesen erst ausbreiten, um es concentriren zu können; wir müssen für uns selbst Raum haben, um auch Raum zu einer entsprechenden Thätigkeit zu gewinnen; wir müssen in uns selbst befriedigt ruhen, um unsere Kräfte frei für Andere verwenden zu können. So faßte ich den Plan, uns nach der Residenz zu wenden: dort kann ich in meiner Thätigkeit dieselbe Richtung verfolgen, die ich in der kleinen Stadt einschlagen wollte, ohne jene Resignation mit in den Kauf zu nehmen, und sie gewährt Deinem Wesen und Deiner Kunst, ihrer Ausbildung und Ausübung freien Raum. Die neuen Ereignisse befestigen nur meinen

Entschluß, in der Residenz bin ich dem Wogenschlage der allgemeinen Entwickelung näher, und Du könntest im Augenblicke Deinen Plan mit Paris doch nicht ausführen; was später geschehen kann, wird von selbst sich zeigen. Ja, Florentine, Du mußt Dir selbst treu bleiben; in freier Entfaltung, getragen von Deinem eigenen Gefühle, bist Du jenes Wesen, das mich unwiderstehlich fesselte, das alle Widersprüche in mir versöhnt. Die äußere Beschränkung, in die ich mich begeben, beschränkte auch meine Begriffe, daß ich unser ganzes Verhältniß und meine Anforderungen an dasselbe verkannte. — Und jetzt, meine Florentine," — fuhr er fort — „bleibt Dir auch kein Bedenken, ob Du irgend lähmend in meine Bestrebungen treten könntest; mehr als je bedarf ich der Ruhe in meinem eigenen Wesen in jener Harmonie, die Du mir gewährst; in dieser Zeit muß man vor allen Dingen in keine einseitige oder extreme Richtung gerathen. Wir dürfen in der Begeisterung über die unverhoffte Wendung der Dinge nicht die Wirklichkeit vergessen, und müssen auch bei dem frischesten Luftzuge eingedenk sein, daß nur in einer organischen Entwickelung die Verhältnisse Lebensfähigkeit in sich fassen." —

„Was ist aus Solern geworden?" fragte Rudolph nach einer Pause.

„Er ist ein unglücklicher Mensch!" — antwortete Florentine. — „Aber vielleicht haben die Weltereignisse ihn auch belebend getroffen, ich hoffe es und daß er in ihnen einen neuen Anknüpfungspunkt für sein ganzes Wesen gewinnt. Er war furchtbar zerstört," — setzte sie traurig hinzu. — „Wenn wir in Ruhe sind, will ich Dir Alles beichten; ich habe viel gelitten, aber Du kannst mich in keiner Regung verdammen."

„Hier sieh!" — erwiderte Rudolph, indem er ihr jenes anonyme Billet von Solern reichte, — „daß ich keinen Zweifel gegen Dich hege, es hat mich keinen Augenblick berührt. Solern ist aber auch kaum Deines Mitleids werth. Erkennst Du aus dieser Schrift die Züge seiner Hand?"

„Doch! obgleich sie verstellt ist," — antwortete sie, und ihr Auge war ernst auf das Papier geheftet. — „Ich muß ihn dennoch beklagen," — fuhr sie fort und reichte Rudolph die Hand, — „verzeih mir! — Er ist zu elend durch sich selbst, als daß man noch daran denken könnte, wie er in Anderer Schicksal wüthet."

Rudolph küßte ihre Hand. „Du bist meine liebe Florentine!“ sagte er .....

Florentine packte ihre Reisekoffer. Rudolph traf alle Anstalten zur Trauung. Die Verwandten zeigten sich zufrieden, da nichts mehr zu ändern war; nahm doch auch die Zeit eine Physiognomie an, der gegenüber sich Jeder bemühete, frei von Vorurtheilen zu erscheinen.

Am andern Morgen in aller Frühe wurden Rudolph und Florentine getraut. Gleich darauf reisten sie ab.

„Mit Dir zieht überall hin ein guter Geist, Florentine!“ — sagte ihr Frau von Sahlis, indem sie zum Abschied sie umarmte ....

Ihre sonst so friedlichen Räume hatten auch ganz das Aussehen gewonnen, als sei hier der gute Geist geschieden ....

Die Thüren standen weit offen, Koffer wurden hinausgetragen, ein Emballeur war mit nachzusendenden Sachen beschäftigt, die Wände waren der Bilder entkleidet, Blumentöpfe umgeworfen: Alles glich einer Zerstörung.

Plötzlich erschien hier Solern; — aber ein Bild viel tieferer Zerstörung! Er schien selbst nicht gewußt zu haben, wohin seine Schritte ihn trugen, als er sich auf einmal in der wohlbekannten Behausung erblickte.

Entsetzt sah er sich um; mit dem umnachteten Blicke erkannte er doch die Anzeigen einer Abreise.

„Wo ist sie hin?“ fragte er, wie furchtsam, mit hohler Stimme.

Franz trat zu ihm heran: „Fräulein von Berghe sind als Frau Doctor Bodinus mit dem Herrn Gemahl heute abgereist,“ — erklärte er..

Solern stand einen Moment wie fest gewurzelt, sein Auge starr auf einen Punkt geheftet. Dann eilte er von dannen, wie von bösen Geistern gejagt. —

Am nächsten Morgen durchlief eine entsetzliche Nachricht die Stadt: Solern — hatte sich erschossen!

Ueber seinem Grabe donnerten die Kanonen, die Deutschland die Freiheit versprachen! Die Eitelkeit und der Ehrgeiz regten alle Schwingen; — aber Emil Solern — ruhte im Grabe!

Und Isabelle?! Sie weinte dem Geliebten heiße Thränen nach; aber doch war der schwarze Schleier, der ihre Zukunft umhüllte, gehoben. . . .

Ende.

Druck von Otto Wigand in Leipzig.

Ottilie

Ein Diplomat Roman

Leipzig 1853